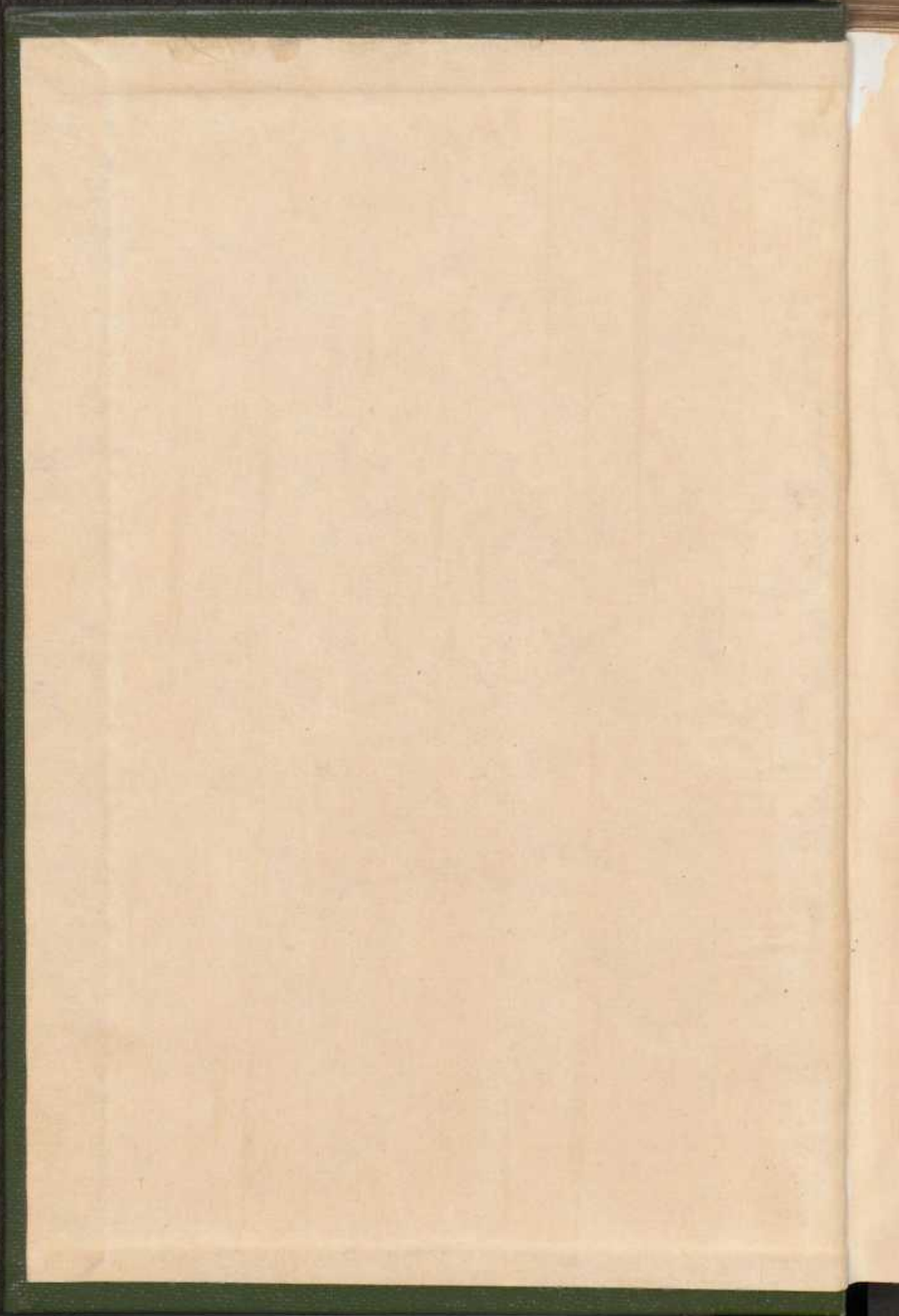


Auf fremder Erde.

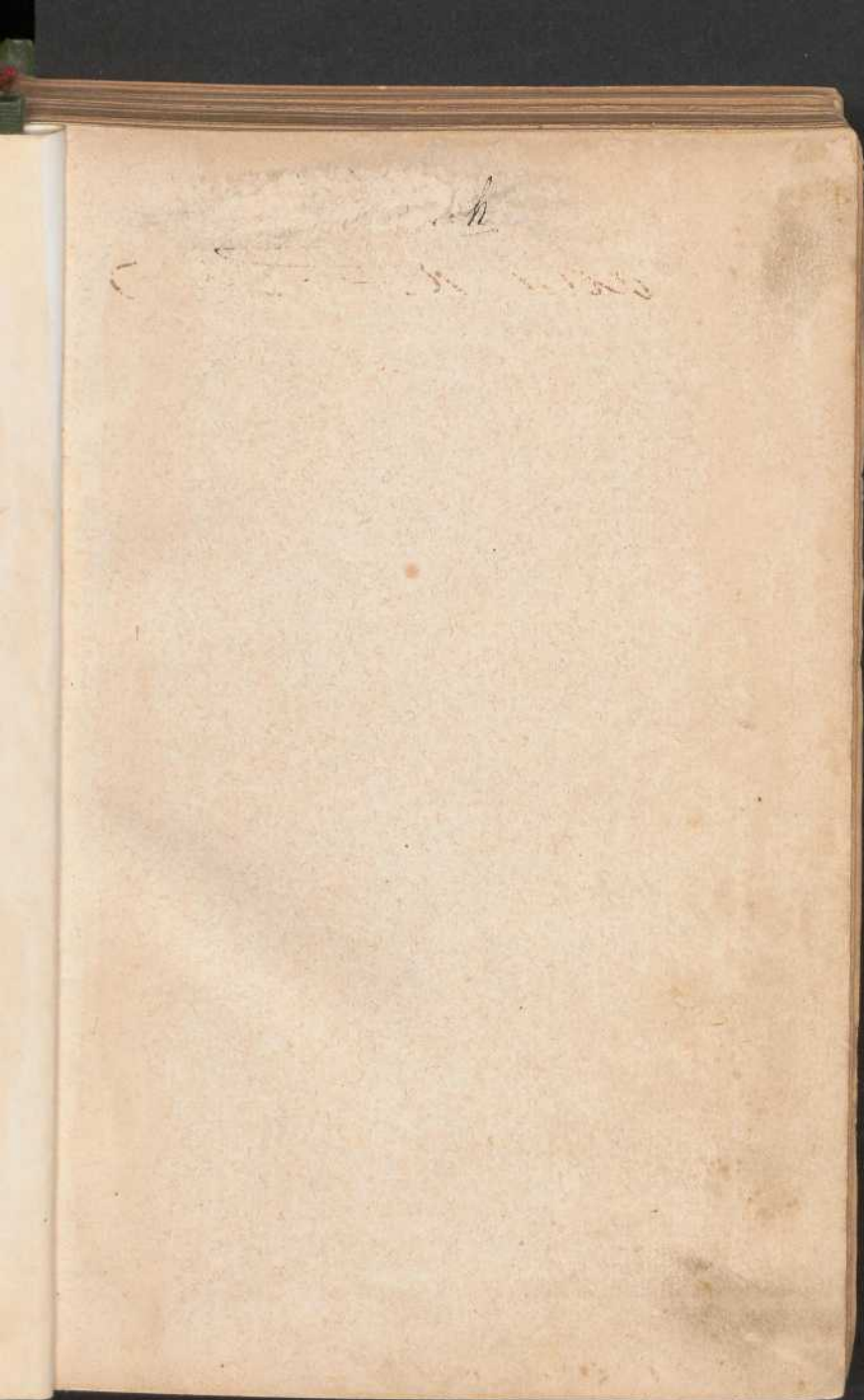


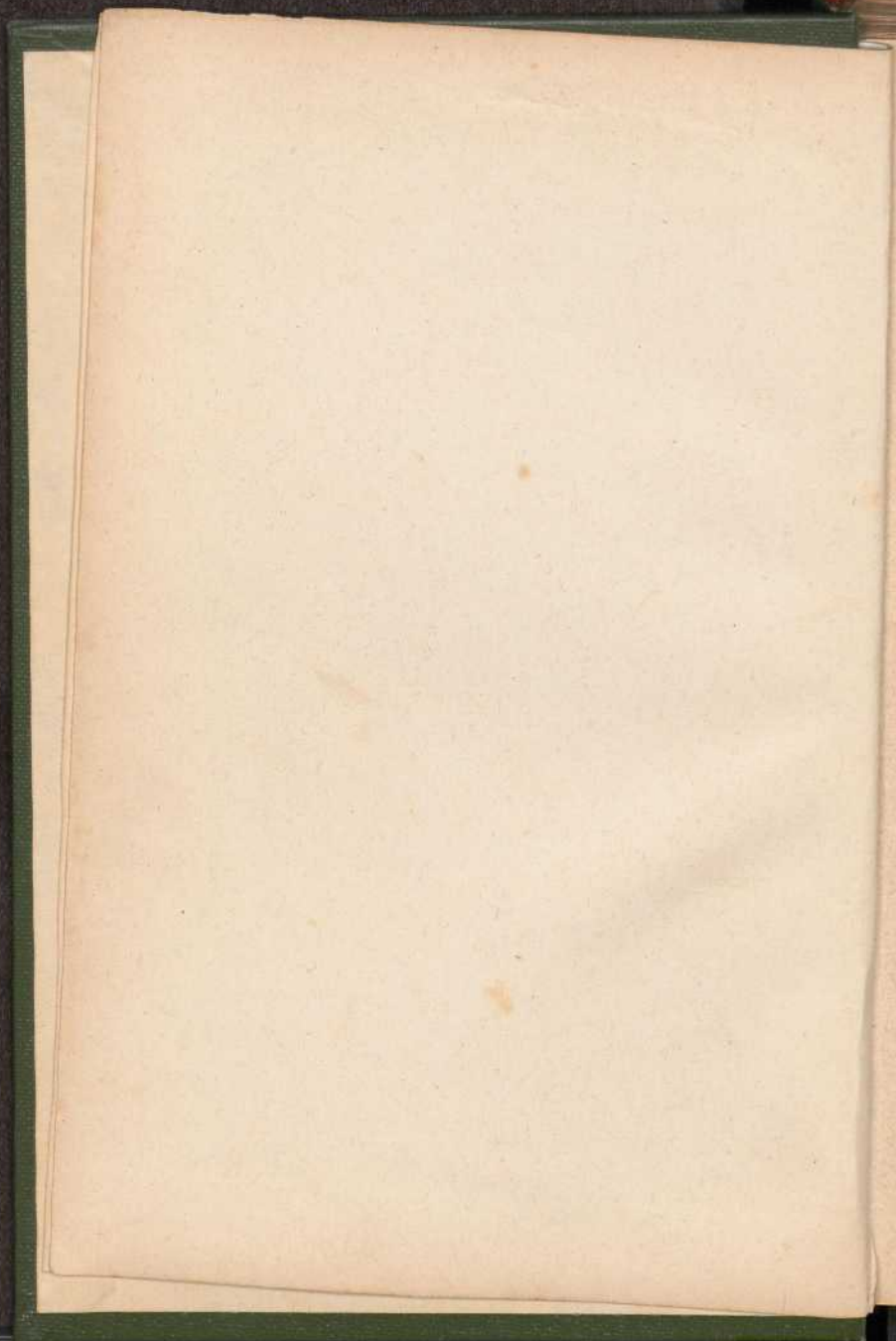
In diesem Augenblick sprang Voshko mit seinen Begleitern aus den Büschen hervor, und führte mit Gefährten und Schergen weiter den Dohatal her.

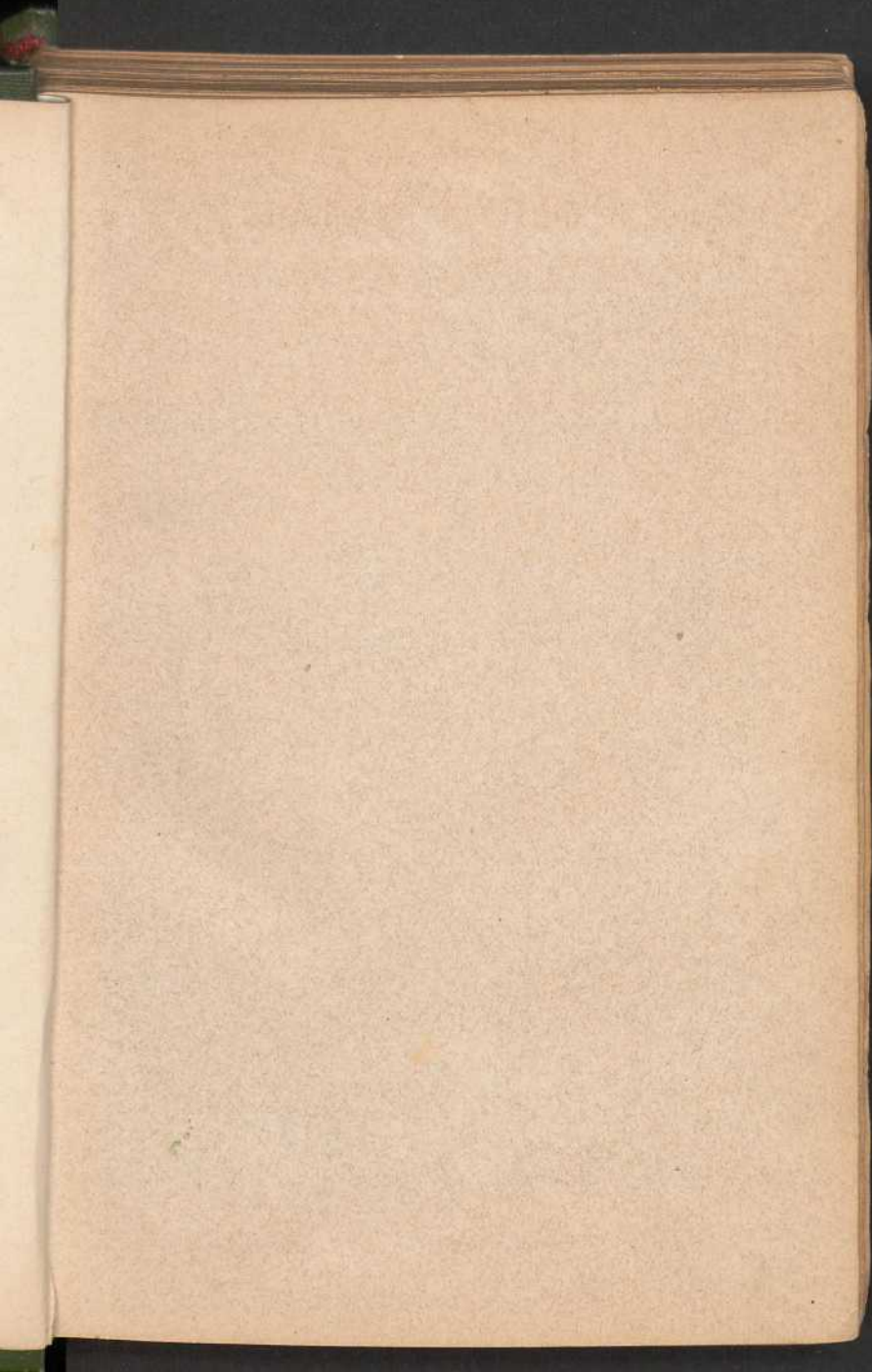


51









James Cook
 der Weltumsegler
 oder
 Was aus einem Schiffsjungen
 werden kann.



Als man den anglukidjen Kapitän Cook zum letzten mal deutlich
 sah, stand er am Strande und versuchte die Eingeborenen durch
 Reden zu beschwichtigen. Gleich darauf erhielt er einen Keulen-
 schlag auf den Kopf, der ihn bewußtlos niederstreckte.

Auf fremder Erde.

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend

von

Otfr. Nylus.

Inhalt:

James Cook, der Weltumsegler

oder:

Was aus einem Schiffsjungen werden kann.

Der Gorilla-Jäger.

Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen
in Westafrika.

Mülheim a. d. Ruhr,
Verlag von Julius Bagel.

Im Fremden

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend

von

von

James Cook, der Weltumsegler

aus dem Englischen

Der Weltumsegler

H/5 450475

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK

München

James Cook, der Weltumsegler

oder:

Was aus einem Schiffsjungen werden kann.

Eine Erzählung

für Volk und Jugend

von

Hr. Mylius.



James Cook, der Entdeckter

das uns einen neuen Welttheil vorzuzeigen kann

—
eine Beschreibung

des Hain und Jungs

von
J. S. Smith.

James Cook, der Weltumsegler, war nicht nur einer der kühnsten, besonnensten und tüchtigsten Seefahrer der britischen Marine, welche doch der heldenhaften Ehrenmänner so viele zählt, sondern er war auch nächst Columbus der größte Länder-Entdecker aller Zeiten, ein Mann, welchem die Wissenschaft der Erdkunde und die Nachwelt ungemein viel verdanken. Dazu ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung und ein gläubiger und überzeugter Christ. Sein Leben kann nicht nur für seine Fachgenossen, sondern für jeden denkenden und strebsamen Jüngling ein leuchtendes und ermunterndes Vorbild zur Nachahmung sein und mag zeigen, was einem redlichen Streben, einem festen Willen und beharrlichen Fleiße bei Mäßigkeit und Nüchternheit gelingen kann, denn James Cook stammte nicht von wohlhabenden und hochgebildeten Eltern ab, sondern von armen aber wackeren Bauersleuten. Er hatte keinerlei äußere Glücksumstände oder Begünstigungen für sich, nämlich keine vorzügliche Schulbildung, keine angesehenen Verwandten und Freunde, welche ihn heben und durch Fürsprache vorwärts bringen konnten, sondern er war einfach einer von jenen Männern, welche ihren ganzen Erfolg im Leben nächst Gott nur ihrer eigenen Tüchtigkeit, ihrem rechtschaffenen Streben nach Vervollkommenung und Fortbildung verdanken. Diese „Männer aus eigener Kraft“ sind beinahe unter allen Nationen die größten und wackersten, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Geschichte ihrer Mitmenschen ausgeübt haben und in allen Lebensstellungen als mustergültige Beispiele dastehen. Sie bestätigen die Wahrheit des Sprichworts, daß Fleiß auch Genie ist, daß ausdauernde Arbeit alles überwindet, und daß derjenige, welcher den ernststen Willen hat etwas Tüchtiges zu werden, auch den Weg dazu findet und sich auf die höchsten Stufen der Menschheit emporheben kann. Jünglinge, welche, wenn sie auch den untersten Ständen entsprungen sind, nur den ernststen, redlichen und unerschütterlichen Wunsch haben, etwas Tüchtiges in der Welt zu lernen, sich in irgend einem Berufe die größtmögliche

Geschicklichkeit anzueignen, die den Blick unverrückt auf dieses Ziel hinarichten und sich darin nicht durch Leidenschaften und eitle Vergnügungen irre machen lassen, die immer mäßig, nüchtern, bescheiden, lernbegierig und wahrheitsliebend, gewissenhaft und voll edlen Strebens bleiben, — die sind aus dem Holze, aus welchem man die großen Männer schneidet, die die Welt verzüngen. Aus diesem Holze war auch James Cook und darum sind sein Leben und seine Laufbahn ebenso lehrreich und interessant, wie seine Erlebnisse und Erfolge, und verdienen es vor vielen anderen Lebensgängen großer Männer, von dem heranwachsenden Geschlecht genau gekannt und wohl beherzigt zu werden, und darum wollen wir Cooks Leben und Entwicklung im nachstehenden schlicht und gemüthlich erzählen.

1. Jugend- und Lehrjahre.

Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte in einem kleinen Flecken im nördlichen Bezirke (North Riding) der Grafschaft Yorkshire im nördlichen England ein Bauernknecht namens John Cook mit seinem Weibe schlicht und recht auf dem Gute eines begüterten Grundbesizers und brachte sich und die Seinigen durch Arbeit im Tagelohn ehrlich fort. John Cook und sein Weib waren nur einfache ungebildete Leute, aber sie waren rechtschaffen, fleißig, nüchtern, gewissenhaft und religiös — man achtete sie wegen ihrer Zuverlässigkeit und ihres sittlichen Lebenswandels; ihre Hütte war ärmlich, aber immer reinlich, ihr kleiner Garten ein Muster von Ordnung, jede Spannenbreite Bodens darin wohlbenutzt zu Gemüsen und Obst, aber auch zu Blumen, welche dem einfachen John Cook eine besondere Freude machten. Das Gut, auf welchem John Cook und sein Weib dienten, lag in der Nähe der Stadt Marton, in der fruchtbaren Landschaft Cleveland, wenige Meilen von Great-Ayton. Hier auf dem Gute bei Marton, ward dem ehrlichen John Cook am 27. Oktober 1728 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen James oder Jakob erhielt und der unter den Augen der Eltern einfach heranwuchs wie die andern Bauernkinder seines Alters, nur mit dem Unterschiede, daß er von seinen Eltern niemals ein häßliches Wort hörte, noch jenen Scenen von Trunkenheit und

Unfrieden anwohnte, welche bei anderen Bauern jener Zeit und Gegend so gewöhnlich waren. Der alte John Coot trant weder Bier noch Branntwein, ging nie in die Schenke und verbrachte seine wenigen Freistunden meist mit Korbflechten und anderen nutzbringenden Beschäftigungen, oder er vertiefte sich, da er notdürftig lesen konnte, mühsam in ein gutes Buch, deren er aber außer der Bibel und Bunyans „Pilgerweg“ nur wenige hatte. Da aber der kleine James ein aufgewecktes Kind war, so wollten die Eltern, daß er auch etwas Nützliches lerne, und schickten ihn, als er etwa sieben Jahre alt war, in eine Schule nach Marton, welche von einer alten Frau gehalten wurde und worin er die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens erlernte. Als James acht Jahre alt war, erhielt sein Vater die Stelle eines Overtnechts oder Verwalters auf einem Gute Arxholm in der Nähe von Great-Nyton, welches einem Herrn Thomas Scottowe gehörte. Die Mittel Cooks erlaubten es ihm nun eher, etwas für die Schulung seines Sohnes zu thun, und er ließ ihn daher eine Privatschule in Great-Nyton besuchen, deren Unterricht jedoch nicht einmal demjenigen unserer heutigen deutschen Volksschulen gleichkam, denn damals waren die Schulen noch sehr mangelhaft und wenig besucht und der Staat that noch gar nichts für dieselben. Der kleine James konnte auch nur im Winter die Schule besuchen, denn er mußte im Sommer seinen Eltern bei der Feldarbeit helfen, und dies war sein Glück, denn er gewöhnte sich dadurch an stetiges Arbeiten, härtete seinen Körper ab und machte sich durch seine Anstelligkeit, seinen Fleiß und sein stilles Benehmen dem Gutsherrn bemerklich, welcher ihn einigemal anredete und bei ihm einige Fähigkeiten und einen regen Wissenstrieb bemerkte, so daß er ein sah, James könne in seiner Winterschule nicht soviel lernen als er sich wünsche. Herr Scottowe machte daher James den Vorschlag, ihn in eine bessere Schule zu schicken, was der Knabe und seine Eltern dankbar annahmen. James kam nun, beinahe zwölf Jahre alt, in die Schule eines Herrn Pullen, wo er Schreiben und Rechnen und die Anfangsgründe der Buchführung lernte, denn John Cook hatte die Absicht, seinen Sohn Krämer werden zu lassen, da er ihn nicht zu dem harten Brod eines Tagelöhners und Feldarbeiters verurtheilen wollte, dem wohl niemals die Gelegenheit winkte, Pächter zu werden. In England ist nämlich leider Grund und Boden meist in den Händen von großen Grundbesitzern, welche das Land in eine Anzahl kleinerer Güter auslegen und diese entweder ver-

pachten oder selbst bewirtschaften. Zur Uebernahme einer Pachtung aber gehören Kapitalien, um sich einen Viehstand, Fuhrwerke, Ackergeräte, Sämereien u. s. w. anschaffen und die Arbeiter bezahlen zu können, und die sogenannten „kleinen Leute“ und selbst die mittleren können sich keinen Grund und Boden kaufen, und so giebt es in England keinen Bauernstand, welcher, wie bei uns, auf eigener Hufe sitzt und diese als freies Besitzthum inne hat, sondern es giebt nur Pächter und Tagelöhner. Die Pächter aber werden von den Grundherren gedrückt und im Pacht fortwährend zu steigern versucht, und sie drücken dann wieder auf die Tagelöhner, welchen sie ein ärmliches Häuschen und ein kleines Stück Feld als sogenannten Kofstader, nämlich zum Anbau von Gemüse und anderen Nahrungs- und Nutzpflanzen überlassen, so daß die Tagelöhner zeitlebens arm und abhängig bleiben, kaum ihren Wohnort wechseln können, um nicht obdachlos zu werden, und froh sein müssen, wenn sie mit ihren Weibern und Kindern satt zu essen und ein Obdach haben. Ein solches Leben, welches kaum besser ist als dasjenige eines Leibeigenen, wollte aber John Coot seinem Sohn James nicht zumuten, eben weil er ihn dafür zu gut hielt, und darum wollte er aus ihm einen Mann machen, der es, nach seinen Begriffen, besser habe und bei Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit vorwärts kommen kann, und dies war nach John Coots Anschauung der Beruf eines Krämers oder Ladenbesizers. James schien damit einverstanden zu sein, denn das Leben in einem Städtchen, in einem Mittelpunkt größerer Gesittung bedünkte ihn anregender und lohnender, als dasjenige unter rohen und armen Tagelöhnern, und darum gab er sich in Herrn Pullens Schule die größte Mühe, alle Gelegenheiten zum Lernen bestens zu benützen, und er machte trotz seiner frühern dürftigen und vernachlässigten Schulung ganz außerordentliche Fortschritte.

Leider durfte er aber diese Gelegenheit zum Lernen nicht viel über ein Jahr benützen, denn kaum war er dreizehn Jahre alt geworden, so meinte sein Vater, es sei jetzt Zeit, daß James ihm aus dem Brot komme und auf eigenen Füßen stehen lerne. Er brachte ihn nämlich in die Lehre zu einem Krämer in dem Fischerorte Staiths oder Snaith an der Küste, ungefähr achtzehn Kilometer nordwestlich von dem lebhaften Hafenzstädtchen Whitby. Der Krämer hieß William Sanderson und hatte ein sehr lebhaftes und einträgliches Geschäft, denn der Flecken Staiths hat eine rührige Bevölkerung von Fischern und Schiffen und einen starken Verkehr in Küstenschiffahrt, und

die meisten Fischer und Schiffer waren, wenn nicht wohlhabende Leute, so doch solche, welche einiges Geld aufgehen lassen und sich alle möglichen leiblichen Genüsse verschaffen konnten. In Sandersons Laden waren außer Lebensmitteln und Spezerei- auch Ellen- und Eisen-Waaren, Zwirn, Nähadeln, Papier und alle möglichen Dinge zu haben, und das Geschäft ging flott, denn Sanderson war fleißig und früh und spät an der Arbeit, und nicht nur sparsam, wie es meist die Schotten sind, sondern sogar geizig und zum Reifen und Nörgeln geneigt. James erwies sich willig und strebsam, that seine Schuldigkeit und war früh und spät bei seiner Arbeit; er setzte einen Stolz darin, seiner Pflicht vollauf zu genügen und er zeichnete sich vor anderen Burschen seines Alters und Standes durch frühreife Umsicht, sicheres, treffendes Urtheil und eine ungewöhnliche Gewandtheit im Rechnen aus. Gleichwohl konnte er es dem fauertöpfischen und zänkischen Prinzipal nicht immer recht machen und wurde stets von ihm gefubelt und gescholten, denn es giebt Menschen, welche meinen, nur durch Unmut und Schelten sich ein Ansehen geben und ihren Fleiß durch ein lärmendes Reifen und Nörgeln bethätigen zu müssen.

Unter diesem mürrischen, geizigen Mann hatte James vier Jahre als Lehrling zuzubringen, bevor er „losgesprochen“ wurde, und auf ein Gehalt hoffen konnte. Aber er hatte schon in einem halben Jahre alles gelernt, was Sanderson ihm lehren konnte und ersetzte diesem im Laden und am Schreibtische einen Commis. Dabei ward er mit den Leuten bekannt, gewann eine Einsicht in dieses rege Verkehrsleben der Fischer und Küstenschiffer, knüpfte Bekanntschaft mit Altersgenossen aus diesem Stande an und hörte von den Reisen, welche dieser oder jener junge Bursche aus Staiths oder der Umgebung schon als Seemann gemacht, von dem vielen Gelde, das er dabei verdient, von dem vielen Schönen, welches er dabei draußen in der Fremde gesehen habe u. dgl. m., und je mehr James hiervon sah und hörte, desto mehr ward in ihm der Wunsch, selber Seemann zu werden, die Welt zu sehen und sich einigen Wind um die Nase wehen zu lassen, anstatt in seinen schönsten Jahren bei Sanderson am Ladentisch und Del- und Häringssatz zu stehen.

James war noch nicht volle anderthalb Jahre bei Sanderson gewesen, als er mit dem grämlichen Prinzipal einen Wortwechsel bekam, weil er sich einen ungerechten Tadel nicht gefallen lassen wollte. Im Gefühl seiner Unschuld ging James vielleicht in seinen Worten zu weit, so daß Sanderson ihm

im Zorn erklärte, er möge sich zum Geier scheeren und aus seinem Hause packen, und James nahm alsbald den Ergrimmen beim Worte, schnürte sein kleines Bündel und kehrte nach Great-Nyton zurück, wo er seinen Eltern den Vorfall erzählte und zugleich erklärte, daß er nun seiner eigenen Neigung gemäß Seemann werden und sich in Whitby eine Stelle als Schiffsjunge oder als Lehrling auf einem Küstenschiff suchen wolle, und die Eltern gaben nach einigem Bedenken ihre Zustimmung dazu. James fand denn auch gleich eine Lehrstelle und trat im Juli 1746 auf dreijährige Lehrzeit in die Dienste der Herren John und Henry Walker in Whitby, welche mehrere Schiffe besaßen. Auf einem derselben, dem Barkschiff „Freelove“ von 450 Tonnen Last, welches vorzugsweise den Kohlentransport von Newcastle und Tyne nach London besorgte, machte Cook seine erste Ausfahrt in die Welt.

Nachdem Cook seine Lehrzeit zur Zufriedenheit seiner Prinzipale nahezu beendet hatte, ward er im Mai 1748 heimberufen, um bei der Ausrüstung und seetüchtigen Ausrüstung eines neuen Fahrzeuges, des Barkschiffes „Drei Brüder“, von 600 Tonnen Last beschäftigt zu werden und seine praktischen Kenntnisse im Seewesen zu vermehren. Seine Brotherren nämlich hatten seine Thätigkeit und Zuverlässigkeit erkannt und wollten ihn nach Ablauf seiner Lehrzeit zu einem bessern Dienste verwenden, denn wenn ein Mensch im Kleinen für tüchtig befunden wird, so vertraut man ihm bald auch größeres an. So machte er mit diesem Schiffe zuerst einige Kohlenfahrten nach London und dann die erste Fahrt über die Nordsee nach Middelburg auf der Insel Walcheren in Holland. Die britische Regierung hatte nämlich das Barkschiff „Drei Brüder“ als Transportschiff geschartert (gemietet), damit es die in den Niederlanden entbehrlich gewordenen Truppen von dort abhole. So wurde denn zuerst ein Regiment auf diesem Transportschiff von Middelburg nach Dublin und auf einer zweiten Fahrt ein anderes Regiment nach Liverpool gebracht, das Schiff aber zu Deptford im April 1749 abgelohnt und seiner ursprünglichen Bestimmung als Kauffahrteischiff zurückgegeben, worauf es noch verschiedene Fahrten nach Norwegen machte und von dort Bauholz nach England brachte.

Mittlerweile hatte Cook seine Lehrzeit beendet und Geschmack am Seeleben bekommen. Sein Sinn stand nun in die Ferne, und so nahm er Dienst auf einem Kauffahrer, welcher regelmäßige Fahrten nach den Ostseehäfen machte, und erwarb sich während der zwei Jahre, die er auf diesem

Schiffe verbrachte, solch gediegene Kenntnisse im praktischen Seewesen und durch seine Gewissenhaftigkeit, Nüchternheit und Zuverlässigkeit im Dienste solches Vertrauen, daß seine ehemaligen Brotherrn die Gebrüder Walker ihm im Jahre 1752 die Stelle eines Maat oder Obersteuermann auf ihrem Schiffe „Freundschaft“ anboten und, nachdem Cook eine Zeitlang auf demselben gedient hatte, ihn sogar zum Kapitän dieses Fahrzeugs machen wollte. Ein anderer würde vielleicht mit beiden Händen nach dieser Beförderung gegriffen haben, aber James Cook war hierzu viel zu demüthig und bescheiden. Er fühlte deutlich, daß er für einen solchen wichtigen Posten noch viel zu jung und wohl auch zu unerfahren sei, und es widerstrebte seinem rechtschaffenen und geraden Sinne und seiner Gewissenhaftigkeit, um seines eigenen Vorteils willen die Interessen anderer aufs Spiel zu setzen. Durch diese bescheidene Selbsterkenntnis, welche für seinen wahren Mannenswert so bezeichnend ist — denn je strebsamer ein Mensch ist und je mehr er lernt, desto bescheidener und demüthiger soll er sein! -- hat er sich seinem Vaterlande und der Menschheit für die größeren Dienste erhalten, welche er denselben später leistete. Wenn er nämlich jene Stelle als Kapitän angenommen hätte, so wäre er wohl stets auf Kauffahrtschiffen geblieben und nie in den Dienst der königlichen Flotte getreten, in welchem er seine großen Erfolge später errungen hat.

Cooks wahre Bestimmung aber ging dahin, seinem Vaterlande auf der Flotte zu dienen, und hierzu kam er in folgender Weise. Die Spannung und Eifersucht die schon seit lange zwischen den Kronen Frankreich und Großbritannien geherrscht hatte, führte im Frühjahr 1755 zu Feindseligkeiten zwischen beiden, welche einen Krieg in Aussicht stellten. Die britische Kriegsflotte sollte rasch bemannt werden, und da man damals und noch heute in England keine Konstriktion für den Flottendienst gehabt hat oder kennt, so mußten die Bemannungen für die Kriegsschiffe auf dem Zwangswege, durch das sogenannte „Matrosenpressen“, herbeigeschafft werden. Unter diesem Matrosenpressen versteht man nämlich das gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienste, welches z. B. in England beim Kriegszustand ein zwar grausames aber gesetzlich anerkanntes Mittel, die Schiffsmannschaften zu ergänzen und zu erneuern, wenn die Werbung oder der freiwillige Eintritt zur Beschaffung des Schiffsvolks nicht mehr ausreicht. Dieses Matrosenpressen darf aber nur auf Grund eines Vollmachtsbriefes geschehen, welcher dem Kommandanten eines

Geschwaders oder eines einzelnen Schiffes ausgestellt wird, und soll sich eigentlich nur auf Seeleute erstrecken, wird aber nöthigenfalls auf alle diejenigen ausgedehnt, welche zum Dienste kräftig genug erscheinen und sich nicht genügend über ihre Personen- und Heimats-Verhältnisse ausweisen können.

Derartige Vollmachtsbriefe zum Matrosenpressen waren damals ebenfalls erlassen worden und die Presse in vollem Gange. James Cooks Schiff lag damals in der Themse, und mehrere Leute von der Besatzung desselben waren schon vom Preßgang aufgegriffen und weggeschleppt worden, und Cook selbst drohte das gleiche Schicksal, wenn er sich nicht wirksam zu verstecken vermöchte, was aber sehr schwer war. Einige Tage lang versuchte er sich zu verbergen und dem drohenden Schicksal zu entgehen; dann aber wurde ihm dieser Zustand unerträglich, und kurz entschlossen ging Cook nach einem Werbe-bureau in dem Londoner Matrosenviertel Wapping und nahm Handgeld für den Dienst an Bord der Fregatte „Adler“, von 60 Kanonen, unter Kapitän Hamer, welche bald darauf see-tüchtig gemacht ward und zur sogenannten Kanalflotte stieg.

Auch hier im strengen Dienste an Bord eines Kriegsschiffs zeichnete sich Cook, obwohl anfangs nur als gemeiner Matrose, durch seine Anstelligkeit und Gewissenhaftigkeit aus, und als der „Adler“ im Oktober 1755 einen andern Kommandanten erhielt in der Person des sehr geschickten und kühnen Kapitäns Sir Hugh Palliser, welcher ein scharfes Augenmerk auf seine Leute hatte, bemerkte dieser bald die gute Aufführung, Pflichttreue und Brauchbarkeit des nüchternen und artigen Cook und ließ ihm jede Anerkennung widerfahren, welche er ihm in seiner untergeordneten Stellung angebeihen lassen konnte, und beförderte ihn bald zum Schiemann oder Matrosen-Unter-offizier.

Cooks Eltern und Verwandte hatten mit Bedauern erfahren, daß James auf der Flotte Dienste genommen hatte, denn sie wußten nicht nur, daß er vor Ende des Krieges nicht wieder loskommen würde, sondern auch daß er in diesem Leben voll Mühsal und Demütigung nur wenig Gelegenheit haben werde, sich hervorzuthun und Beförderung zu erlangen, zumal ohne Fürsprache. Es gelang ihnen daher, namentlich auch unter Mitwirkung von Cooks früheren Schiffsherren, den Parlaments-Abgeordneten für Scarborough, Herrn Osbaldeston, zu veranlassen, daß er sich bei Kapitän Palliser schriftlich zu Gunsten von James Cook verwende. Dies geschah, und da Kapitän Palliser mit Cook ganz zufrieden war, so gab er ihm

den Rat, sich durch seine Verwandten und Bekannten um eine Bestallung zum Maat (Steuermann) zu bewerben, zu welchem Behuf er ihm ein sehr günstiges Zeugnis zustellte, denn er wollte es Gooß gönnen, dadurch in eine Lage zu kommen, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten mehr entspräche und ihm Gelegenheit gäbe, sich selber hervorzuthun und der Empfehlung seiner Gönner und Freunde Ehre zu machen. Allein dieses Ziel war damals nur sehr schwer zu erreichen, denn der Zudrang um solche Stellen war groß, und erst am 10. Mai 1759 erhielt Gooß sein Patent als Steuermann und die Weisung, sich als solcher auf der Kriegssloop „Grampus“ einzufinden. Er kam jedoch zu spät, denn der bisherige Steuermann war wieder auf seinen Posten zurückgekehrt, und als ihn die Beamten der Admiralität an ein anderes Schiff verwiesen, auf welchem die Stelle eines Maat offen sein sollte, fand er, daß dieses (die „Garland“) schon in See gegangen war. So sah er sich dann beinahe genötigt, wieder als Matrose Dienste zu nehmen (denn von der Flotte war er ja noch nicht entlassen), als er glücklicherweise noch in der letzten Stunde eine Steuermannsstelle auf dem Kriegsschiff „Mertur“ fand, welches die Weisung hatte, zu dem nach Canada bestimmten und von Sir Charles Sanders befehligten Geschwader zu stoßen, das an der Vertreibung der Franzosen aus Unter-Canada sich beteiligen sollte.

Der Krieg, welcher zwischen Großbritannien und Frankreich ausgebrochen war, wurde nämlich besonders auch auf amerikanischem Grund und Boden geführt und zielte dahin, den Franzosen das große Gebiet zu entreißen, welches sie im nordamerikanischen Binnenlande von Louisiana bis nach Canada hinauf besaßen und das sie ostwärts durch eine ununterbrochene Reihe von Forts auf der ganzen Linie von Süd nach Nord besetzt hatten, um den britischen Ansiedlern in den sogenannten Neu-England-Kolonien oder den dreizehn britischen Provinzen in Nordamerika das weitere Vordringen nach dem Innern zu verwehren. Diese Ausdehnung nach Westen hin war aber für das Gedeihen dieser Provinzen in Neu-England unerlässlich, theils wegen des Pelzhandels und sonstigen Verkehrs mit den Eingeborenen, theils um weitere Ländereien für den Ackerbau und die immer stärker werdende Zuwanderung aus dem Mutterlande zu gewinnen. Der Kampf der Interessen, welcher sich dort entspann, war gewissermaßen ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Nationen, und der Vorteil lag einstweilen auf Seiten der Franzosen, welche zwar

durchaus nicht zu kolonisiren wußten, aber eine ziemliche Streitmacht von guten und einheitlich geleiteten regulären Truppen, eine Menge wohl bewaffneter Forts und Kriegsschiffe dort unterhielten, und überdem noch die zahlreichen Indianerstämme des Innern zu Bundesgenossen geworden, bewaffnet und zu Feindseligkeiten gegen die britischen Ansiedler aufgereizt hatten, in Folge dessen diese Rothhäute häufig Einfälle in die britischen Kolonien machten und diese mit Sengen und Brennen und Morden auf das grausamste verheerten.

Dieser Krieg in Amerika hatte nahezu schon fünf Jahre gedauert und für die Briten noch wenige Erfolge geliefert, denn sie unterhielten nur wenige Truppen daselbst, und hatten namentlich wenige tüchtige höhere Offiziere. Da beschloß endlich die britische Regierung den Stier an den Hörnern zu fassen und die Franzosen in ihrem besten amerikanischen Bollwerk, in der Stadt Quebec in Canada, anzugreifen, welche auf einem ungemein steilen Felsenvorsprunge, den sogenannten Abrahams-Höhen, über dem mächtigen St. Lorenzstrom liegt und diesen, die große Wasserstraße nach dem Binnenlande, vollkommen beherrscht. Zu der Flotte, welche die Expedition der Briten gegen das von dem tapfern französischen General Montcalm verteidigte Quebec unterstützen sollte, gehörte auch der „Merkur“, an dessen Bord sich Cook befand, und diesem eröffnete sich daher hier die erste Gelegenheit seit seinem Eintritt in die Flotte, seine Tüchtigkeit und Brauchbarkeit darzulegen.

Wir wollen die einzelnen Ereignisse dieses Kriegs hier nicht schildern, weil sie uns von unserm eigentlichen Ziel zu weit abführen würden. Es genüge also zu berichten, daß Cook als der jüngste Steuermann des „Merkur“ mit seinem Schiffe in den St. Lorenzstrom einließ, um an der Belagerung von Quebec teilzunehmen. Da jedoch die Franzosen beim Herannahen der britischen Flotte alle Bojen, Schifferbarken und sonstige Wahrzeichen für das Fahrwasser beseitigt hatten, so trat an die Briten die dringende Nothwendigkeit heran, zunächst das Fahrwasser im Strom und seinen Armen und Kanälen mit dem Senklothe genau zu untersuchen und wo möglich eine Karte darüber aufnehmen zu lassen. Am notwendigsten aber war eine sorgfältige Ermittlung des Fahrwassers gerade gegenüber von den besetzten französischen Lagern zu Montmorency und Beauport. Zu diesem schwierigen gefährvollen Unternehmen wurde Cook durch seinen ehemaligen Kommandeur Kapitän Palliser empfohlen und nahm diesen Auftrag an.

Man stellte ihm ein Offiziersboot mit der nötigen Mannschaft und Instrumenten zur Verfügung, und Cook machte sich so gleich an die Lösung dieser Aufgabe, welcher er teilweise nur zur Nachtzeit genügen konnte, da die Franzosen sehr wachsam waren und ihre Kanonen einen großen Teil des Stromspiegels beherrschten. Allein kaum hatte Cook einige Nächte hindurch diese Arbeiten fortgesetzt, so wurde er von den Franzosen bemerkt, und diese sandten eine Anzahl ihrer indianischen Bundesgenossen, welche ganz vorzügliche Ruderer sind, in ihren leichten Kähnen von Birkenrinde gegen Cook aus, um ihm das Handwerk zu legen. Cook hatte sich daher mehrmals dieser Indianer in ihren Kähnen zu erwehren und ward einmal so sehr von ihnen bedrängt, daß er keine andere Wahl mehr hatte, als sich aus Leibeskräften rudend nach der Insel Orleans zu flüchten und nur dadurch zu retten, daß er und seine Gefährten sich über den Bug (Vorderende) des Bootes noch rechtzeitig ins Gebüsch flüchteten, als die Rothhäute das Boot bereits am Stern (Hinterende) enterten und mit sich fortführten.

Die Sinnprüche: „Unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte“, und „Wo der Wille vorhanden ist, da findet sich auch der Weg“, bewährten sich dabei ganz unverkennbar an Cook. Obwohl er bisher kaum einen Begriff vom Zeichnen und von topographischen Aufnahmen gehabt hatte, so lieferte er doch in jenem Sommer und Herbst eine solch treffliche Karte vom St. Lorenz-Strom unterhalb Quebec auf Grund seiner eigenen Vermessungen, daß dieselbe später in London gestochen und veröffentlicht wurde, und Cook zur Anerkennung am 2. September 1759 zum Steuermann auf dem „Northumberland“ und am 1. April 1760 auf Verwendung des Commodore Lord Colvill zum Offizier befördert wurde. Er kam nämlich nach der Eroberung von Quebec und Unter-Canada mit dem „Northumberland“ nach Halifax in Neu-Schottland, wo dieser überwinterte und Cook sich die Ruhe und Muße des Winterquartiers zu Nutz machte, um eifrig Geometrie, Mathematik und sogar nautische Astronomie zu studieren und sich mit dem Gebrauche jener physikalischen Instrumente vertraut zu machen, welche zur Bestimmung des Längen- und Breitengrades auf jedem Punkte des Oceans dienen.

Als jüngster Offizier an Bord des „Northumberland“ machte er auf diesem im Jahre 1762 auch die Expedition zur Wiedereroberung der Insel Newfoundland mit, und entwarf, als nach der Eroberung die britische Flotte daselbst in der Bai von Placentia lag, um den Hafen von Placentia in

bessern Verteidigungsstand zu setzen, nach eigenen Aufnahmen eine genaue Karte von der Bucht und den umgebenden Höhen, daß er hierdurch sich dem Kapitan Graver, dem nachmaligen Gouverneur von Newfoundland bemerklieh machte und denselben zu Dank verpflichtete, was auf seine ferneren Lebensschicksale von bestimmendem Einfluß war. Nachdem nämlich Cook gegen Ende des Jahres 1762 als Schiffslieutenant nach England zurückgekehrt war und am 21. Dezember zu Barking (Essex) ein Fräulein Bats geheiratet, deren Tausche er einst angewohnt und wobei er sich vorgenommen hatte, diese oder keine dereinst zu heiraten — folgte er im folgenden Jahre dem zum Gouverneur von Newfoundland beförderten Kapitan Graver dorthin und übernahm den Auftrag, die Küsten der Insel selbst, sowie die Gilande St. Pierre und Miquelon zu vermessen, kehrte dann im Spätherbst 1763 zwar nach England zurück, folgte aber schon im nächsten Jahre seinem Gönner Sir Hugh Palliser wieder nach Newfoundland, dessen Gouverneur Palliser geworden war, und vermaß nicht nur die Insel, welche er nach allen Seiten durchforschte, sondern namentlich auch die sogenannten „Bänke“ von Newfoundland. Diese Bänke sind felsige Untiefen, gleichsam eine versunkene Inselsturz, welche sich ostwärts der Insel Newfoundland in der Länge von 150 und einer Breite von 50 geographische Meilen aus dem Meere erheben, von 17 bis 200 Meter unter dem Meerespiegel liegen, so daß sie ohne Gefahr auch von den größten Schiffen befahren werden können, und an ihrem Ostrande plötzlich sehr steil gegen die Tiefsee des Atlantischen Ozeans abfallen. Diese auf allen Karten verzeichnete Newfoundland-Bank zeichnet sich einerseits durch ihre häufigen dichten Nebel und ihre stets unruhige See, andererseits aber durch ihren ungemeinen Fischreichtum aus, denn sie bildet einen der ergiebigsten Fischereigründe der ganzen Erde, an deren Ausbeute in Stockfischen u. s. w. sich beinahe alle Nationen beteiligen, und deren Erträge ungeheuer sind.

Die genaue nautische Vermessung der Newfoundlandbank und der benachbarten Küsten des britischen Amerika beschäftigten Cook mehrere Jahre, und er vertauschte diese Arbeiten nur gelegentlich der Abwechslung wegen mit Ausflügen nach dem Innern der Insel Newfoundland, welches er genau untersuchte und wovon er eine zuverlässige Karte entwarf, und mit gelegentlichen Expeditionen im Post- oder Depeschendienst der britischen Admiralität. In dieser Eigenschaft überbrachte er im Jahre 1765 dem Commodore der westindischen Flotten-

station auf Jamaica, Sir William Burnaby, wichtige Depeschen, und segelte in dessen Auftrag nach der Bai von Honduras, um dem spanischen Gouverneur von Yucatan Depeschen zu überbringen. In Folge dieser Reise, welche er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausführte und auf welcher er so viel Neues und Interessantes sah und beobachtete, beschrieb er seine Anschauungen und Erlebnisse auf diesem Ausfluge von Balize an der Bucht von Honduras nach Merida, der Hauptstadt der spanischen Kolonie Yucatan und Residenz des spanischen Gouverneurs dieser Provinz des spanischen Westindien, sehr anschaulich in einem kleinen Werke, welches 1769 unter seinem Namen in London im Buchhandel erschien.

Alle diese vorgenannten Arbeiten hatten die Aufmerksamkeit der Lords der Admiralität auf die Tüchtigkeit und Vielseitigkeit des bescheidenen Seeoffiziers gelenkt und ihn auch der Beachtung der übrigen gelehrten Welt in England empfohlen. Cook hatte am 5. August 1766 auf einer Insel in der Nähe des Kap Ray eine Sonnenfinsterniß genau beobachtet und astronomisch beschrieben, und seinen Bericht darüber an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London gesandt. Dieser Bericht war dann, gleich mehreren anderen Arbeiten Cooks, in der berühmten Zeitschrift dieser Gesellschaft (den sogenannten Philosophical Transactions) abgedruckt worden, hatte durch seine Klarheit und Genauigkeit sowie durch die Wichtigkeit der Berechnungen Aufsehen erregt und die Wissenschaft wesentlich bereichert, weil sie Gelegenheit gaben, die Ergebnisse seiner Beobachtung mit den Wahrnehmungen anderer Gelehrten zu vergleichen, welche dieselbe Sonnenfinsterniß an anderen Standpunkten und Orten der Erde beobachtet hatten. Man achtete daher bereits in Cook einen ebenso geschickten Mathematiker und praktischen Astronomen, wie findigen Gelehrten und scharfblickenden Beobachter, und unter diesem Gesichtspunkte sollte sich bald eine andere ehrenvolle Verwendung für ihn zu einer Aufgabe finden, für welche kaum ein geeigneterer Mann als Cook zu finden gewesen wäre.

Mit diesen eben geschilderten Leistungen in Newfoundland und an den Küsten des britischen Amerika bis hinauf nach Labrador schlossen gewissermaßen Cooks Jugend und Lehrjahre ab. Als ein gefeilter Mann von achtunddreißig Jahren hatte er von der Pike auf gedient und sich unter den erswerendsten Umständen durch gewissenhafte Pflichttreue und eifernen Fleiß vom armen Schiffsjungen eines Kohlenschiffs zum Schiffslieutenant in der königl. Flotte, zu einem sogenannten öffent-

lichen Charakter emporgearbeitet, denn er erfreute sich bereits ebenso sehr als Seemann wie als Gelehrter eines Rufes und einer Anerkennung seiner Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit, welche gleichsam nur des richtigen Anlasses harren, wo er in einem größeren Wirkungskreise seine Brauchbarkeit noch mehr bewähren dürfte, und dieser Anlaß sollte ihm nun gegeben werden.

Cooks erste Fahrt in die Südsee.

Die Berechnungen der Astronomen hatten dargethan, daß am 3. bis 4. Juni 1769 der Planet Venus vor der Sonnenscheibe vorüberziehen würde, was man in der Wissenschaft den „Durchgang der Venus durch die Sonne“ nennt. Dieser Fall war seit der Erfindung des Fernrohrs erst dreimal vorgekommen, nämlich in den Jahren 1631, 1639 und 1769 (und seither am 8. bis 9. Dezember 1874, wie sich unsere Leser noch erinnern werden). Die genaue Beobachtung des Venus-Durchgangs ist ein vortreffliches Mittel, die Entfernung der einzelnen Körper oder Welten unseres Sonnen- und Planetensystems unter einander zu berechnen. Aber wie dies geschieht, und welchen Nutzen die Wissenschaft daraus ziehen kann, das gehört in den Bereich der Astronomie und kann hier nicht erörtert werden, weil es uns zu weit von unserem Gegenstande abführen würde. Genug, die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London sah sich gedrungen, auf die Wichtigkeit der Beobachtung dieses Venus-Durchgangs von den verschiedensten Punkten der Erde aus aufmerksam zu machen, und hatte schon zu Anfang des Jahres 1767 dem König Georg III. von Großbritannien eine Denkschrift über diesen Gegenstand vorlegen lassen und daran die unmaßgebliche Bitte geknüpft, die Regierung möge doch auf ihre Kosten ein Schiff ausrüsten, welches tüchtige Astronomen nach irgend einem der als besonders hierzu geeigneten Punkte der Südsee (einer der Manguesas- oder einer der Freundschafts-Inseln) mitnehme, damit dieselben dort den Durchgang des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe genau beobachten mögen. Hieran war noch der Wink geknüpft, daß sich mit einer derartigen Expedition dann füglich noch verschiedene Zwecke geographischer Forschung verbinden lassen würden. König Georg III., welcher den kühnen Unter-

nehmungsgeist der brittischen Nation jener Zeit theilte und bereits zwei große Expeditionen unter den Kapitänen Byron, Wallis und Canteret auf Entdeckungsreisen in die ferne Südsee ausgesandt hatte, erfaßte mit Begierde diesen Vorschlag und ließ ihn verwirklichen; es ward auf Kosten der Admiralität ein tüchtiges Schiff für diesen Zweck ausgerüstet und ein ehemaliger Seemann, Dalrymple, welcher nun zu den geachteten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft gehörte, und sich um die Bereicherung der Geographie der Südsee vielfach verdient gemacht hatte, zum Befehlshaber dieses Schiffs ausersehen. Allein Dalrymple, welcher anfangs diesen Auftrag mit Eiferung angenommen hatte, geriet über den Umfang der ihm anzuvertrauenden Befugnisse mit dem Präsidenten der Admiralität in Streit und trat zurück, um die Regierung in Verlegenheit zu bringen. Nun schlug der Marineminister Stephens den Lieutenant Cook zu diesem Posten vor, weil demselben außer anderen günstigen Zeugnissen auch noch die besondere Fürsprache der Königl. Gesellschaft und des Admirals Sir Hugh Palliser zu teil ward und der ohne Zweifel auch die geeignetste und würdigste Persönlichkeit hierzu war. Am 25. Mai 1768 übertrug die Admiralität das Commando dieser Expedition an unsern James Cook, unter gleichzeitiger Beförderung zum Lieutenant der königlichen Flotte (was einen höhern Grad bezeichnet, als der Titel Schiffslieutenant). Cook nahm hocherfreut an und bereitete sich zu dieser Seereise vor. Zunächst galt es, ein geeignetes Schiff hierzu unter Mitwirkung von Sir Hugh Palliser auszuwählen, und beide entschieden sich für das Barkschiff „Endravour“ (sprich endevör, Bemühung) von 370 Tonnen Last, welches ursprünglich für den Kohlentransport bestimmt war, aber nun stracks für die Bedürfnisse einer solch weiten Reise ausgerüstet wurde, indem man ihm zunächst eine doppelte Vericalung gab und es mit zehn Karronaden oder Lassetten-Kanonen und mit zwölf Drehbassen oder Pivot-(Zapfen-)Geschützen armirte, zu denen dann die benötigte Munition und der Proviant nebst andern Lebensbedürfnissen für 84 Personen auf die Dauer von achtzehn Monaten kamen.

Während der „Endravour“ seine letzte Ausrüstung erhielt, kehrte Kapitän Wallis von seiner Reise um die Welt zurück, auf welcher er Tahiti (oder König Georgs-Insel, wie sie damals hieß) berührt hatte. Er berichtete der Königl. Gesellschaft, daß er die Bucht Port-Royal auf Tahiti für den geeignetsten Punkt zur Beobachtung des Venus-Durchgangs

halte, und da sein Vorschlag den Beifall der Gelehrten fand, so wurde Cook diese Insel und Bucht als Reiseziel bezeichnet. Als Reisegefährten auf dieser Expedition bekam er den Astronomen Charles Green (den Adjunkten des Dr. Bradley und der Sternwarte von Greenwich), den Botaniker Joseph Banks (später als Sir Joseph Banks, Präsident der Königl. Gesellschaft), welcher sehr wohlhabend war, aus rein wissenschaftlichem Interesse diese Expedition auf eigene Kosten mitmachte und noch zwei Zeichner, einen Sekretär und vier Diener mitnahm; und den Dr. Solander, einen schwedischen Naturforscher und Schüler Linnés, dessen vielseitige Kenntnisse in der Naturgeschichte voraussichtlich der Expedition sehr zu statten kommen würden.

Lieutenant Cook hatte die Weisung, nach Beendigung der astronomischen Aufgabe seine Reise noch auf weitere Forschung und Entdeckungen in der Südsee auszugehen, wo damals alle seefahrenden Nationen Europas emsig bemüht waren, neue Inseln aufzufinden oder die bekannten genauer zu durchforschen. Die Ausrüstung der „Endravour“ hatte in Deptford bei London stattgefunden und war Ende Juli beendet; worauf das Schiff am 30. Juli 1768 die Anker lichtete und zunächst nach Plymouth fuhr. Am 13. August ging sie im Plymouth-Sound vor Anker, und am 26. August trat sie ihre große Reise an. Am 2. September umfuhr man Kap Finistern und Kap Ortegal in Spanien in Sicht des Landes, am 13. September erreichte man Madeira und legte in der Bai von Funchal an, wo der Untersteuermann Weir beim Auswerfen des Ankers über Bord fiel und ertrank. Nachdem man hier frisches Wasser, Gemüse und andere Lebensbedürfnisse eingenommen hatte, stach die „Endravour“ am 19. September wieder in See, um über den Atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro zu segeln. Am 23. September bemerkte man am Horizonte den Pic von Teneriffa; am 29. fuhr man in Sicht des Landes an Bona Vista, einer der Inseln des Grünen Vorgebirgs, vorüber, nachdem man auf der Fahrt dahin häufig den interessanten Anblick ganzer Mengen von fliegenden Fischen gesehen hatte. Am 25. Oktober passierte man den Aequator und hielt die übliche Linientaufe mit denjenigen ab, welche die Linie (den Aequator) noch nicht passiert hatten, und am 29. Oktober erfreuten sich unsere Seefahrer zum ersten Mal des herrlichen Anblicks des Meeresleuchtens, welches schon so oft von Reisenden und Naturforschern geschildert worden ist und bekanntlich von verschiedenen Meerestieren: Mollusken (besonders

Noctilnea miliaris), Quallen, Medusen, Seesternen, Polypen, Infusorien, Tunicaten (Pyrosoma), Würmern, Räder- und Krustentiere zc. herrührt. Die Herren Banks und Solander warfen, um diese Naturerscheinung zu untersuchen, ein Schleppnetz aus und fingen darin mehrere kleine feuersprühende und leuchtende Krustentiere und Medusen, von welchen jene Lichtentwicklung ausgeht, die man dem Schein von weißglühendem Eisen vergleichen kann.

Am 18. November erreichte man Rio de Janeiro, wo man landete, um neue Vorräte von frischen Lebensmitteln einzunehmen und verschiedene Verdrößlichkeiten mit den portugiesischen Behörden hatte, denn Brasilien, welches erst seit 1822 ein eigenes Kaiserreich ist, war damals noch eine von einem Vicekönige regierte portugiesische Kolonie, und wurde so engherzig als möglich von allem Verkehr mit anderen Nationen abgeschlossen, so daß fremde Schiffe in Rio nur landen durften, um Wasser, Lebensmittel oder Lootsen einzunehmen. Das Erscheinen eines bewaffneten britischen Schiffs, welches doch kein eigentliches Kriegsschiff war, im Hafen von Rio erregte daher das Mißtrauen des Vicekönigs und dessen Argwohn, daß die Engländer nur behufs der Anknüpfung von Handelsverbindungen hergekommen seien, und Kapitän Cook erhielt daher die Erlaubnis zum Einkauf seiner Bedürfnisse nur unter der Bedingung, daß er sich dabei eines Einheimischen als Unterhändler bediene. Nur der Kapitän und die zum Dienst der Boote nötigen Matrosen hatten aus Land kommen dürfen, alle anderen wurden zurückgewiesen, und selbst die Herren Banks und Solander durften nicht landen, um zu botanisiren. Vergebens suchte Cook dem Vicekönig den eigentlichen Zweck der Expedition, nämlich die Beobachtung des Venus-Durchgangs, begreiflich zu machen — der hochmütige Vicekönig war zu unwissend um dies zu verstehen, und verschanzte sich hinter die angeblichen strengen Weisungen aus dem Mutterlande. Selbst ein unerquicklicher Briefwechsel, welchen Cook und Banks hierüber mit dem Vicekönig führten, endete nur in Willkürakten von Seiten des letztern, und Herr Banks konnte nur ein einziges Mal, am 26. November, heimlich aus Land gehen und außerhalb der Stadt botanisiren. So beehrte man sich denn, diesen Hafen zu verlassen, und am 1. Dezember war die „Endravour“ mit Lebensmitteln und Wasser neu versehen und hätte nun wieder auslaufen können, wenn nicht widrige Winde sie zurückgehalten hätten bis zum 7., wo sie dann in See stach, die äußeren Forts des Hafens passierte

James Cook.

und am 8. wieder in hoher See war. Die Fahrt ging nun südwärts und dann südwestlich nach der Südspitze Amerikas, und unter glücklichen Umständen erreichte die „Endravour“ am 14. Januar die Höhe der größten Ostinsel von Feuerland, des sogenannten „König Karls-Landes“; man fuhr der Ostseite derselben entlang und versuchte durch die Meerenge La Maire zu segeln, welche diese Küste von der Staaten-Insel trennt; allein hier begegnete man einer so hochgehenden See und widrigem Winde, daß man diese stürmischen Wogen, welche das Deck hinwegzureißen drohten, nicht bewältigen konnte, und wieder umkehren mußte.

Endlich vermochte man an der Mündung eines kleinen natürlichen Hafens zu landen, welchem Cook den Namen Vincents-Bucht gab und der an der Nordseite der Feuerland-Spitze liegt. Hier begegnete unseren Reisenden die merkwürdige Erscheinung gewisser Arten von Algen oder Seetang, welche hier auf dem felsigen Meeresgrunde wachsen und aus einer Wassertiefe von 18 bis 20 Meter bis an die Oberfläche emportreiben; die Stengel dieser Algen tragen Blätter von 1,30 bis 1,35 Meter Länge, haben einen Umfang bis zu 5 Centimeter und erreichen eine Länge bis zu 30 Meter und sind dabei so zähe, daß sie selbst in der wildesten Brandung nicht zerissen werden.

Bevor noch die „Endravour“ Anker geworfen hatte, gingen die Herren Banks und Solander mit einander auf einige Stunden ans Land, um zu botanisieren und kehrten mit einer reichen Ausbeute zurück, worunter mehr als hundert Gewächse, welche den europäischen Botanikern noch ganz unbekannt waren. Am 15. Januar sollte bei einer Tiefe von etwa 15 Faden und ungefähr eine Seemeile von der Küste vor Anker gegangen werden, als zwei Eingeborene zum Strand herabkamen und auf das Landen des Schiffes warteten; sie mußten jedoch unverrichteter Dinge wieder umkehren, weil Cook bei näherer Untersuchung fand, daß der Ankergrund zu wenig Schutz gegen Wind und Wetter gebe, und darum weiter fuhr.

Am 2 Uhr nachmittags am selben Tage fand man dann einen bessern und geschützten Ankergrund in einer andern Bucht. Als Cook mit Banks und Solander ans Land ging, um nach einer Quelle oder einem Bach zum Wasserholen zu suchen und ihren Begleitern etwas vorausgegangen waren, bemerkten sie zwei Indianer, welche am Boden gekauert hatten, beim Anblick der Weißen aber rasch aufstanden und diesen durch

Geberden ihre friedlichen Absichten kundzugeben suchten, dann aber auf einen Haufen ihrer Gefährten sich zurückzogen und die Fremden heranwinkten. Banks und Solander gingen den Eingeborenen entgegen und beschenkten dieselben mit Glasperlen und Bändern, die jenen große Freude machten und rasch ein freundliches Einvernehmen herstellten. Nachdem man sich gegenseitig durch Zeichensprache eine Weile unterhalten hatte, willigten drei von den Wilden ein, die Fremden an Bord des Schiffes zu begleiten, wo einer der Wilden bei Anblick jeder ihm neuen Sache in ein lautes Geschrei ausbrach, wodurch er vielleicht sein Staunen ausdrücken wollte, denn eine andere Aeußerung in Wort oder Geberde fanden diese Wilden nicht. Man reichte ihnen Brod und Fleisch, welches sie zwar aßen, ohne sichtlich Behagen, obwohl sie das, was sie nicht verzehrten, sorgfältig mitnahmen. Dagegen wiesen sie Wein und Brantwein schon nach dem ersten Schlucke ab und gaben durch Geberden zu verstehen, daß sie ihnen die Kehlen verbrennen. Dagegen fanden sie an den Kleidern, womit man sie beschenkte, einiges Gefallen. Sie waren ein mittelgroßer Menschenschlag und nach europäischen Begriffen häßlich, mit platten Gesichtern, niedriger Stirn, vorstehenden Backenknochen, kleinen schwarzen Augen, großem Mund mit schlechten kleinen Zähnen, langem, straffem, schwarzem Haar und ohne alle Spur von Bart, wie dies ja das Kennzeichen der eingeborenen amerikanischen Race ist. Ihre schmutzige rotbraune Haut fühlte sich kalt an; ihre Gesichter hatten sie mit brauner und roter Farbe bemalt; statt der Kleider trugen sie Felle von Robben und Guanacos um die Schultern geschlagen; die Weiber trugen einen kleinen Lendenschurz von roher Tierhaut und geflochtene Schnüre um die Fußknöchel. Ihr Mangel an Neugier und ihre Teilnahmslosigkeit an allem dem, was sie sahen und was ihnen doch vollkommen neu sein mußte, ließ sie als stumpf und träge und von weit niedrigerer Kulturstufe erscheinen, als die Wilden auf den Südsee-Inseln, mit welchen unsere Reisenden später bekannt wurden.

Das Land in der Nähe des Kap Horn war damals beinahe noch unbekannt (ist es sogar beinahe heute noch) und Banks und Solander waren daher sehr begierig, dasselbe näher zu erforschen und hier zu botanisieren. Sie unternahmen daher eines Tags in Begleitung ihrer Diener, worunter zwei Neger waren, des Zeichners Buchan, des Schiffsarztes Monkhouse, des Astronomen Green und zweier Matrosen, welche ihr Gepäck trugen, einen Ausflug ans Land, welcher sie ziemlich weit landein-

wärts führte. Fester Wind und teilweise sumpfiger Boden erschwerten ihnen aber das Fortkommen sehr. Von fern gesehen, erschienen die Berge teilweise bewaldet, darüber eine Hochebene oder Terrasse und jenseit derselben nackte Felsen. Herr Banks hoffte, durch den Wald nach jener Hochebene vordringen zu können und dort eine Menge neuer, noch unentdeckter Pflanzen zu finden, und so drangen er und seine Begleiter mit jener Aufregung vorwärts, welche nur derjenige empfinden kann, welcher eine noch niemals vom Fuße eines civilisirten Menschen betretene Gegend betritt. Der mühsame Weg dorthin war jedoch weiter, als er vermutet hatte, und es war hoher Nachmittag, bevor man die vermeintliche Hochebene erreichte, welche sich jedoch zu Herrn Banks großer Enttäuschung nur als ein mit niedrigem Gebüsch bewachsener Sumpf erwies, durch dessen dichtes Gestrüppe man sich nicht Bahn brechen konnte, sondern worüber man hinwegsteigen mußte und bei jedem Schritt bis über den Knöchel in den Schlamm einsank. Dies machte das Vordringen so ermüdend und schwierig, daß bald alle ganz erschöpft waren. Zum größern Unstern verdüsterte sich auch der Himmel und ein heftiger eisig kalter Südwind brachte bald Schnee. Trotzdem drang man mutig vorwärts und war nahezu über den Sumpf gesetzt, als der Zeichner Buchan plötzlich ohnmächtig wurde und nicht weiter gehen konnte. Nun machte man gezwungen Halt und zündete ein Feuer an, bei welchem die Ermüdetsten zurückgelassen wurden, um Buchan zu versorgen, während die andern weiter vordrangen. Diese erreichten endlich den Gipfel eines Berges und sahen sich durch die hier gefundene botanische Ausbeute reichlich belohnt. Mittlerweile aber war es Abend geworden, und da man vor Nacht nicht mehr zum Schiff zurückkehren konnte, so mußte man sich entschließen auf dem Berge zu bivakiren, was allerdings durchaus keine Annehmlichkeit war, denn es war nun bitter kalt geworden, und der Wind blies stoßweise so heftig, daß man nicht auf der dem Winde ausgesetzten Seite des Berges bleiben konnte, sondern im nächsten Thale den Schutz des Dickichts suchen mußte.

Als Buchan sich wieder etwas erholt hatte und die ganze Gesellschaft sich gesammelt hatte, begann man den Rückweg über den Sumpf in der Absicht, sobald man den Wald erreicht haben würde, eine Hütte aus Nesten und besaubten Zweigen zu errichten, ein Feuer anzuzünden und dort die Nacht wohl oder übel zu verbringen. Allein bald stellte sich bei einigen

eine überwältigende Erstarrung mit Schlassucht ein und man konnte diese nur mit größter Mühe davon abhalten, daß sie sich an den Boden niederlegten um zu schlafen. Dieser beinahe unwiderstehliche Drang zum Schlaf befällt den Ungewöhnnten in allen kalten Ländern nach starker körperlicher Anstrengung und ist ein höchst gefährlicher Zustand, weil die davon Befallenen ihm unwiderstehlich nachgeben müssen, selbst wenn sie wissen, daß sie dadurch unrettbar dem Tode verfallen. Dies bewies Dr. Solander, welcher auf seinen früheren Reisen in den Hochgebirgen Norwegens jene Gefahr kennen gelernt und seine Gefährten davor gewarnt hatte. Obwohl er aber diesen erklärt hatte: „wer niedersinkt, schläft ein, und wer einschläft, wacht nicht wieder auf,“ so war er doch selbst einer der ersten, welche seine eigene Warnung mißachteten. Während man noch an dem kahlen, dem Winde ausgesetzten Berghang herabstieg, wurde die Kälte plötzlich so heftig, daß auch Solander dem Drange sich auszuruhen nicht widerstehen konnte. Vergebens suchte Bants ihn daran zu hindern, aber er warf sich auf den schneebedeckten Boden nieder, und das einzige was seine Begleiter für ihn thun konnten war, ihn fortwährend zu rütteln, damit er nicht einschlief. Gleichzeitig ward einer der schwarzen Diener von einem ganz ähnlichen Drang befallen, und Herr Bants schickte nun fünf von der Gesellschaft voraus mit der Weisung, an der ersten geeigneten Stelle ein Feuer anzuzünden, während er mit vier anderen bei dem Doktor und dem Neger zurückblieb, welche man nun theils durch Bitten theils mit Gewalt aufrüttelte und eine Strecke weiter schleppte. Als sie eben den größten Teil des Sumpfes schon zurückgelegt hatten, erklärten beide, daß ihre Kräfte erschöpft seien, und waren durchaus nicht vom Fleck zu bringen. Man erklärte nun dem Schwarzen, er werde in kurzem unsehlbar erfrieren, aber er meinte, er wolle nun hinliegen und sterben. Dr. Solander erklärte auf dieselbe Warnung hin: er wolle gern mitgehen, aber zuvor müsse er eine Weile schlafen. Bants und die vier anderen konnten die beiden Unglücklichen nicht tragen, und so blieb nichts übrig, als dieselben unter einigen laublosen Büschen sich niedersetzen zu lassen, wo sie in wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf verfielen. Zum Glück kehrten eben jetzt zwei von den vorausgeschickten Leuten mit der willkommenen Nachricht zurück, daß man bereits ungefähr sechshundert Schritte weiter voraus ein Feuer angezündet habe. Man erneuerte daher den Versuch, die Schläfer aufzurütteln, aber bei dem Neger war alles

umsonst — er war nicht munter zu machen. Etwas besser ging es mit Dr. Solander; allein trotzdem daß dieser nur etwa fünf Minuten geschlafen, hatte er beinahe den Gebrauch seiner Glieder eingebüßt, und die Muskeln waren ihm so zusammengeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen und er mehr tot als lebendig von seinen Gefährten durch Busch und Schnee vollends zum Feuer geschleppt werden mußte.

Mittlerweile waren der andere Neger und ein Matrose bei dem schlafenden Schwarzen zurückgelassen worden mit der Weisung, ihm bestmöglich zu versorgen und bei ihm zu bleiben, bis man ihnen Hülfe schicken könnte. Sobald Solander zu dem Feuer gebracht worden war, sandte man zwei der Kräftigsten, welche sich mittlerweile erholt hatten, zurück, um den Neger zu holen; allein man hatte nach einer halben Stunde den Verdruß, diese beiden Männer allein zurückkehren zu sehen, weil sie nicht im Stande gewesen waren ihre Gefährten zu finden. Der starke Schneefall während des nun beinahe zweistündigen Schneegestöbers hatte alle Fährten verwischt, und man konnte kaum annehmen, daß man den Neger Richmond und seine beiden Begleiter jemals wiedersehen werde, denn es brach ein neues Schneegestöber aus, und die um das Feuer Versammelten waren so erschöpft, daß, wenn sie ausgegangen wären, um ihre Kameraden zu retten, sie ohne Zweifel selber das Leben eingebüßt hätten.

Gegen Mitternacht hörte man einen Ruf aus der Ferne, und Banks brach sogleich mit vier Andern auf und fand bald den Matrosen, welchen er bei den beiden Negern zurückgelassen hatte und der nun vor Erschöpfung sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte. Zum Feuer gebracht, erholte er sich einigermaßen und beschrieb, wo die beiden Neger seien, und Herr Banks machte sich nun auf, um auch diese zu suchen, und fand sie bald. Der Neger Richmond hatte sich wieder etwas erholt und stand zwar auf den Füßen, konnte aber nicht gehen; dagegen lag der andere jetzt regungslos und bewußtlos im Schnee. Jetzt wurden auch die übrigen vom Feuer herbeigerufen, und der vereinten Mühe aller gelang es nicht, die beiden Schwarzen nach dem Feuer zu schleppen, denn alle waren von Kälte, Hunger, Schlaf und Ermüdung ganz entkräftet, die Nacht pechfinster, der Schnee knietief und das Gestrüpp so wirr, daß selbst die noch Wachenden Mühe hatten, sich auf der kurzen Strecke nach dem Feuer wieder zurückzufinden, und daß man die beiden Neger ihrem Schicksal

überlassen mußte. Einer der Diener des Herrn Banks war unterwegs so krank geworden, daß man befürchten mußte, er werde sterben, ehe man ihn noch zum Feuer zurückbringe.

Endlich gelangte man wieder zum Feuer und verbrachte den Rest der Nacht auf die fürchterlichste Weise. Und dies war eine Hochsommernacht unter diesen Breiten. Von den zwölf Personen, welche gesund und guten Mutes das Schiff verlassen hatten, waren zwei schon tot, der dritte dem Tode so nahe, daß man zweifeln mußte, ob man ihn am Morgen noch von der Stelle bringen würde, und ein vierter, der Maler Buchan, wiederum einer Ohnmacht nahe. Man war einen starken Tagesmarsch vom Schiffe entfernt, ohne warme Kleider oder Decken, der Schnee lag zwei Fuß tief und das Schneegestöber dauerte noch fort, und man hatte keine Lebensmittel mitgenommen, da man am Abend wieder an Bord zurückzufahren beabsichtigt hatte. Man hatte zwar unterwegs einen Geier geschossen, allein dieser reichte nicht zur Sättigung von zehn Personen hin.

Als endlich der Morgen (des 17. Januars) anbrach, sah man, soweit das Auge reichte, nur knietiefen Schnee, welcher das Gestrüppe ganz bedeckte, und der eisige Wind trieb noch immer wirbelnde Schneewolken vor sich her. Man zog daher den Geier ab, verteilte das Fleisch in zehn Portionen, eine sehr kleine für jeden Kopf, und überließ es jedem, sich dieses armselige und ekelhafte Frühstück auf beliebige Weise zuzubereiten. Gleichwohl gewährte dasselbe doch einige Labung, und man trat nun den Heimweg an.

Zum Glück hörten das Schneegestöber und der Wind bald auf, und ein Marsch von drei Stunden brachte die Erschöpften nach der Küste zurück, wo sie von ihren besorgten Freunden mit großer Freude empfangen wurden. Aber noch lange Jahre gedachte jeder der Teilnehmer dieser Schreckensnacht und des verhängnisvollen Ausflugs in jene unwirkliche Gegend, wo — wie wir aus den Schilderungen aller späteren Reisenden und Forscher in jener Zone wissen — derartige schreckliche Schneegestöber mit plötzlich eintretender eiskalter Kälte selbst im hohen Sommer nur gar zu häufig sind und selbst den abgehärteten Eingeborenen verderblich werden.

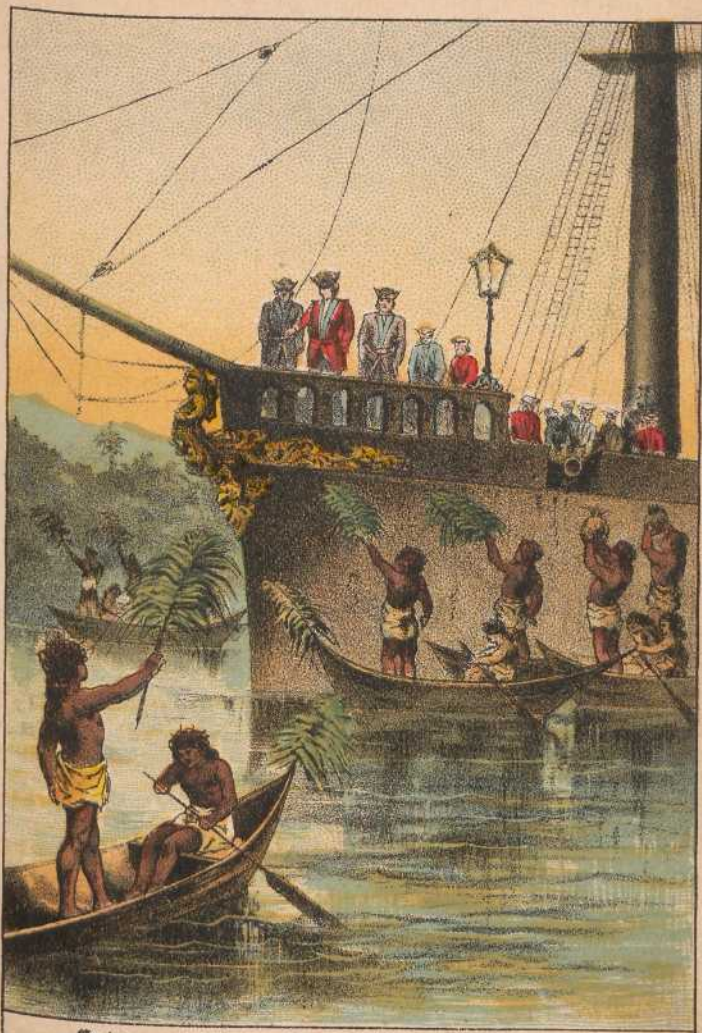
Die Herren Banks und Solander wagten aber trotzdem schon am 19. Januar einen zweiten Ausflug ins Innere, um wenigstens eines der Dörfer der Eingeborenen zu sehen, ehe sie diese Küste verließen. Sie gelangten auch nach einer

Wanderung von einigen Stunden zu etwa einem Duzend armfeligter kegelförmiger Hütten, welche nur aus einigen im Kreise in den Boden gesteckten und oben zusammengebundenen Stangen bestanden, welche an der Wetterseite mit Baumästen und Gras bedeckt waren; die andere Seite war offen gelassen und diente als Thüre und um das Licht herein- und den Rauch des Feuers hinauszulassen. Möbeln und Geräte besaßen diese armen Wilden nicht; etwas aufgeschüttetes Gras versah die Stelle von Bett, Stuhl und Tisch; ihr ganzer Besitz beschränkte sich auf einige rohe Körbe und eine Art Sack, worin sie die Weichtiere und andere Meerestiere mit sich führten, welche ihnen zur Nahrung dienten, nebst Bogen, Pfeilen und langen Speeren, welche zierlich gearbeitet und mit hübsch angepaßten Spitzen von Feuerstein versehen waren. Doch besaßen sie Messer und einige andere Artikel von europäischer Arbeit, aus welchen Banks schloß, daß sie zuweilen nordwärts reisten, um sich diese Sachen durch Tausch zu verschaffen, weil hier an diesen öden Küsten wohl selten ein europäisches Schiff anlegte.

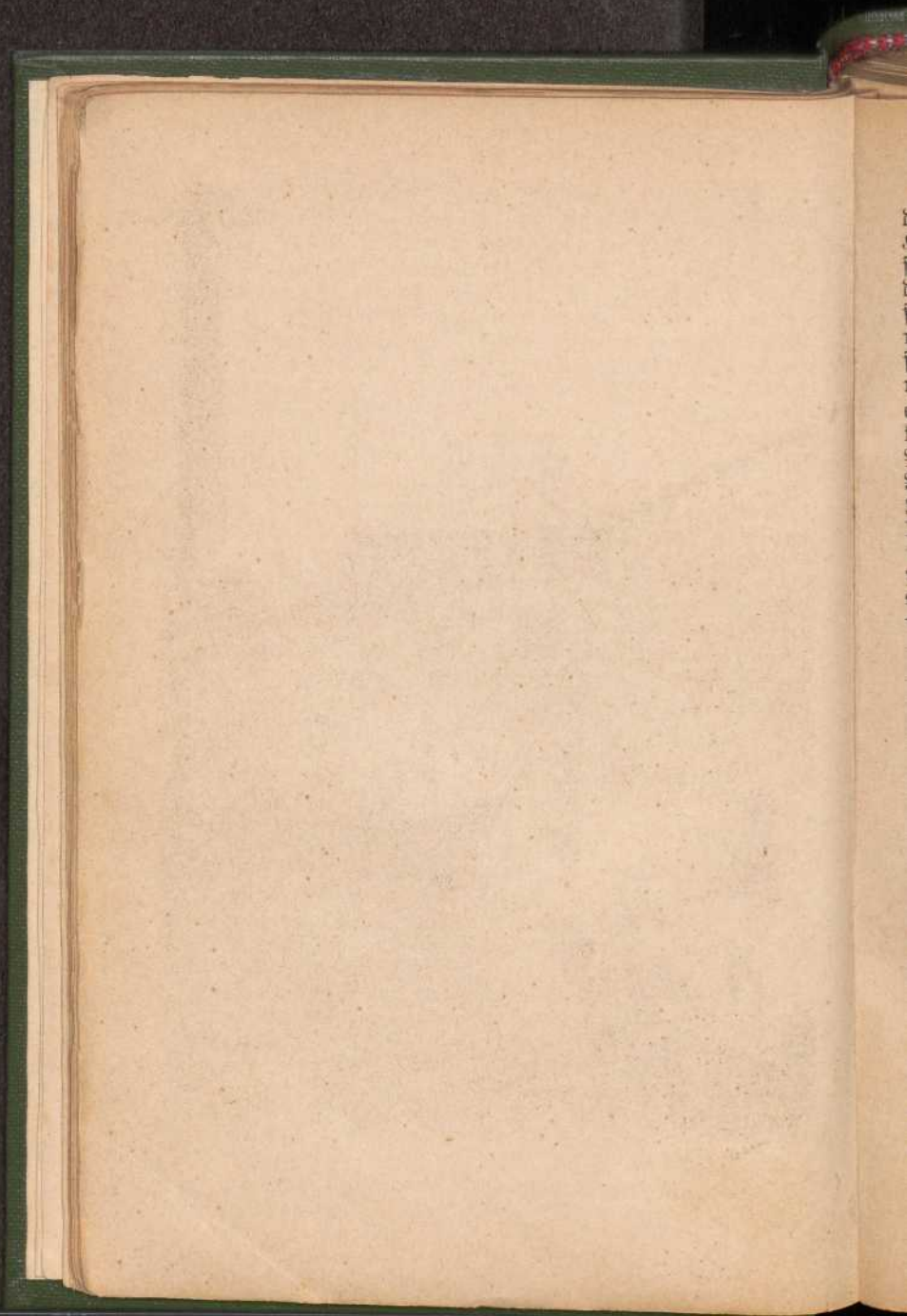
Ihr Mangel an allen Behaglichkeiten und Kunstfertigkeiten zeigte zur Genüge, daß sie auf der tiefsten Stufe menschlicher Kultur standen, denn ihre Kleidung bestand ja nur aus rohen Tierfellen. Sie waren aber glücklich und zufrieden und besaßen sogar einige Eitelkeit, wie aus der bunten und mannigfachen Bemalung, und den Hals- und Armbändern aus Glasperlen, Tierzähnen und kleinen Muscheln hervorging, mit welchen sie sich verzierten.

Die Inseln des Feuerlands sind jedoch nicht ganz so unwirtlich, wie aus dieser Schilderung hervorzugehen scheint, denn die Berge und Abhänge der Küste sind mit schönem Wald bekleidet, die Thäler frisch und grün und von fruchtbarem Boden und sämtlich von Bächen durchzogen, welche aus dem Gebirge herabkommen und frisches, schmackhaftes Wasser haben, das durch Thoneisenstein etwas rötlich gefärbt ist. —

Am Donnerstag den 20. Januar stach Cook wieder in See und umschiffte bei mäßigem Winde und günstigem Wetter das gefürchtete Kap Horn. Die „Endravour“ hielt sich nahe an die Küste, und so hatten die Reisenden manchen hübschen Einblick in das Innere des Landes. Bald befand man sich im Stillen Ocean, setzte bei gutem Wetter seine Fahrt fort und steuerte nun nach Nordost in die unabsehbare Südsee hinein, der besten Hoffnung voll.



Es begann ein lebhafter Tauschverkehr, denn die Eingeborenen in den Kähnen brachten Kokosnüsse, Bananen, Feigen und andere Südfrüchte mit, welche Cook ihnen abkaufte und der Mannschaft trefflich mundeten.



Elf lange Wochen sah man nur Himmel und Wasser, da entdeckte am Dienstag den 4. April einer der Diener des Herrn Bantz etwas nach Süden Land. Man hielt auf dasselbe zu und fand die erste Koralleninsel, welcher man auf dieser Reise begegnete, nämlich ein sogenanntes Ringriff, bestehend aus einem niedrigen Kranze festen Landes, der eine runde Lagune oder See umgab. Die „Endravour“ näherte sich der Nordseite dieser Insel bis auf etwa eine Seemeile, und man bemerkte durch die Fernröhre auf derselben auch einige Eingeborene von kupferroter Farbe. Da man aber keinen Untergrund und mittelst des Sentloth's selbst bei 270 Meter noch keinen Grund fand, so fuhr man weiter in der Richtung nach Nordwest, bemerkte am Nachmittag abermals Land und erreichte gegen Sonnenuntergang eine zweite niedrige bewaldete runde Insel, welcher man sich bis auf ungefähr 700 Meter näherte, ohne jedoch Spuren von Menschen oder Palmen auf derselben zu entdecken. Man schuf der Insel den Namen Turnitap oder Zypselmühe, und fuhr weiter, in der Ueberzeugung, daß man nun ganz in der Nähe der Insel sein müsse, welche das Ziel der Fahrt war und bei den Eingeborenen Otaheiti oder Tahiti hieß, von dem Kapitän Wallis aber den Namen König Georg's III. Insel erhalten hatte.

Am 10. April 1770 entdeckte man am Horizont einen Streifen Land, hielt auf denselben zu und erblickte nun am andern Morgen eine hohe gebirgige Insel, welche sich wirklich als Tahiti erwies — die größte in der Gruppe der Gesellschafts-Inseln (Society-Islands), welche 1606 von dem Spanier Quiros entdeckt und 1769 von Kapitän Wallis im Namen Großbritanniens in Besitz genommen worden war.

Auf dieser Insel Tahiti nun sollten Cook und seine Begleiter die nächsten drei Monate verweilen und ihren wissenschaftlichen Zweck verfolgen, und mit Spannung sahen sie daher der Landung und der persönlichen Bekanntschaft mit der Insel selbst und deren Eingeborenen entgegen, von welchen Kapitän Wallis eine solch merkwürdige Schilderung entworfen hatte, obwohl er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, bevor es ihm gelang, den stolzen Unabhängigkeitsfinn dieser Wilden zu brechen, sie von der Ueberlegenheit der Europäer zu überzeugen und freundliche Beziehungen zu ihnen herzustellen.

Eine Windstille hinderte die „Endravour“, sich der Insel noch am 11. April zu nähern, und erst als am andern

Morgen eine frische Brise aufsprang, segelte sie näher heran, und bald ruderten vom Lande mehrere Kähne mit Eingeborenen heran, welche als Zeichen ihrer friedlichen Absichten grüne Zweige schwangen und den Bord ihrer Kähne mit solchen besteckt hatten. Anfangs waren die Eingeborenen etwas schüchtern; als ihnen die Seefahrer herantinkten, kamen sie in ihren Kähnen herbei, reichten ihre Bananenblätter und grünen Zweige an den Schiffsseiten herauf und gaben durch Zeichen zu verstehen, man solle dieselben ins Takelwerk stecken, damit man sie als Friedenszeichen weithin sehen könnte. Als dies geschah, äußerten sie eine große Freude, und nun begann ein lebhafter Tauschverkehr, denn die Leute in den Kähnen brachten Kokosnüsse, Bananen, Brotfrüchte, Feigen und andere Früchte mit, welche Cook ihnen abkaufte und die nach der langen Reise höchst willkommen waren und der Mannschaft trefflich mundeten.

Am Morgen des 13. April lief die „Endravour“ in die Bucht Port Royal (heut Matawai) an der Nordseite der Insel ein und ging eine halbe Seemeile vom Lande vor Anker. Nun kamen die Eingeborenen in ihren Kähnen heran, brachten alle möglichen Früchte und sonstigen Erzeugnisse zum Verkauf und wurden sehr freundlich empfangen.

Unter diesen Eingeborenen war auch ein älterer Mann Namens Owhai, welcher schon mit Kapitän Wallis bekannt gewesen und denjenigen von der Mannschaft, die mit Wallis hier gewesen, bekannt war, und sich nun angelegentlich nach Wallis erkundigte.

Sobald das Schiff sicher verankert war, ging Cook unter Owhais Führung mit Banks, Solander und einer Abteilung bewaffneter Matrosen ans Land und wurde von den Eingeborenen mit großer Ehrfurcht und Zuversicht empfangen; der erste Mann, welcher sich ihnen näherte, verbeugte sich so tief, daß er beinahe auf Händen und Füßen kroch. Dann traten zwei Häuptlinge heran, um sich je einen Freund unter den Ankömmlingen zu wählen; der eine wählte Cook, der andere Banks, und hing denselben seine eigenen Kleider um, was zu erkennen geben soll, daß dieselben von diesen tahitischen Männern gewissermaßen adoptirt worden seien.

Cook und Banks wurden nun nach den Hütten ihrer beiden neuen Freunde geführt, um dort bewirtet zu werden, und kamen auf dem Wege dahin durch ganze Haine von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, welche mit Früchten beladen waren. Diese Früchte waren unseren Seefahrern eine

höchst willkommene und treffliche Nahrung, und namentlich die Kotosnüsse boten in jedem Zustand ihres Wachstums und ihrer Reife Labung und Nahrung: bevor sie nämlich reifen, enthalten die Nüsse einen Saft, welcher anfangs wie Limonade schmeckt und sehr angenehm zu trinken ist; später nimmt dieser Saft den Geschmack und das Aussehen von Milch an, und im ganz reifen Zustand ist das weiße etwas herbe Fleisch des Kotosnusskerns gerieben sowohl in rohem Zustande wie gekocht eine gute und nahrhafte Speise, und überdies kann daraus noch ein schmackhaftes Oel zum Verspeisen und Kochen sowie zu jedem andern Gebrauche gewonnen werden.

Ebenso nützlich für den menschlichen Haushalt ist die Brotfrucht, welche die Größe einer starken Orange und das Aussehen einer Rehmelone hat. Die dicke Schale der Frucht umschließt ein Fruchtfleisch, welches das Aussehen der Krume von frischgebackenem Weizenbrot hat und durch Rosten eine Art knusperiger Brotschnitten liefert. Wird aber dieses Fruchtfleisch in einem Mörser zerstoßen und zu einem Brei zerquetscht, dann mit etwas Hefen oder Sauerteig in Gährung versetzt und im Ofen gebacken, so gewinnt man daraus ein schönes Brot, welches allen Anforderungen an Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit entspricht.

Welch ein gesegnetes Klima und welche herrliche Pflanzenwelt hat also diese Insel, von welcher man in Wahrheit sagen kann, daß Brot und Milch und Oel neben einander auf den Bäumen wachsen, so daß der Mensch beinahe gar keine Veranlassung zur Arbeit findet, weil die Früchte der Erde um ihn her in üppigster Fülle wild wachsen! Die Folge davon war aber, daß die Eingeborenen zwar ein schöner, kräftiger und stattlicher Menschengeschlag, aber doch für gewöhnlich sehr träg waren und erst unter dem Einflusse der Missionsthätigkeit sich zu braven und brauchbaren Menschen heranzubilden.

Werfen wir aber nun auch einen Blick auf die geographische Beschaffenheit der Insel Tahiti, auf welcher wir Goot einstweilen für einige Monate festgehalten sehen. Sie besteht aus zwei Halbinseln, welche durch eine niedrige, etwa 6 Kilometer breite Landzunge mit einander verbunden sind und zusammen einen Flächenraum von 1042 Quadratkilometern oder 19 geographischen Quadratmeilen haben. Die ganze Insel verdankt ihre Entstehung vulkanischen Gewalten, hat jedoch keine thätigen Vulkane mehr. Die Berghänge sind mit zahlreichen tiefen Schluchten durchfurcht, an deren Sohle sich muntere Bäche

ergießen, welche von den Bergen herunterkommen und in ihrem Oberlauf oft schöne Wasserfälle bilden, in der Regenzeit aber bisweilen zu verheerenden Flüssen anschwellen. Dieser Wasserreichtum, im Verein mit der tropischen Hitze, hat der Insel diese reiche, wuchernd üppige Pflanzenwelt gegeben, sowie dem umgebenden Meere den ungemeinen Reichtum an Fischen und anderen Meeresstieren, namentlich innerhalb der Korallenriffe, so daß die Eingeborenen, deren Gesamtzahl Cook zur Zeit seines ersten Besuches auf etwa 120,000 Seelen schätzte (was offenbar zu hoch gegriffen war), hier ihr behaglichstes reiches Auskommen fanden. Es war daher nicht zu verwundern, daß Tahiti damals Cook und seinen Gefährten mit seiner reichen Natur, seinem fruchtbaren Boden und seinen wohlgestalteten Bewohnern von heller Kupferfarbe: stattlichen, kräftigen Männern und schönen und anmutigen Frauen von lebhaftem und munterem Wesen, wie ein kleines Paradies erscheinen mußte.

Die Eingeborenen schieden sich unverkennbar in mehrere Klassen oder Kasten, wovon die eine durch schönere Kleidung und edlere Körperbildung unverkennbar als die höhere und vornehmere sich zu erkennen gab, und dieser Klasse gehörten die Häuptlinge an, von welchen Cook und Banks nach Landesart zu Freunden adoptirt worden waren, und welche ihre Freunde nun mit anderen Eingeborenen bekannt machten und sie in die Hütten ihrer Bekannten einführten. Eine dieser Hütten, welche Cook in Begleitung der Herren Banks, Solander, Monkhouse u. a. bei seiner ersten Landung besuchte, war das eines Mannes von mittleren Jahren und einem gewissen Ansehen, namens Tutaha. Dieser empfing sie sehr gastfreundlich, ließ Matten für sie auf den Boden breiten, hieß sie neben sich sitzen und bewirtete sie mit einer trefflichen Mahlzeit von Brodfrucht, Kokosnüssen, Bananen und rohen und gebratenen Fischen.

Cook gab natürlich dem gebratenen Fisch den Vorzug, aber den Eingeborenen mundete der rohe besser. Tutaha beschenkte hierauf Cook und Banks mit einem Hahn und einer Henne, welches seltsame Geschenk dankbar angenommen und durch ein Gegengeschenk erwidert wurde, bestehend in einem spitzenbesetzten seidenen Hals- und einem Taschentuche, womit sich Tutaha alsbald wohlgefällig bekleidete und schmückte.

Herr Banks schien den eingeborenen Weibern sehr zu gefallen, denn sie salbten ihn tüchtig mit Kokosmilch und beschenkten ihn und Cook je mit einem Stück einheimischen,

selbstgemachten Zeuges, welches zwar von rohem Gewebe, aber angenehmem Wohlgeruch war. Ein Gegengeschenk von Glasperlen und anderen Spielereien verschaffte den Engländern sogleich viele Freunde, und sie wurden auf ihrer Wanderung dem Strande entlang überall eingeladen, in die Häuser zu treten und sich niederzusetzen. Bei einem anderen Häuptling namens Tubora Tumaida wurden sie ebenfalls gastlich bewirthet und sie waren auf dem besten Wege, gute Freunde mit demselben zu werden, als die Diebesgelüste der Eingeborenen und ihre Gewandtheit als Taschendiebe eine Störung herbeiführten. Der Schiffsarzt Monkhouse bemerkte nämlich, daß ihm seine Schnupftabakdose, und Doktor Solander, daß ihm ein Fernglas in einem Chagrinfutteral gestohlen worden war. Hätten sie eine erste That dieser Art ungerügt hingehen lassen, so würde dies unfehlbar zu zahllosen kleinen Diebereien und Streitigkeiten geführt haben. Herr Banks versuchte daher die Eingeborenen einzuschüchtern und stieß den Kolben seiner Muskete heftig auf den Boden, so daß die Mehrzahl der Eingeborenen erschrocken auf- und zur Hütte hinaussprang. Der Häuptling versuchte den Zorn seiner Gäste durch Anerbieten von Geschenken zu beschwichtigen, allein diese gingen nicht darauf ein und bestanden auf die Zurückgabe der gestohlenen Gegenstände, welche der Häuptling dann auch mit großer Energie und Mühe binnen kurzem wieder herbeischaffte. Auf diese Weise wurde der Friede wieder hergestellt und den Eingeborenen zu verstehen gegeben, daß, wenn sie ihrem Gange zur Dieberei künftig nachgeben würden, dies manche Widerwärtigkeit und Gefahr für sie herbeiführen dürfte.

Bald darauf ging Cook ans Land, um in der Nähe des Schiffes eine geeignete Vertlichkeit zur Erbauung eines Forts aufzusuchen, welches er zum Schutz für seine Leute während ihres Aufenthalts auf der Insel errichten wollte. Die Eingeborenen halfen dabei aus freien Stücken mit, allein es zeigte sich bald, daß alle ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechts die frechsten Diebe waren und jede Gelegenheit zu kleinen Diebstählen benutzten. Gleichwohl schienen sie zu fühlen, daß Diebstahl ein Unrecht sei, denn wenn einer von ihnen eines solchen Vergehens beschuldigt wurde, während er wirklich daran unschuldig war, so geriet er darob oft in die leidenschaftlichste Aufregung und Entrüstung.

Einer der Eingeborenen, welcher eine Muskete zu stehlen versucht hatte, wurde erschossen, nachdem um seinerwillen zuvor mehrere Unschuldige durch einen Schuß verwundet worden

waren; allein es half doch alles nichts. Als nämlich eines Tages eine große Anzahl von Eingeborenen das Schiff besuchten, ließen die Häuptlinge selber sich beigegeben, in der Kajüte alles zu stehlen, was ihnen nur in die Hände fiel, während ihre Leute in anderen Theilen des Schiffes nicht minder thätig waren und alles mitnahmen, was sie nur an ihrem Leibe verbergen konnten, bis sie wieder am Lande waren. Ein andermal gingen am Lande zwei Messer verloren, wovon eines Herrn Banks gehörte. Dieser hatte den Tubora Tumaïda im Verdacht, daß er ihm das Messer gestohlen habe. Tubora leugnete beharrlich; als aber Herr Banks fest erklärte, er müsse das Messer wieder zurückhaben, gleichviel wer es auch genommen habe, da trat ein anderer Eingeborener, um seine Sicherheit besorgt, vor und übergab einen Lumpen, worin drei Messer eingewickelt waren; das eine davon gehörte dem Doctor Solander, das andere Cook und der Eigentümer des dritten wurde nicht ermittelt. Da nun Herr Banks auf seine Unschuldigung gegen Tubora Tumaïda beharrte, ward dieser, im Gefühle seiner Unschuld, so tief ergriffen, daß er unter Thränen durch Geberden erklärte, er wolle sich den Hals abschneiden lassen, wenn er dieses Diebstahls überwiesen werde. Bald darauf fand man aber das vermißte Messer und es stellte sich heraus, daß es durch Banks' Diener verlegt worden war, und Tubora ward nun für unschuldig erklärt, was ihn abermals bis zu Thränen rührte. Er ließ sich durch einige Geschenke, welche Herr Banks ihm überreichte, jedoch vollkommen wieder versöhnen. Aber man war nun überzeugt, daß die Vornehmen ebenso gerne stahlen, wie die Gemeinen unter den Eingeborenen.

Am 26. April wurde das neu errichtete Fort mit sechs Drehbassen armirt, worüber die in der Nähe wohnenden Eingeborenen in solchen Schreck gerieten, daß einige Fischer nach einem entfernteren Punkte übersiedelten, um nicht von den Kanonenkugeln getroffen zu werden, und man hatte Mühe, die Leute zu beruhigen, so sehr fürchteten sie die Kanonen, deren zerstörende Wirkung sie zur Zeit von Wallis' Besuch auf Tahiti kennen gelernt hatten. Ueberhaupt hatten die Eingeborenen einen an Furcht grenzenden Respekt vor den Weißen, und Kapitän Cook ließ sich im Verkehr mit den Tahitiern angelegen sein, immer mit der Milde, Festigkeit und Weisheit eines wahrhaft großen Mannes zu Werk zu gehen und alle Vergehen mit unparteiischer Gerechtigkeit und unmaßsichtlicher Strenge zu bestrafen.

Zeuge davon war ebenderselbe Tubora Tumaida, der eines Tages mit einem Freunde und drei seiner Frauen im Fort gewesen war, bald nach seinem Weggehen aber in größter Aufregung zurückkehrte, Herrn Banks beim Arme ergriff und ihm durch Zeichen bedeutete, mit ihm zu gehen. Dies geschah und sie kamen bald an eine Stelle, wo sie den Schlächter vom Schiffe mit einer Sichel aus Feuerstein in der Hand trafen. Hier blieb Tubora stehen und suchte voll Ingrimm Herrn Banks durch Zeichen bestmöglich begreiflich zu machen, daß der Schlächter gedroht habe, seinem Weibe mit dieser Sichel den Hals abzuschneiden. Herr Banks versicherte den Häuptling, daß der Mann unbedingt bestraft werde, wenn man ihn eines Vergehens überweisen könne.

Tubora beruhigte sich nun so weit, daß er erklären konnte, der Schlächter habe Gefallen an dieser steinernen Art oder Sichel gefunden, die in des Häuptlings Hause gelegen, und habe sie seinem Weibe um einen Nagel abzukaufen versucht; weil das Weib aber das Werkzeug nicht hergegeben, habe der Schlächter es mit Gewalt weggenommen, ihr den Nagel hingeworfen und ihr im Falle des Widerstandes die Kehle abzuschneiden gedroht. Da nun Sichel und Nagel als Beweise für diese Anschuldigung beigebracht waren und der Schlächter wenig zu seiner Verteidigung vorzubringen wußte, so war an der Begründung der Anklage nicht zu zweifeln, und als Cook den Hergang erfuhr, beschloß er ein Exempel zu statuiren.

Sobald daher Tubora mit seinen Weibern und einer Anzahl anderer Eingeborenen wieder an Bord des Schiffes kam, ließ er den Schlächter vorführen, die Sache noch einmal untersuchen und verurteilte den Schuldigen zu Peitschenhieben. Kaum aber war der Schlächter entkleidet und der erste Peitschenhieb gefallen, so legten die Tahitier ein dringendes Fürwort für den Burschen ein und wollten ihn losbitten. Cook hielt es aber nicht für geraten, auf diese Bitte einzugehen, und als die Tahitier dies erfuhren, brachen sie in Thränen des Mitleids aus und zeigten großen Schmerz.

Eine ganz besondere Merkwürdigkeit für die Europäer war der unter den Tahitiern herrschende Brauch, sich den Körper zu tätowieren, d. h. eine Menge kleiner Löcher in ihre Haut zu stechen und in diese Wunden irgend einen Farbstoff einzureiben, welcher dann, wie man zu sagen pflegt, von der Haut überwallt wurde, unter derselben sichtbar blieb und nicht mehr ausgewaschen werden konnte. Diese Löcher sind zu Zieraten und Figuren zusammengestellt, welche zuweilen sehr

symmetrisch und geschmackvoll waren und größere Flächen des Körpers bedeckten. Die Operation des Tättowierens ist sehr schmerzhaft, so zwar, daß niemals ein großes Stück auf einmal tättowiert werden kann und manche Personen sogar daran sterben.

Diese Sitte ist beinahe auf allen Südsee-Inseln heimisch und die armen Wilden bringen bereitwillig ihrer Eitelkeit dieses große Opfer.

Man beginnt das Tättowieren schon mit den Kindern von acht bis zehn Jahren und fährt damit allmählich fort bis beinahe zum dreißigsten Jahre, und je größer und reicher die auf diese Weise der Haut aufgeprägten Muster sind, für desto eleganter gelten die so gezeichneten Personen beider Geschlechter. Seit der Befehung der Tahitier und seit sie nicht mehr nackt gehen, sondern europäische Kleidung tragen, ist diese seltsame Sitte jedoch beinahe ganz in Abgang gekommen.

Tahiti ist jetzt eine der zivilisirtesten Inseln der Südsee, aber zur Zeit von Cooks erstem Besuch waren die Tahitier noch vollkommene Wilde, gingen beinahe ganz nackt und hatten ganz rohe Sitten und Bräuche, einen Götzendienst voll schauerlichen Aberglaubens, mit Menschenopfern und Kindermord und führten beständige Kriege, in welchen sie an den überwundenen Feinden die größten Grausamkeiten verübten. Trotzdem aber hatten diese Insulaner selbst in ihrem wilden Zustande noch manche guten Seiten: sie waren sanft, zutraulich, anschnieugend, gastfreundlich und gelehrig und ein sehr schöner und kräftiger Menschenschlag vom vollendetsten Ebenmaß der Körperformen; die Männer von der Statur der größten Europäer, kräftig und wohlgestaltet; die Frauen mittelgroß mit merkwürdig kleinen zierlichen Händen und Füßen und schönen Augen, voll Anmut in allen Bewegungen, namentlich beim Tanzen und beim Schwimmen, wo sie sich mit ungemeiner Sicherheit und Behendigkeit in der wildesten Brandung frei herumtummelten und wohl fühlten.

Abgesehen davon, daß sie sich das Haar zu reichlich mit Kokosnußöl einalbten, wodurch dasselbe schmutzig und klebrig wurde, waren sie ungemein reinlich und badeten beinahe täglich. Ihre Kleidung bestand in selbstverfertigten Zeugen oder Matten, welche in einem oder mehreren Stücken zierlich um den Leib geschlungen waren, namentlich bei schlechtem Wetter. Manche trugen nur eine Lendenschürze, namentlich die Männer. Vornehmere Frauen und Männer trugen drei bis vier solcher Stücke Zeug, wovon das längste mehrmals um die Hüften geschlungen

wa
an
St
zu
lan
Um
ab
und
Mä
Der
von
bal
Hac
klin
Kor
Die
Sch

stan
Gra
und
ben
Sitt
wän
Beh
gebe
Näh
Flec
es
Sta
und

zwij
war
stehe
Beim
in d
und
kon
Tag
oder
statt

war, so daß die beiden Zipfel hinten und vorn beinahe bis zum Knöchel herunterhielen. Die zwei oder drei anderen Stücke hatten je ein Loch in der Mitte, um den Kopf hindurch zu stecken, und wurden übereinander so getragen, daß die langen Enden über die Brust und den Rücken herunterhielen. Am heißen Mittag legten beide Geschlechter diese Kleider aber ab und trugen nur Lendenschürzen. Die Kinder gingen nackt und trugen erst später — die Knaben etwa vom achten, die Mädchen vom fünften Jahre an — ähnliche Lendenschürzen. Den Kopfschmuck der Männer bildeten bald eine Art Turban von Zeug, bald bunte Federn, welche sie sich ins Haar steckten, bald eine Art Perrücken von Menschen-, Hunde- und anderen Haaren. Die Frauen aber flochten zuweilen ihr Haar in künstliche Zöpfe, zuweilen trugen sie auch ein turbanartiges Kopfstück oder schmückten ihr Haar mit Federn oder Blumen. Die Krieger tätowierten sich nur an den Armen, Hüften und Schenkeln, niemals aber im Gesicht.

Die Behausungen oder Hütten dieser Eingeborenen bestanden einfach nur aus einigen Pfosten mit einem Dach von Gras oder Palmblättern, waren für Wind und Wetter offen und wurden nur als Obdach bei Nacht oder gegen den Regen benutzt, was in einem so warmen Klima auch genügte. Die Hütten waren meist groß, weder mit Außen- noch mit Scheidewänden versehen, und dienten meist ganzen Familien zur Behausung. Die Hütten der Häuptlinge waren klein und so gebaut, daß man sie hin und her tragen und sogar in den Röhren mitführen konnte, und hatten auch Außenwände aus Flechtwerk oder den Wedeln der Kokospalme. Außerdem gab es große Hütten, welche das öffentliche Eigentum eines Stammes oder Bezirks und zuweilen bis zu 200 Fuß lang und 30 Fuß breit waren.

Alle Häuser standen auf dem bewaldeten Küstenstrich zwischen dem Meere und den Bergen, und für jedes Haus war nur soviel Wald gerodet, daß der Trauf von den umstehenden Bäumen nicht auf das Dach der Hütte fiel und der Bewohner mit einem einzigen Schritt aus seiner Behausung in den Schatten des Waldes, der vorwiegend aus Kokospalmen und Brotfruchtbäumen (*Artocarpus incisa*) bestand, treten konnte. Bei gutem Wetter waren die Bewohner den ganzen Tag im Freien und nahmen hier auch ihre Mahlzeiten ein oder saßen auf einem Haufen feinen Grasses, dessen sie sich auch statt der Betten bedienten.

Die Nahrung der Tahitier bestand vorwiegend aus

Pflanzenkost. Sie hatten zwar zahme Schweine, Hunde und Hühner, aber nur wenig, und die Zahl derselben wurde während der Abwesenheit der „Endravour“ noch bedeutend verringert, denn fette Schweine waren das angenehmste Geschenk, welches man den Fremdlingen machen konnte, und der begehrteste Tauschartikel, so daß die Eingeborenen selbst nur selten Fleisch aßen. Wenn ein Häuptling ein Schwein schlachten und braten ließ, so wurde das Fleisch unter alle seine Vasallen verteilt, und da diese sehr zahlreich waren, so kam auf den einzelnen nur ein sehr kleiner Anteil. Hunde und Hühner waren mehr die Fleischkost der unteren Stände, und Cook machte sich nicht viel aus dem Fleisch der tahitischen Hühner, fand aber das Fleisch der Hunde, welche nur mit Pflanzenkost gemästet werden, ganz ausgezeichnet.

Die Kochkunst der Tahitier war so eigenartig, wie ihre übrigen Bräuche. Fleisch und Fische wurden meist in einem Loche im Boden gebraten, welches mit heißer Asche oder erhitzten Steinen ausgelegt und mit der ausgegrabenen Erde wieder zugedeckt wurde. Die Zubereitung eines Hundes zum Verspeisen, wie sie Cook in nachstehender Weise schildert, mag diese Prozedur erläutern.

„Der fette Hund,“ sagt er, „wurde Tupia überantwortet, welcher das doppelte Amt eines Schlächters und eines Kochs versah und den Hund ersticht; während dies geschah, ward ein fußtiefes Loch in den Boden gegraben und ein Feuer darin angezündet, wobei man abwechselnd Schichten von Holz und kleinen Steinen übereinander legte, um letztere zu erhitzen. Der Hund wurde sodann über das Feuer gehalten und ihm die Haare abgefeigt, und als man ihn dann mit einer Muschelschabte, ward das Haar so rein entfernt, als ob das Tier in heißem Wasser geblutet worden wäre. Dann ward das Tier mit der Muschel aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, ans Meer getragen und sorgfältig ausgewaschen, worauf man sie mit dem aus dem Körper laufenden Blut in Kokosnußschalen aufbewahrte. Sobald das Loch genügend erhitzt war, wurde das Feuer entfernt, einige der Steine (welche so heiß waren, daß sie jeden damit in Berührung kommenden Körper verfärbten) auf den Boden der Grube gelegt und mit grünen Blättern bedeckt. Der Hund und die Eingeweide wurden dann auf die Blätter gelegt, mit anderen grünen Blättern und diese mit dem Rest der heißen Steine bedeckt und die ganze Grube mit Erde ausgefüllt. Nach Verlauf von etwa vier Stunden wurde die Grube wieder aufge-

deckt
alle
wird
reich
kleine
genug
von
namen
Medu
Zähig
feinen
Kokos
Da al
nicht
Zeit g
diese
er sein
erfüllt
Jahres
komme
Kokosr
u. drg
Südsee
Stamm
30—40
welchen
Früchte
ausger
Mann
allein
und Ge
Das H
in drei
im Be
gebräu
stieht, a
dem sel
schlich
De
trägt n

deckt und der Hund trefflich gebacken herausgenommen. Beinahe alle Fische und alles Fleisch, welches die Eingeborenen essen, wird auf diese Weise zubereitet.“

Das Meer um die Insel her ist, wie schon erwähnt, so reich an Fischen der verschiedensten Art, an Hummern und kleineren Krustentieren, daß sie den Eingeborenen Nahrung genug liefern, und die kleineren Fische und Meerestiere wurden von ihnen immer roh verspeist. Auch gewisse Quallen, namentlich diejenige, welche bei den Matrosen blubber oder Medusenhaupt heißt, wird von ihnen gegessen, aber ihrer Zähigkeit wegen erst in halbverfaultem Zustande.

Von Acker- und Feldbau hatten die Tahitier damals keinen Begriff, denn ihre Hauptnahrung, Brotfrucht und Kokosnüsse, erhielten sie ja um die bloße Mühe des Pflückens. Da aber nach Cooks Behauptung, die Brotfruchtbäume sich nicht freiwillig fortpflanzten, müssen ihre Samen von Zeit zu Zeit gesteckt werden, und wenn ein Mann zehn Bäume auf diese Weise pflanzt, was ihn kaum eine Stunde kostet, so hat er seine Pflicht gegen sich selbst und gegen folgende Geschlechter erfüllt. Allerdings reift die Brotfrucht nur zu gewissen Jahreszeiten, allein wenn ihre fertigen Sammeln nicht zu bekommen sind, so stehen dem Eingeborenen der Südpazifik-Inseln Kokosnüsse, Bananen und andere Paradiesfeigen, Yamswurzeln u. dgl. m. in Fülle zu Diensten.

Der Brotfruchtbaum ist einer der schönsten Bäume der Südpazifik-Inseln, mit einem rauhrindigen, 4–6 Meter hohen Stamme, breiter weitschattiger Krone von dunkelgrünen, breiten, 30–40 Centimeter langen Blättern und starken Ästen, an welchen die prächtigen, im reifen Zustande schön hochgelben Früchte einzeln oder in Büscheln hängen. Die vollkommen ausgereifte Frucht, von der Größe zweier zusammengelegten Mannesfäuste, besteht aus der lederartigen Rinde, dem zelligen, allein essbaren Fruchtfleisch und dem Kern, welcher die Größe und Gestalt eines Messerheftes hat und den Samen umschließt. Das Fleisch der Brotfrucht wird niemals roh gegessen, sondern in drei oder vier Schnitze getheilt und in einer erhitzten Grube im Boden gebacken, worin er binnen einer Stunde außen gebräunt, innen wie die Krume von frischem Weizenbrod ausseht, aber etwas fad und süßlich schmeckt. Es ist jedoch trotz- dem sehr gesund und nahrhaft und bildet beinahe die hauptsächlichste Kost jener Inselbewohner.

Der Baum, zu der Familie der Nüchsenpflanzen gehörig, trägt neun Monate des Jahres hindurch Früchte, und zwar

zwei und sogar drei Ernten; drei solcher Bäume können einen erwachsenen Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren, denn für die drei Monate, während deren der Baum ruht, kann der Mensch von den Früchten der letzten Ernte leben, weil aus dem Fruchtfleisch auf die früher beschriebene Weise ein haltbares Brot und Zwieback bereitet werden kann. Außerdem liefert der Baum noch eine Art Harz, welches aus der verletzten Rinde ausschwißt und an der Luft schnell erhärtet und dessen man sich zum Verpichen der Fugen und Risse in den Kähnen und zum Wasserdichtmachen der Korbflechtereien bedient, in deren Verfertigung Männer und Weiber sehr geschickt sind. Aus dem Bast der jungen Zweige verfertigt man durch Klopfen und Wässern eine Art Zeug, Tappa genannt, dessen man sich zur Kleidung bedient; das Holz dient zum Haus- und Schiffsbau. Es giebt gegen fünfzig verschiedene Spielarten von Brotfruchtbäumen, welche bei den Eingeborenen verschiedene Namen führen und ihre Früchte zu verschiedenen Zeiten reifen, so daß man beinahe das ganze Jahr hindurch reife Brotfrüchte erhält.

Nicht minder wertvoll für die Eingeborenen dieser Inseln ist die Kokospalme, deren Stamm am Wurzelhals einen Durchmesser von mehr als einen Meter und eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Metern erreicht, ganz ohne Zweige und Blätter ist, sich nach oben allmählich verjüngt und in einen Schopf von langen grünen Wedeln oder Fiederblättern endigt, welchen im leisesten Winde anmutig schwankt. Der Baum kann ein Alter von 80 bis 100 Jahren erreichen und gedeiht in jedem Boden, im glühenden Sand des Strandes eines Korallenriffs wie auf der steilen hohen Berglehne oder im fruchtbaren Boden eines wohlbewässerten Thales. Man sieht merkwürdigerweise zu gleicher Zeit auf einem und demselben Baum Früchte in jedem Stadium des Wachstums, von der ausfallenden Blüte an bis zur reifen Nuß, welche zu ihrer vollkommenen Ausbildung ungefähr zwölf Monate bedarf, wodurch der glückliche Schöpfer ganz besonders wohlwollend für die Bedürfnisse der Menschen gesorgt hat.

Die Früchte sind oft größer als der Kopf eines erwachsenen Menschen und bestehen aus einer glatten lederartigen Schale und darunter aus einer sechs Centimeter dicken Hülle von zähen, groben, trockenen, braunen Fasern, welche die Nüsse durchaus nicht angreift und aus denen man Flechtwerk, Seile, Matten u. s. w. anfertigt. Die innere Fruchtschale ist eisförmig braun, steinhart, von der Größe zweier zusammengelegter

Mannesfäuste, läßt sich zu Bechern, Näpfen, Löffeln, Schalen u. s. w. verarbeiten und hat immer am schmälern Ende drei Narben oder dünnere Stellen, aus deren einer der Kern hervortreten kann. Der räumliche Inhalt dieser Nußschale ist ungefähr ein Viertelsliter und im reifen Zustande durch den weißen, festen, hornartigen Kern ausgefüllt, welcher etwas grobfaserig ist und auch etwas herb schmeckt, aber sehr ölsreich ist, indem man nach dem Zerstampfen aus ihm ein halbfestes, im Aussehen der Kuhbutter ähnlich sehendes Fett auspressen kann, welches unter dem Namen der Kokosbutter oder des Kokosnußöls im frischen Zustande wie Butter oder Schmalz zum Kochen, Braten und Backen oder zum Salben der Haut und des Haares, oder zur Speisung der Lampen verwendet, in Europa aber gewöhnlich auf Seife verarbeitet wird.

Die ganz junge Nuß enthält eine angenehm schmeckende, leicht wolkenfarbige Flüssigkeit, die allmählich weißlicher und dicker wird und Milch genannt und als solche getrunken wird. Dann bildet sich das Fruchtfleisch, wird allmählich immer fester und wohlschmeckender, verhärtet sich von außen nach innen hinein und liefert eine köstliche Speise. Die ganz reifen Früchte, wie sie zu uns nach Europa kommen und alt und trocken sind und oft ranzig schmecken, werden von den Eingeborenen jener Inseln selten mehr gegessen, sondern meist nur zum Stecken als Saatterne oder zur Fettgewinnung verwendet, sind aber noch essbar, wenn man sie auf dem Reibeisen reibt. Alle Nüsse wachsen am Gipfel, und ihr Pflücken geschieht, indem die Eingeborenen sich zum Erstklettern der Bäume zweier Schlingen von Stricken bedienen, deren eine sie um beide Knöchel und um den Stamm, die andere um die Hüfte und den Stamm legen und mit deren Hülfe sie den rauhen Stamm ziemlich leicht ersteigen können.

Die selbst abgefallene reife Nuß keimt sehr leicht freiwillig, wenn sie günstigen Boden findet, aber die junge Pflanze wächst sehr langsam. Alle Teile des Baumes und der Frucht sind übrigens vom größten Nutzen für den menschlichen Haushalt. Das Holz ist hart, zäh und dauerhaft, giebt die besten Speerschäfte und Pfosten für die Hütten, sowie Ruder für die Kähne; aus den Blattrippen slicht man Zäune, verfertigt Bogen, Spazierstöcke, Träger, um Lasten daran zu tragen. Die ganzen Wedel, d. h. die Blattrippen mit den Fiederblättern daran, dienen zum Dachdecken; die schmalen, nahezu ein Meter langen Fiederblätter werden gespalten und dann zu Körben, Matten u. s. w. verflochten. Das feine Netzwerk an der Basis

der Blätter versteht die Stelle von Sieben. Die junge Endknospe liefert gekocht ein gutes Gemüse. Aus dem Saft in den zugebundenen Blüthenscheiden gewinnt man ein angenehmes Getränk, welches frisch genossen erfrischend schmeckt, durch kurze, leichte Gährung berauschend wirkt und durch längere Gährung sich in Essig verwandelt. Auf diese Weise wird die Kokospalme zur wahren Nährmutter von ganzen Völkerschaften, und aus diesem Grunde haben wir diese beiden, für die Bewohner der Südsee so ungemein wichtigen Bäume hier ausführlicher geschildert.

Außer diesen eben genannten enthalten aber diese Inseln noch eine Menge anderer wichtiger Nährpflanzen, z. B. Bananen oder Pifangfrüchte (von denen auf Tahiti allein 15 verschiedene Sorten), Yamswurzeln, eine Art Arum- oder Maronswurzel, aus welcher die Eingeborenen ein Mehl, Taro oder Kalo genannt, gewinnen; Bataten oder süße Kartoffeln, verschiedene Obstarten, Kastanien, die Nüsse der *Terminalia glabrata*, Pfeilwurzel, die süße Tiwurzel, Zuckerrohr, Feigen u. s. w.; von Nutzpflanzen dagegen den Bambus, die Casuarien oder den Keulenbaum, den Papiermaulbeerbaum, aus dessen Bast die Tahitier feine Gewebe verfertigen; Baumwolle, die Silbernessel, deren Fasern ihnen die Stelle unseres Hanfs vertreten, die Seidenbaumwolle, den Awa- oder Kawa-Pfeffer, aus dessen Wurzeln ein berauschendes Getränk bereitet wird, und die Cawa, von welcher jeder Baum ein kleines Wäldchen bildet, weil die Zweige, sobald sie den Boden erreichen, darin Wurzel schlagen und sogleich neue Stämme und Aeste treiben, aus deren Rinde durch Wässern, Klopfen u. s. w. das feinste graue Zeug bereitet wird, und viele andere Gewächse, worunter auch einige giftige.

Minder zahlreich und mannigfaltig war die Tierwelt, denn von Säugetieren fanden sich zur Zeit von Cooks' erstem Besuch nur australische Schweine und Hunde, die große Vampyr-Fledermaus (nun ausgerottet) und Ratten, welche wahrscheinlich durch europäische Schiffe eingeschleppt worden waren, vor; von Vögeln fanden sich verschiedene Arten von Papageien und Tauben, dann Kuckuck, Lerchen, Schwalben, Fliegenfänger, Regenspfeifer, Wiedehopf, Drosseln, Meerergänse, Enten, Taucher und andere Seevögel, Fregatt- und Tropillvögel, denen aber die Eingeborenen ihrer Schmuckfedern willen eifrig nachstellten, und einige wenige Raubvögel. Hühner wurden als Hausgeflügel gehalten. Von Lurchen waren nur einige Eidechsenarten, eine ungiftige Wasserschlange, welche

geessen wurde, und die Seeschildkröte vorhanden, die den Eingeborenen als ein heiliges Tier galt. Zahllos war dagegen die Menge und Mannigfaltigkeit der Fische, der Weichtiere, der Insekten und anderer Tiere, auf deren Aufzählung wir hier nicht eingehen können. —

Die Wochen, welche noch bis zum Venusdurchgang am 3. Juni verstrichen, wurden von Cook und seinen Begleitern auf die angenehmste Weise zur Untersuchung der Insel und zum Besuch bei verschiedenen Häuptlingen der Eingeborenen und im freundlichsten Verkehr mit der Königin Oberea und deren Gemahl (welcher übrigens von der Königin getrennt lebte) verbracht. Ueberall wurden die Weißen freundlich empfangen und mit Schweinen und Lebensmitteln beschenkt, denn diese Inselaner sind außerordentlich gastfreundlich und zum Schenken geneigt. Man machte eine Rundfahrt um die ganze Insel und lernte dabei die Sitten, den Kunstfleiß, die Lebensweise, die religiösen Anschauungen, den Götzendienst, die Begräbnisplätze und den eigenthümlichen Brauch des sogenannten Tabu kennen. Dieses Wort hat nämlich die Bedeutung von irgend etwas Heiligem und Unantastbarem und wird sowohl Verlichkeiten, wie Begräbnisstätten, Tempelhainen, Opferstätten, Thronen u. s. w., wie auf Personen, z. B. Priestern im Zustande der Verzückung 2c. beigelegt. Ein Ort, welcher Tabu ist, darf bei Todesstrafe nicht betreten, ein Mensch, welcher Tabu ist, durchaus nicht berührt werden, und als einige Matrosen sich gegen dieses Verbot verkehrten, kostete es Mühe, die Eingeborenen wieder zu versöhnen. Die Priester, welche das Tabu verhängen, üben dadurch auf die Volksmenge einen ungeheuren despotischen Einfluß aus und können dadurch Leben und Eigentum des Einzelnen willkürlich gefährden.

Zu diesem freundlichen und friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen trug Kapitän Cook durch seine Sanftmut und weise Mäßigung nicht wenig bei. Er hielt seine Mannschaft in strenger Zucht, jedoch ohne Anwendung jener schweren Strafen und körperlichen Züchtigungen, wie sie zu jener Zeit in der britischen Flotte noch gang und gäbe waren. Er übte auch gegenüber den steten Diebereien, Treulosigkeiten und Feindseligkeiten der Eingeborenen möglichst viele Milde und Schonung aus, ohne sich jedoch an Ernst etwas zu vergeben; aber er machte nicht, wie Kapitän Wallis bei seinem Besuche es gethan hatte, sogleich von seinen Gewehren und Kanonen Gebrauch, sondern begnügte sich, durch Pfändung von Rähnen und durch Aufgreifen von Geiseln die Eingeborenen zur

Zurückgabe der gestohlenen Gegenstände zu zwingen. Die Inselulaner hatten daher großes Vertrauen zu ihm und liebten ihn wie einen Vater.

Der Venusdurchgang ward von der Expedition an zwei verschiedenen Orten genau beobachtet, nämlich von Cook und Green auf der Insel Tahiti, von Banks, Monthouse und Sporing auf der benachbarten Inselimeo, und lieferten so gute Resultate, daß sie lange Zeit den Anhaltspunkt für unsere Berechnung der Sonnenferne bildeten und erst vor einigen Jahrzehnten durch andere Hülfsmittel ergänzt wurden.

Nachdem Cook diesen Teil seiner Aufgabe mit aller Gewissenhaftigkeit gelöst hatte, ging er nun an den andern, nämlich die Insel sowohl ganz zu umschiffen, als auch in ihrem Innern zu durchforschen, was in Gemeinschaft mit den Herren Banks, Solander u. geschah und noch einen vollen Monat in Anspruch nahm. Herr Banks steckte in der Nähe des Forts noch eine Menge Samen von Orangen, Limonen, Citronen, Wasser- und Neg-Melonen und anderen Nutzpflanzen und Bäumen, welche er aus Rio de Janeiro mitgebracht hatte, und verteilte auch unter die Eingeborenen Sämereien aller Art mit der Weisung, dieselben anzupflanzen.

Schon bereitete man sich zur Abreise der „Endravour“ vor, als man am 8. Juli morgens fand, daß zwei Matrosen desertirt waren, welche sich Weiber genommen und mit diesen nach dem Innern geflüchtet hatten, um auf Tahiti zu bleiben. Kapitän Cook konnte aber die Leute nicht entbehren, und so wurden sie mit Hilfe der Häuptlinge wieder herbeigeschafft, und nachdem die Mitglieder der Expedition sich noch von ihren tahitischen Freunden verabschiedet und den Oberpriester Tupia auf dessen Verlangen mitgenommen hatten, stach die „Endravour“ am 13. Juli wieder in See und steuerte nach der nordwestlichen Inselgruppe, von deren Vorhandensein Tupia den Kapitän Cook benachrichtigt hatte. Am 15. entdeckte man die nächste und zweitgrößte dieser nordwestlichen Inseln, Huahine, knüpfte durch Tupias Vermittelung sogleich freundliche Beziehungen zu deren König Oree an, tauschte Geschenke mit demselben und fand, daß die Natur und die Bevölkerung der Insel Huahine beinahe ganz mit denjenigen von Tahiti übereinstimmten, nur daß die Männer weit größer, kräftiger und träger waren, wie diejenigen von Tahiti.

Von hier segelte die „Endravour“ nach der größeren, westlich gelegenen Insel Tairatea, wo Cook am 20. Juli landete und von ihr ebenfalls Besitz ergriff, wie er es auf Tahiti und

Qua
no
weg
ma
zu
Eing
Ver
welc
Ober
blöb
„En

Nam
Kön
sam
und

Ohit
und
Inse
Gru
Aug
die
Einn
Bem
tehr
15.
eben
auch
gut

tag
Käse
und
eines
Fah
Dies
schon
Abel
zu G

und
und

Guahine gethan hatte. Am 24. verließ man Tairtea und fuhr nordwärts nach der ziemlich kahlen Insel Tahaa, wo man wegen widrigen Windes erst am 28. landen konnte. Nachdem man noch auf der Insel Ulietea gelandet hatte, um einen Leck zu verstopfen, welchen das Schiff erhalten, nachdem man mit den Eingeborenen von Ulietea und Tahaa vielfältigen friedlichen Verkehr gepflogen hatte und mit dem Könige der Insel Borabora, welcher zugleich mit dem gefürchteten Griech Rahain oder Oberpriester dieser sämtlichen Inseln und ein fieber, halb blödsinniger Greis war, in Verkehr getreten war, stach die „Endravour“ wieder in See.

Cook gab der Inselgruppe, welche er nun verließ, den Namen der Societäts- oder Gesellschafts-Inseln, zu Ehren der Königlichen Gesellschaft in London, und bestimmte ihre Lage sammt Tahiti als zwischen $16^{\circ} 10'$ und $17^{\circ} 18'$ südl. Breite und zwischen $149^{\circ} 10'$ und $152^{\circ} 20'$ westl. Länge.

Die Fahrt ging nun südwärts nach einer andern Insel Ohterao oder Kurutu, von welcher Tupia ihnen erzählt hatte und die nur ungefähr hundert Seemeilen von den Gesellschafts-Inseln (unter $23^{\circ} 10'$ südl. Breite) entfernt liegt und zur Gruppe der Australinseln gehört. Man entdeckte sie am 13. August und versuchte am andern Morgen zu landen, sah aber die am Strand versammelten und mit Speeren bewaffneten Einwohner eine feindselige Haltung annehmen. Da aber alle Bemühungen, mit diesen Wilden in einen freundlichen Verkehr zu treten, fehlschlügen, so segelte die „Endravour“ am 15. August südwärts und verließ die Insel Kurutu, welche ebener und gleichförmiger war als die Gesellschafts-Inseln und auch keine Kokospalmen und Brotfruchtbäume hatte, aber sonst gut bewaldet war.

Am 25. August feierte man auf hoher See den Jahrestag der Abfahrt von England, wobei ein großer englischer Käse und ein Faß Porterbier zum Festen gegeben wurde, und einige Tage darauf starb der Maatgehilfe an den Folgen eines Schnapsrausches — der einzige Unfall auf dieser langen Fahrt, auf welcher man erst am 8. Oktober Land entdeckte. Dies war die Ostküste von Neu-Seeland, welche Doppelinsel schon im Dezember 1642 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman entdeckt und den holländischen Generalstaaten zu Ehren „Statenland“ genannt worden war.

Neu-Seeland liegt zwischen dem $34.$ und $48.^{\circ}$ südl. Breite und zwischen dem $181.$ und $194.^{\circ}$ westl. Länge von Greenwich und besteht aus zwei Inseln, der nördlichen und wärmeren

Insel Ika a Maui und der kälteren und unwirtlicheren Wahi Punamu (Land des Grünsteins), welche beide durch die Meerenge der sogen. Cooksstraße getrennt werden. Die nördliche Insel ist hügelig, erhebt sich sogar in einzelnen Theilen zu einem vulkanischen Hochgebirge mit heißen Quellen und noch thätigen Vulkanen, ist schön bewaldet und reich bewässert, hat einen leichten fruchtbaren Boden, welcher für den Anbau aller Arten von europäischem Getreide, Obst und anderen Nahrungsgewächsen sehr geeignet ist; zur Zeit von Cooks Besuch fand man von Säugetieren hier nur Hunde und Ratten, und die Eingeborenen, die sogen. Maori, waren ein kräftiger, stattlicher, wilder und kriegerischer Menschenschlag von brauner Farbe, scheu und feindselig gegen Weiße, diebisch und Menschenfresser, aber nicht ohne mancherlei gewerbliche Fertigkeiten. Die Südinself erschien als ein kahles, unebenes, gebirgiges und beinahe unbewohntes Land. Die Vegetation der Nordinsel war schön und von großer Mannigfaltigkeit, die Wälder voll der schönsten und größten Bäume, welche das beste Bau- und Nutzholz lieferten, aber darunter nur ein einziger Baum oder Strauch, welcher eine eßbare aber fast geschmacklose Beere lieferte. Unter den Bäumen waren namentlich die baumartigen Farne merkwürdig; unter den übrigen Pflanzen ein Siliengewächs, *Phormium tonax*, dessen Blätter eine Länge von 2 bis 2½ Meter erreichen und in ihren Fasern den zähen und dauerhaften neuseeländischen Hanf liefern, welcher in den jüngsten Jahrzehnten massenhaft in Europa eingeführt und zu Schiffstauen verarbeitet wird; ferner ein krautartiger Farn, *Aerostichum furcatum*, dessen geröstete Wurzel mit einem Hammer oder Stein mürbe geklopft und dann gekaut wird, worauf man die zucker- und stärkeemehlhaltigen Theile auspresst und die ausgepressten Fasern wegschneidet; die harte holzige Rinde dieses Farn wird ebenfalls geröstet und wie Brot gegessen. Auch die Wurzeln der genannten Baumfarne sind in geröstetem Zustande eßbar und schmecken wie Rüben. Weitere Nahrungspflanzen der Eingeborenen waren süße Bataten, die offenbar früher durch ein europäisches Schiff hierher gebracht wurden, die Wurzel der *Oracaena indurata*, welche das Taro lieferte, der Palmkohl (von *Areca sapida*), der neuseeländische Spinat und verschiedene Wurzelgewächse, wie Sellerie u. dgl. Von wertvollen Mineralien lieferte die Insel hauptsächlich den Wahi oder Grünstein, aus welchem die Eingeborenen ihre Werkzeuge und Waffen verfertigten; doch sprachen schon Cooks Begleiter die Ueberzeugung aus, daß die Gebirge Neuseelands

wertvolle Metalle und Mineralien enthalten dürften, was sich neuerdings durch die Auffindung der Gold- und Steinkohlenlager und der Lagerstätten der verschiedensten Erze vollkommen bestätigt hat.

Die wilden Eingeborenen zeigten bereits einige Spuren von Kultur; sie hatten Kleider, reichgeschnittene Waffen und Köchern von verschiedener Größe, welche aus einem oder mehreren mittelst Feuer ausgehöhlten Stämmen kunstreich zusammengebunden und an ihren Enden mit erhabenen und halberhabenen Bildwerken verziert waren, welche die Maori nur mit einer steinernen Art und mit einem Meißel aus Knochen herstellten. Ebenso waren die Thore ihrer I-pah oder Befestigungen, die mit Verpfählungen, Gräben, Zugbrücken, Verhauen u. dergl. versehen waren, mit reichen, phantasievollen und teilweise merkwürdig richtig gezeichneten aber dürftig ausgeführten Skulpturen geschmückt und ihre bizarren Götzenbilder gut gearbeitet. Den größten Kunstsinn und die reichste Phantasie aber verrieten die Maori in der Tättowierung, womit sie sich von der Stirne an beinahe am ganzen Körper schmückten und deren schöne regelmäßige Zeichnung oft an die Feinheit der Filigran-Arbeit erinnerte. Dabei hatten die Männer in ihren Gebahren etwas Mannhaftes und Thatkräftiges, etwas Bescheiden-Würdevolles, und die Weiber seltene Zurückhaltung. Da sie selber aber Menschenfresser waren, so hielten sie die Weißen ebenfalls für solche und glaubten, diese seien nur zu diesem Zwecke nach ihrer Insel gekommen.

Obwohl verschiedene Versuche, mit den Eingeborenen einen fremdblichen Verkehr anzubahnen, fehlschlügen und man ihre Darlegungen von Feindseligkeit nur durch blinde Schüsse aus Musketen und Vierpfünder-Kanonen abweisen mußte, so war doch diese Insel für Cook und seine Gefährten so merkwürdig, daß sie dieselbe ganz genau zu untersuchen und zu umfahren beschloßen.

Man fuhr also von Kidnapper-Point (der Kinderdieb-Spitze, die ihren Namen daher erhielt, daß hier einige zum Tausch an die Längseite des „Endravour“ gekommene Maori den kleinen Tahitier Tajoda, welchen Tupia mitgenommen, hatte stehlen wollen, was nur mit Mühe vereitelt worden war) nordwärts, berührte die Tolagobucht, wo Cook und seine Begleiter ein Maori-Dorf besuchten und gastlich aufgenommen wurden, umfuhr das Ostap, besuchte die Merkurs-Bucht, entdeckte die Merkurs-Inseln und umfuhr so nach und nach die ganze nördliche Insel, bis man am 6. Februar durch die

Meerenge zwischen beiden Inseln segelte, welche seither den Namen Cooks-Straße führte. Nun umsegelte Cook auch die Südinself und entdeckte die an der Südspitze derselben vorliegende kleine Insel Rakura (Stewart-Insel) und fuhr an der Westküste der Südinself entlang wieder nach Nordost, bis er am 27. März 1870 die beiden Inseln binnen kaum sechs Monaten ganz umsegelt hatte und die „Endravour“ wieder am westlichen Eingang der Cooks-Straße lag.

Hier wurde nun eine Beratung über den Weg gehalten, auf welchem man nach Europa zurückkehren wolle, und man faßte den Entschluß, zunächst nach der Ostküste von Neuholland zu steuern und derselben entlang nach Norden zu fahren. Demzufolge segelte man von der Landspitze aus, welche man am 23. März zuerst entdeckt hatte, am 31. März mit Tagesanbruch wieder ab und nannte jene Landspitze das Kap Farewell (Lebewohl).

Die Fahrt nach Nordwest war von Wind und Wetter sehr begünstigt, und alle schauten in der dritten Woche erwartungsvoll nach dem Lande aus, als sich am 16. April ein kleiner Landvogel im Tafelwert niederließ und die Nähe des ersuchten Landes zu verkündigen schien. Alles jubelte und man nahm in der Hoffnung, dem Lande ganz nahe zu sein, sogleich Peilungen mit dem Senkloth vor, fand aber auf 120 Faden noch keinen Meeresgrund und erblickte erst drei Tage später, am 19. April morgens, in einer Entfernung von 4—5 Seemeilen, ein niedrige Landspitze, welche man dem ersten Lieutenant der „Endravour“ zu Ehren „Dick's-Point“ nannte, erblickte dann mittags ein weiteres Vorgebirge, das den Namen „Rams-Head“ (Widdertopf) erhielt, fuhr der Küste entlang und bemerkte erst am 27. April einige Eingeborene an dem niedrigen flachen Strand, hinter welchem sich das grüne bewaldete Binnenland hindehnte.

Da Cook sehr viel daran lag, die Bewohner der von ihm besuchten Küsten kennen zu lernen, so fuhr er in Begleitung von Banks, Solander und Tupia ans Land, um mit den gesehenen Wilden anzubinden, konnte aber deren Mißtrauen und abergläubische Furcht auf keinerlei Weise besiegen und mußte unverrichteter Dinge wieder umkehren. Doch hatte er nun den Boden des kolossalen fünften Welttheils betreten, welcher seither eine solch riesige Entwicklung erfahren hat.

Die Bucht, in welcher die „Endravour“ vor Anker gegangen und worin sie mehrere Tage blieb, erhielt wegen der ungemein reichen Ausbeute, welche Banks und Solander an

neuen und interessanten Gewächsen an deren Strand fanden, den Namen Botany-Bay, welcher durch die später hier angelegte Straffcolonie einen solch fatalen Ruf erhielt.

Vergebens durchstreifte Tupia, welcher mittlerweile mit dem Schießgewehr umzugehen gelernt hatte, die Umgebungen der Bay nach allen Richtungen, um Papageien zu schießen und mit den Eingeborenen anzubinden, allein diese verstanden seine Sprache nicht, mißtrauten ihm trotz seiner braunen Farbe und wichen ihm geflüchtlich aus. Während nun die Gelehrten botanisirten, lagen die Officiere dem Fischfang ob und lieferten dadurch der Mannschaft eine erwünschte frische Nahrung in reicher Fülle, und am 6. Mai verließ die „Endravour“ die Botany-Bay, fuhr an der Mündung von Port Jackson, wo nun Sidney, die Hauptstadt vom Festlande Australien, liegt, und an derjenigen der Brocken-Bay vorüber nach Norden. Die Fahrt war eine höchst interessante, denn man macht jeden Tag neue Entdeckungen an Bergen, Inseln, Buchten, Flüssen, welche in die Karte eingezeichnet und mit Namen belegt wurden, und lernte eine Menge neuer Tiere, Gewächse und merkwürdiger Naturscenen kennen. Am Sonntag Trinitatis entdeckte man eine Bucht, welcher der Name Trinity-Bay verliehen wurde, und erreichte am Ende derselben, ungefähr unter 16° südl. Breite, ein Vorgebirge, welches um der gefahrvollen Unfälle wegen, welche hier unsere Weltumsegler betrafen, den Namen Kap Tribulation (Heimsuchungs- oder Trübsals-Kap) erhalten hat.

In dieser Gegend nämlich lief die „Endravour“ große Gefahr, Schiffbruch zu leiden und mit Mann und Maus unterzugehen, und zwar auf folgende Weise: Längs der ganzen Nordostküste vom Festlande Australien zieht sich ein unabsehbarer Gürtel von Korallenriffen hin, welche auf den Landkarten mit dem Namen der Großen Barrier-Riffe bezeichnet sind und namentlich zwischen 16 und 18° südl. Breite ganz nahe an die Küste herantraten und durch ihr stetes Wachstum innerhalb eines Jahrhunderts das Fahrwasser beinahe ganz ausfüllt haben. Aber auch schon zu Cooks Zeiten war es ein unerhörtes Wagnis, in dem schmalen Fahrwasser zwischen Küste und Korallenriffen zu fahren. Die Fahrt war eine unsäglich mühevoll und langsame, denn man konnte nur mit gereiften Segeln fahren, um nicht auf Untiefen und Klippen zu scheitern, und mußte Tag und Nacht das Senkloth handhaben. Allein trotz aller Vorsicht geriet das Schiff doch auf ein Riff, wurde von der Brandung auf demselben hin und her

gerieben und endlich zwar wieder flott gemacht, aber auf neue in eine Mulde zwischen zwei Felsenschranken geworfen. Der Stoß beim Aufsitzen des Schiffes war so heftig gewesen, daß beinahe die ganze Besatzung zu Boden geschleudert wurde und man sogleich die Planken der Spiekerhaut, d. h. der äußeren Schiffsverkleidung, unter dem Schiffe wegtreiben sah. Das Schiff hatte ein großes Leck erhalten, das Wasser drang mit Macht ein, man mußte die vier größten von den Kanonen nebst Fässern, Delkrügen und Ballast über Bord werfen, um das Schiff zu erleichtern, und es gelang denn am andern Morgen auch, dasselbe wieder flott zu machen und in offenes Wasser zu bringen. Man war ungefähr acht Meilen vom Lande, welches man deutlich sah, aber die Pumpen konnten nicht eher die eindringenden Wassermassen bewältigen, als bis es gelungen war, ein getheertes und mit aufgenähter Wolle und Werg besetztes Segeltuch unter dem Schiffe durch und vor das Leck zu ziehen und so das Eindringen des Wassers wenigstens zu mindern. Dann ward mit Hülfe der Flut am 17. Juni das Schiff unter 15° 29' an der Mündung eines Flusses, welcher später den Namen des Schiffes selbst erhielt, ans Land gebracht und umgelegt, um es auszubessern.

Die Strapazen, welche dieser Zwischenfall verursacht hatte, waren furchtbar gewesen, und nur der Kaltblütigkeit, Umsicht Unererschrockenheit und dem Beispiel des Kapitäns Cook war es zu verdanken, daß unter dieser furchterlichen Gefahr die Disziplin sich nicht lockerte und alle erforderlichen Arbeiten völlig und verständig geleistet wurden. Cook selbst hatte kaum etwas Anderes erwartet, als daß das Schiff scheitern und in Trümmern zerfallen würde, aus den geborgenen Trümmern notdürftig ein Fahrzeug zu erbauen, mit welchem man Ostindien erreichen könne.

Jetzt war dieses Auskunftsmittel beseitigt, denn man fand, daß das Leck zwar groß war (vier Planken waren bis auf die Rippen durchgerieben und noch drei weitere beschädigt), daß es aber wieder ausgebessert werden konnte, und daß eine wunderbare Fügung Gottes das Schiff vor dem gänzlichen Untergang bewahrt hatte: in dem größten Loch des Lecks war nämlich ein Stück Korallenfels eingeklemmt, welcher dasselbe verstopfte und so dem Wasserzudrang wehrte, welcher außerdem nicht mit acht Pumpen hätte bewältigt werden können.

Als das Schiff möglichst erleichtert und auf die Seite gelegt worden war, ging man alsbald an die Ausbesserung des Schadens; allein kaum die Hälfte der Mannschaft war

noch arbeitsfähig, so sehr waren die Leute durch den Skorbut und die Folgen der jüngsten Anstrengungen heruntergebracht. Herr Green und Tupia waren vom Skorbut, einer aus fehlerhaften Blutmischung entstehenden sehr tödtlichen Krankheit, so erschöpft, daß sie aus Land getragen werden mußten, wo man Zelte für die Kranken aufgeschlagen hatte. Da die Bucht sehr arm an Fischen war, so konnte man den armen Kranken nicht einmal die ihnen so notwendige frische Kost reichen und erst als man drei große Seeschildkröten gefangen und ein Känguruh geschossen hatte — das erste, welches von Europäern erlegt wurde — besserte sich der Gesundheitszustand der Mannschaft allmählich.

Man suchte mit den wenigen Eingeborenen, welche man an diesem Teil der Küste traf, in freundlichen Verkehr zu treten, allein es waren diebische und heimtückische Wilde, ohne allen Begriff von Recht und Eigentum, die man sich endlich mit Gewalt vom Halse halten mußte, als einer von ihnen mit einem Feuerbrand das dürre Gras in der Nähe der am Lande gelagerten Schiffsvorräte anzündete und dadurch beinahe das größte Unglück angerichtet hätte. Schon durch das Leet waren viele Vorräte und insbesondere auch ein großer Teil der von Banks und Solander gesammelten Naturalien: Tier- und Vogelbälge, Herbarien u. s. w. zu Grunde gegangen.

Nachdem der Schaden ausgebessert und der Schiffsboden wieder einigermaßen gereinigt war, ging die „Endravour“ am 4. August wieder unter Segel und setzte ihre mühsame und gefährliche Fahrt zwischen der Küste und dem Großen Barrierriffe fort, wobei ein Mann Tag und Nacht mit dem Sentlothe die Tiefe des Fahrwassers ermitteln mußte und es der vereinten Bemühungen der Mannschaft und des erfahrenen vorsichtigen Kapitäns bedurfte, um zahllosen Gefahren und dem mehrfach drohenden Schiffbruch zu entgehen.

Endlich aber, nach einer Fahrt von mehr als tausend Seemeilen, kam man aus dem Bereich des Barrieriffs in die Gewässer einer großen Inselstur, welcher man den Namen der York-Inseln gab, umschiffte das Kap York, wie die äußerste Nordspitze vom Festlande Australien genannt wurde, und gelangte durch eine Meerenge, welche seither den Namen der Endravour-Straße führt, und durch die Inselstur der Prinz von Wales-Inseln wieder in offenes Meer.

So gern auch Herr Banks diese Inseln näher untersucht hätte, da sie eine sehr reiche und eigenartige Pflanzenwelt zu besitzen und eine ganz andere Race von Menschen, die der

Papuas oder Australneger, zu beherbergen schienen, so konnte Cook dies doch nicht zugeben, denn die schwindenden Vorräte von Proviant und der mangelhafte Gesundheitszustand seiner Mannschaft drängten ihn gebieterisch, sobald wie möglich die civilisirten Häfen Ostindiens zu erreichen. Cook war ohnedem in seinen Berechnungen einigermaßen irre geworden, seit sich ergeben hatte, daß das seither unter dem Namen Neusüdwales bekannte australische Land ein weit größeres sei, als irgend eine der seither bekannten Inseln.

Am 25. August steuerte Cook in dem nun vor ihm liegenden offenen Meere nach Nordwest und hatte abermals mit manchen Mühsalen infolge von Untiefen und Korallenriffen zu kämpfen. Am 3. September erreichte das Schiff die Insel Neu-Guinea und ging vor Anker, aber es war nicht möglich, mit den wilden schwarzen Eingeborenen von der Race der Papuas in Verkehr zu kommen und Lebensmittel einzutauschen, obwohl an diesem niedrigen aber reich beholzten Strande die Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Bananen in wunderbarer Schönheit gediehen.

So setzte man denn die Fahrt nach der Insel Java fort, wo man anlegen und eine längere Rast machen wollte, kam an Timon und an einigen anderen Inseln vorüber, welche noch nicht auf den Karten verzeichnet standen, und lief am 17. September an eine reich bewaldete Insel an, welche Cook noch für ganz unbekannt hielt. Es ergab sich aber, daß es die Insel Sawu (zwischen Flores und Timon) war, welche bis dahin noch wenig bekannt und beschrieben, obwohl den Holländern unterworfen war, die hier einen Agenten namens Lange, einen gemeinen, heintückischen und schmutzigen Burschen, unterhielten. Cook konnte seinen Zweck, hier Lebensmittel einzunehmen, nur mit großer Mühe erreichen, indem er einen vornehmen eingeborenen Malayen für sich gewann und durch diesen neun Büffel, sechs Schafe, drei Schweine, dreißig Duzend Hühner und einige Hundert Gallonen Palmjaft u. s. w. kaufen konnte, wodurch dem Mangel an dem so nötigen frischen Fleisch und Gemüße abgeholfen war.

Die „Endravour“ verließ die von Malayen bewohnte und unter holländischer Oberherrschaft stehende Insel Sawu am 21. September, und steuerte nach Java. Am 30. September nahm Cook seinen Offizieren und Seelenten, welche Tagebücher geführt hatten, dieselben ab und befahl ihnen das tiefste Still- schweigen über den Inhalt derselben; er verwahrte dieselben nebst dem Log- oder Schiffstagebuch sorgfältig, damit die

Holländer auf Java ja nichts von seinen Entdeckungen erfahren sollten. Am 3. Oktober erreichte man die Küste von Java, fuhr derselben entlang und lief am 9. Oktober auf der Rhede von Batavia ein, welches auf der Nordküste der Insel in einer sumpfigen, feuchten und ungesunden Niederung liegt.

Cook mußte notgedrungen hier anlegen, denn die Mehrzahl seiner Mannschaft war krank und das Schiff nicht mehr recht seetüchtig und bedurfte einer gründlichen Ausbesserung.

Der hohe Rat von Indien, welcher auf Java unumschränkt regierte, gab Cook die Erlaubnis, sein Schiff zur Ausbesserung in ein Dock zu bringen und einstweilen mit seiner Bemannung ans Land zu gehen, wo sie von dem einzigen in Batavia lebenden Engländer, einem Herrn Trith, äußerst freundlich empfangen und auf das Zuberkommendste unterstützt wurden.

Herr Banks und Tupia waren noch krank, ersterer und Doktor Solander wurden noch vom Fieber befallen, sobald sie ans Land gekommen waren, Tupias Zustand verschlimmerte sich, sein Sohn Tajota erkrankte an einer Lungenentzündung, die beiden Diener des Herrn Banks an der Ruhr, und auch die übrigen, von den Strapazen und Entbehrungen der langen Reise so erschöpfte Mannschaft litt so sehr unter dem verderblichen tödtlichen Klima von Batavia, daß nach vierzehntägigem Aufenthalt nur noch wenige arbeitsfähig waren und man Lazarethzelte am Lande aufschlagen mußte. Am 28. Oktober brachte Herr Banks den armen Tupia, mit dem es sichtlich zu Ende ging, nach der Coopres-Insel in reinere, vom Lande und Seewind belebte Luft, wofür er sehr dankbar war. Aber nun erschien der Würgengel bald unter den Schiffsgegnossen: am 5. November starb der Schiffsarzt Monkhouse, dessen geschickte und treue Dienste man gerade jetzt am meisten nötig hatte; am 9. starb Tajota, dessen Tod den armen Tupia so erschütterte, daß man an seinem Aufkommen zweifeln mußte. Alle sehnten sich von dem fieberisch-würgenden Batavia hinweg, allein der Aufenthalt dauerte notgedrungen weit länger, als man erwartet hatte, denn als die „Endravour“ auf dem Werste genau untersucht wurde, fand sich, daß sie nur durch ein wahres Wunder noch die Fahrt bis Batavia ausgehalten hatte.

Die Fahrt durch diese gefährlichen Meere voll Korallenbänken hatte das Schiff schwer beschädigt: der größte Teil der Kupferbekleidung war abgerissen, der sogenannten falsche Kiel ganz weggeschauert, der eigentliche Kiel schwer verlegt, viele Planken faul und andere bis zur Dicke einer Schuhsohle abgerieben,

James Cook.

so daß die leichteste Beschädigung das Schiff zum Scheitern gebracht hätte.

So verzögerte sich denn, aller Beeiferung zum Troß, die Ausbesserung immer mehr und im selben Maße verschlimmerte sich der Gesundheitszustand der Mannschaft. Bant's und Solander konnten nur dadurch genesen, daß sie ein höher gelegenes Landhaus landeinwärts mieteten und hier von zwei malayischen Weibern treu gepflegt wurden. Tupia starb, Cook erkrankte ebenfalls, und endlich waren nur noch zehn Matrosen im Stande, das Schiff wieder aufzutakeln und die Vorräte von Proviant und Lebensmitteln an Bord zu bringen, als am 8. Dezember die „Endravour“ von dem Werft in Orust auf die Rhede von Batavia zurückkehrte. Die ganze Schiffsbemannung war krank gewesen mit Ausnahme des 72jährigen Segelmachers, welcher sich während des Aufenthalts in Batavia täglich betrunken hatte. Sieben Matrosen waren gestorben und vierzig noch krank und die übrigen durch die überstandenen Krankheiten so geschwächt, daß sie kaum ihrem Dienst nachkommen konnten, als endlich am Weihnachtsmorgen die „Endravour“ die Anker lichtete, um Batavia zu verlassen und nach dem Kap der Guten Hoffnung zu steuern. Allein erst am 27. konnte man wegen widriger Winde die Rhede verlassen und mußte noch lange an der Küste von Java hinfahren, um durch die Sundastraße (zwischen Java und Sumatra) zu kommen, bis Cook sich aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Mannschaft genötigt sah, am 5. Januar 1771 vor der Prinzeninsel oder Pana itan (am südlichen Eingange der Sundastraße) vor Anker zu gehen, teils um Proviant einzunehmen, teils um der Mannschaft einige Erholung in einem gesünderen Klima zu verschaffen. Nach einem Aufenthalt von 10 Tagen, welcher keine wesentliche Besserung in dem Befinden der Mannschaft hervorbrachte, lichtete die „Endravour“ wieder die Anker und trat die Fahrt nach dem Kap der Guten Hoffnung an, den prüfungsreichsten Teil ihrer ganzen Reise, denn innerhalb sechs Wochen starben auf derselben siebenundzwanzig Personen, worunter auch der Astronom Green.

Am 3. März 1771 ging die „Endravour“ vor der Kapstadt vor Anker und blieb volle sechs Wochen hier, damit die Mannschaft sich wieder möglichst erholen konnte, was bei der verhältnismäßig gesunden Luft und der Menge und Mannigfaltigkeit von frischen Lebensmitteln, welche man ihr durch das freundliche Entgegenkommen des holländischen Gouverneurs verschaffen konnte, einigermaßen gelang. Mit einem Vorrat

von lebendem Vieh versehen, ging das Schiff am 14. April wieder unter Segel, erreichte am 1. Mai St. Helena, welche Insel während eines dreitägigen Aufenthalts von den Herren Banks und Solander genau untersucht wurde, und verließ die Insel am 4. Mai wieder gemeinsam mit dem Linien Schiff „Portland“ und einigen Ostindienfahrern, mit denen man bis zum 10. zusammen blieb. Dann aber bemerkte Cook, daß er mit diesen besseren Seglern nicht Kurs halten konnte, übergab dem Kapitän des „Portland“ einen Brief an die Admiralität und eine Kiste mit dem Logbuch der „Endravour“ und den Tagebüchern von Cook und einigen seiner Offiziere, und setzte die Fahrt allein fort. Diese verließ vollends glücklich und am 10. Juli erblickte man wieder die britische Küste, passierte die Lizardspitze und ging am 12. in den Downs vor Anker, von wo man zwei Jahre zehn Monate und zwei Wochen zuvor auf diese große Expedition ausgelaufen war.

Cooks Ankunft in England und seine zweite Reise um die Welt.

Der ehemalige unbedeutende Schiffsjunge James Cook war mit Einem Male einer der berühmtesten und gefeiertsten Männer in ganz Großbritannien. Er hatte seine Aufgabe wegen Beobachtung des Venusdurchgangs glänzend gelöst, noch glänzender aber diejenige als Erforscher jenes unbekannten ungeheuren Südoceans, in welchem er so viele wichtige geographische Entdeckungen gemacht, so große Küstenstrecken vermessen und bestimmt, so viele Meeresteile erforscht, die Lage so vieler Verlichkeiten astronomisch bestimmt und genau in die Karten eingetragen hatte, daß man ihm den Ruhm zuerkennen mußte, der bedeutendste geographische Entdecker seit Columbus geworden zu sein. Kein Forscher vor ihm hatte die Erd- und die Schiffahrtskunde in solchem Maße bereichert wie er, und es war daher nur billig, daß König Georg III. ihn durch die Beförderung zum Commodore, daß die königliche Gesellschaft ihn durch ihre höchsten Ehrenbezeugungen auszeichnete, daß die ganze Nation mit stürmischer Begeisterung die Reiseschilderung aufnahm, welche Doktor Hawkesworth nach den Aufzeichnungen von Cook und Banks in Buchform herausgab

und daß die Besten der Nation aus allen Ständen sich um den Verkehr mit diesem gebiegenen Mann bemühten, welcher selbst inmitten all dieser Triumphe noch so bescheiden und demüthig blieb.

König Georg interessierte sich überhaupt für die wichtigen geographischen Entdeckungen, welche von brittischen Seefahrern und Gelehrten unter seiner Regierung gemacht wurden, und fühlte eine besondere Befriedigung seiner Eigenliebe darüber. Er behandelte daher auch Cook mit der größten Auszeichnung und beschloß, ihm Gelegenheit zu noch weiteren Entdeckungen durch eine zweite Reise um die Welt zu geben, deren Zweck diesmal jenes noch unbekannte große Festland sein sollte, welches nach der Ansicht der damaligen Erdkundigen gegen den Südpol hin lag. Cook selber bezweifelte zwar das Vorhandensein eines solchen, weil er auf der zurückgelegten Reise viele Punkte berührt, wo dieses unbekannte Südländ liegen sollte, und doch nirgends Spuren von Land entdeckt hatte. Allein der König, von verschiedenen Seiten her beeinflusst, wünschte über diesen Gegenstand Gewißheit zu erlangen durch eine neue wissenschaftliche Forschungsreise, zu welcher alsbald alle Vorbereitungen getroffen wurden, und deren Leitung Cook abermals gern übernehmen wollte. Einstweilen war er noch vollkommen beschäftigt mit der Ausarbeitung seiner Berichte, so daß er kaum das so lange entbehrte häusliche Leben im Schoße seiner Familie genießen konnte.

Im Dezember 1771 ging er mit einem dreiwöchentlichen Urlaub in seine Heimat Yorkshire, um seine Angelegenheiten zu bestellen und seinen alten Vater wiederzusehen, welcher mit Stolz auf diesen wohlgerathenen Sohn blicken durfte; dann nahmen ihn die Vorbereitungen zu der neuen Expedition in Anspruch. Zunächst wurden in Hull zu diesem Zwecke zwei neue stark gebaute Schiffe, eines von 462 Tonnen, und eines von 336 Tonnen Last, angekauft und mit allem ausgerüstet, was nur die Bestimmung derselben und die Sorge für die Behaglichkeit und Gesundheit der Bemannung fördern konnte, und die tauglichsten Seeleute und Gelehrten für das Unternehmen ausgewählt. Das größere Schiff, die „Resolution“, sollte von Cook selber befehligt werden und eine Bemannung von 112 Köpfen, Offizieren und Matrosen, erhalten; das kleinere, die „Adventure“, eine Bemannung von 81 Mann einschließlich der Offiziere bekommen und unter den Befehl des Lieutenant Tobias Furneaux gestellt werden. Die Admiralität schickte als künstlerischen und wissenschaftlichen Stab

der Expedition folgende Herren mit: die deutschen Gelehrten Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg als Botaniker, Naturforscher und Sammler; Herrn W. Hodges als Landschaftsmaler und die Herren Wales und Bayley als Astronomen, welche mit vier vorzüglichen Chronometern und den besten astronomischen, mathematischen und physikalischen Instrumenten versehen wurden. Bei der Ausrüstung der Schiffe ward auf möglichst mannigfaltigen Proviant, um den Storbut und ähnliche Krankheiten zu verhüten, auf die Mitnahme von Haustieren und Sämereien von wichtigen Nahrungs- und Kulturpflanzen, welche auf den Südsee-Inseln verbreitet werden sollten, Bedacht genommen und überhaupt alle Erfahrungen streng berücksichtigt, welche auf der ersten Reise gesammelt worden waren.

Zu Anfang Juli 1772 waren alle Vorbereitungen vollendet und Commodore Cook riß sich von Frau und Kindern von neuem los, um sich dem Dienste der Wissenschaft zu widmen. Am 13. Juli stachen beide Schiffe zu Plymouth in See und fuhren zunächst nach der Insel Madeira, wo sie am Abend des 29. anlangten, um Wein, frisches Fleisch, Gemüse und Wasser einzunehmen. Dann ging's weiter und ward am 10. August auf San Jago, einer der Inseln des Grünen Vorgebirgs, zu gleichem Zwecke gelandet und die Fahrt nach dem Kap der guten Hoffnung fortgesetzt, wo die beiden Schiffe am 30. Oktober in der Tafelbai vor Anker gingen, gastfreundlich empfangen wurden und sich mit allen Bedürfnissen versehen durften.

Hier erfuhr Cook, daß etwa acht Monate früher zwei französische Schiffe, welche ebenfalls auf Entdeckungen in der Südsee ausgesandt waren, unter dem 48.° südl. Breite ein Land gesehen haben, ungefähr sechzig Kilometer weit an demselben entlang gefahren und nur durch widrige Winde davon abgetrieben worden sein sollten; sowie, daß jüngst zwei weitere französische Schiffe zu ähnlichem Zwecke von Mauritius ausgelaufen seien. Um nun von den Franzosen nicht in neuen Entdeckungen überflügelt zu werden, suchte Cook die Verproviantirung seiner Schiffe zu beschleunigen, konnte aber trotzdem erst am 22. November nachmittags die Tafelbai verlassen und die hohe See gewinnen.

Man richtete den Kurs zunächst nach dem Kap Circumcision, begegnete am 25. verschiedenen großen Flügen Albatrosse und Fregattvögel, von denen mehrere mit Angeln und Reinen gefangen und von der Mannschaft verspeist wurden, und

gelangte bald unter heftigen Stürmen und andauernd kalten Winden unter so hohe Breiten, daß man der Mannschaft warme Kleider und täglich Portionen von warmem Grog aus- theilte und durch Lüftung und Erwärmung des Zwischendecks für Gesundheit und Behaglichkeit der Mannschaft sorgen mußte. Am 10. Dezember erblickte man die ersten schwimmenden Eisberge von ungeheurem Umfange und einer Höhe von mindestens 20 Metern über See; am 17. Dezember gelangte man an ein ungeheures Eisfeld, welches zur Umkehr zwang und es nötig machte, ein Stelldichein für den Fall zu verabreden, daß die beiden Schiffe durch die Ungunst der Witterung getrennt würden.

Von jetzt an ging die Fahrt unter abwechselnden Nebeln und stürmischen Winden bald ost-, bald südwärts zwischen Eisbergen und Eiselbern hin, bis man am 17. Januar die höchste südliche Breite unter $67^{\circ} 15'$ erreichte und nicht mehr weiter polwärts vordringen konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, vom Eise eingeschlossen zu werden. Cook ließ daher umkehren und wieder nach Norden steuern, um das angeblich von den Franzosen entdeckte neue Festland aufzusuchen, von welchem man aber nirgends eine Spur fand. Am 8. Februar verlor die „Resolution“ bei starkem Nebel die „Adventure“ aus dem Gesicht; man wartete, der Abrede gemäß, drei Tage lang an Ort und Stelle auf kurzen Strichen, feuerte alle halbe Stunden einen Kanonenschuß ab und brannte bei Nacht Signallichter, um der „Adventure“ ein Zeichen zu geben; allein es war vergebens — man bemerkte keine Spur mehr von ihr am Horizont.

So brach denn Cook am 12. Februar mit der „Resolution“ auf und nahm den zuvor verabredeten Kurs nach Neuseeland. Erst am 3. März kam man aus dem Bereich des Eises und bekam besseres Wetter. Da man auch unter $48^{\circ} 30'$ süd. Breite und dem Meridian von Mauritius keine Spur von dem angeblichen Festland bemerkt hatte, gab Cook den Ge- danken auf, dasselbe aufzusuchen, und steuerte nun nach Neu- seeland, um dort die „Adventure“ zu erwarten und seiner Mannschaft die sehr nötige Erholung zu gönnen, denn er war weiter gegen den Südpol vorgeedrungen, als irgend ein See- fahrer vor ihm, und die Kälte und die Strapazen hatten der Mannschaft sehr zugefegt.

Mit wahren Behagen wurde das wärmere Klima begrüßt, dem man sich nun näherte, und am 26. März erreichte die „Resolution“ das südöstliche Ende von Neuseelands Südin- seln.

und ankerte in der sogenannten Dusky-Bay, welche Cook auf seiner ersten Reise entdeckt und benannt, aber nicht näher untersucht hatte, — nach 117 Tagen wieder das erste feste Land, welches man erblickte. Unter der Mannschaft war der Storbut ausgebrochen und hatte sich sogar den Ziegen mitgetheilt, welche man hier aussetzen wollte. Man rastete daher hier, um durch frische Fische, Gemüse und gute Luft die Kranken zu heilen, trat in Verkehr mit den Eingeborenen, welche ebenfalls zum Volke der Maori gehörten, trieb Fischfang, braute mit dem mitgebrachten Malz und den jungen Trieben einer hier heimischen Pflanze Sprossenbier und blieb bis zum 28. April, ohne daß die „Adventure“ eintraf, worauf man wieder unter Segel ging und nach dem Charlotten-Sund (der heutigen Cooksstraße zwischen den beiden Inseln von Neuseeland) steuerte. Auf dieser Fahrt hatte man Gelegenheit, das interessante Schauspiel einer gefährlichen Wasser- oder Windhose in der Nähe zu beobachten, ohne jedoch von ihr beschädigt zu werden.

Am 18. Mai morgens langte die „Resolution“ auf der Höhe des Charlotten-Sundes an und man erblickte die „Adventure“, welche schon seit sechs Wochen hier lag, und ging neben derselben vor Anker. Aus den Mittheilungen des Kapitäns Furneaux ging hervor, daß an jenem 8. Februar die „Adventure“ im dichten Nebel das voransegelnde Hauptschiff aus dem Gesicht verloren und auch trotz der Signalfschüsse nicht wiedergefunden hatte, indem sie wahrscheinlich durch eine Strömung von der „Resolution“ abgetrieben wurde. Nachdem die „Adventure“ ebenfalls, der Abrede gemäß, drei Tage auf der Stelle gekreuzt hatte, richtete sie ebenfalls ihren Kurs nach Neuseeland, ward aber von Nebeln und Stürmen heimgejucht und steuerte nach Vandiemensland, welches man damals noch mit dem Festlande Australien zusammenhängend glaubte, kam der Küste am 9. März nahe, passierte am 16. die Maria-Inseln, fand aber auf denselben keinen geeigneten Hafenplatz und steuerte nun ostwärts nach Neuseeland, wo sie am 6. April die westliche Mündung der Cooksstraße oder den Charlotten-Sund erreichte und an derselben Stelle ankerte, wo sie noch lag.

Da ihre Bemannung ebenfalls stark am Storbut litt, so wurden auf dem Giland Motuara Zelte aufgeschlagen, die Kranken darin untergebracht und Verbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen gesucht, welche ebenfalls zum Stamme der Maori gehörten und ebenso unfreundlich waren.

Beide Schiffe waren nun nach einer Trennung von vierzehn Wochen wieder beisammen und Cook sorgte zunächst dafür, daß seine Mannschaften sich wieder erholten, was durch den Genuß von frischen Gemüßen und Kartoffeln, welche Cook schon auf seiner ersten Reise hier gesteckt hatte, und durch sorgfältige Pflege bald gelang.

Nachdem man noch am 4. Juni den Geburtstag des Königs Georg III. festlich begangen und den neu angelegten und mit allen möglichen Nutzpflanzen bepflanzten Garten einem Häuptling der Eingeborenen zur Pflege übergeben hatte, gingen am 7. Juni beide Schiffe mit einander unter Segel und steuerten auf dem kürzesten Wege nach Tahiti, da der Skorbüt unter der Mannschaft der „Adventure“ noch immer bedenklich herrschte und auf Tahiti die beste Verproviantierung und Verpflegung für die Kranken zu hoffen war. Auf dieser Fahrt passierten die beiden Schiffe eine ziemlich umfangreiche Gruppe niedriger Inseln und Schiffe, welche sämmtlich von Korallenbänken umgeben waren und selbst Korallenbildungen sein mochten. Sie gehörten jener großen Inselkette an, welche Bougainville mit Recht den gefährlichen Archipel genannt hat.

Am 15. August bekam Cook die von Kapitän Wallis entdeckte Insel Waitea oder Osnaburgh, die östlichste der Gesellschafts-Inseln, in Sicht, legte auf dieser gutbevölkerten Insel, an deren Küste man viele Perlenmuscheln fand, an und wartete hier auf die „Adventure“. Nachdem man den Kapitän Furneaux benachrichtigt hatte, daß man erst nach der Daitiepibabucht (an der Nordseite von Klein-Tahiti) anlegen und dort so viel Lebensmittel, als zu haben waren, einnehmen und dann erst nach der Matavaiabucht fahren wolle, fuhr man nach Tahiti, das noch am selben Abend in Sicht kam, und tauschte während der Fahrt an der Küste Fische, Kokosnüsse, Brotfrüchte und andere Lebensmittel von den Eingeborenen ein, welche in ihren Kähnen herausfuhren, Cook alsbald wieder erkannten und sich angelegentlich nach Banks und anderen erkundigten, aber Tupiaß mit keinem Worte erwähnten.

Am 7. August gingen beide Schiffe in der Bucht Daitiepiba vor Anker und begannen einen lebhaften Tauschverkehr mit den Eingeborenen, wobei die Gri oder Häuptlinge Geschenke an Hemden, Aexten u. s. w. erhielten: aber bald erlaubten sich die Tahitier wieder so viele kleine Diebereien, daß man sie allesamt von Bord jagen und durch einige blinde Schüsse einschüchtern mußte.

In Cooks Abwesenheit hatte sich auf Tahiti manches geändert: Tutaha, der Beherrscher der größern Halbinsel, und einige andere Vornehme, welche Cook früher kennen gelernt hatte, waren gestorben oder im Kriege erschlagen worden, und Otu war nun der Herrscher geworden, begegnete aber den Engländern mit zuvorkommender Freundlichkeit. Auch der neue Häuptling des Bezirks, Waeatoua, welcher zur Zeit von Cooks erstem Besuch noch ein Knabe gewesen war, wollte sich Cook vorstellen, ward von diesem am Lande besucht und benahm sich auf das freundschaftlichste. Der junge Häuptling und Cook erkannten sich auf den ersten Blick wieder, und ersterer wich während Cooks ganzem Besuch diesem nicht von der Seite und beschenkte ihn reichlich mit frischem Schweinefleisch und anderen Lebensmitteln, welche auf die Genesung der Mannschaft von günstigstem Einfluß waren.

Am 24. August segelte man nach der Matavaibucht, wo man am 25. abends vor Anker ging und sogleich eine Menge Besuche von Eingeborenen erhielt, welche Cook schon von seiner frühern Reise her kannten. Am 26. besuchte Cook mit Furneaux und den beiden Forster den neuen König Otu in Oparre, einen stattlichen Mann von etwa dreißig Jahren, und beschenkte ihn reichlich, erhielt auch ein wertvolles Gegengeschenk an Schweinen, Hühnern, Früchten, zwei großen Fischen und verschiedenen Stücken Zeug, und lud ihn ein, an Bord der „Resolution“ zu kommen. Da sich Otu aber gewaltig vor den Kanonen fürchtete, so erschien er erst am 27. in Begleitung seiner Schwester und eines Gefolges an Bord. Die gegenseitigen Beziehungen gestalteten sich ganz freundlich, da Cook auf strenge Mannszucht hielt, und man gab sich gegenseitig Festlichkeiten, von Seiten der Tahitier sogar eine dramatische Vorstellung mit Gesang und Tanz, und als es endlich zum Scheiden kam, zeigte sich König Otu sehr bewegt.

Am 1. September gingen beide Schiffe wieder in See und steuerten nach der Insel Huahine, wo sie am Morgen des 3. vor Anker gingen. Auch hier waren die Eingeborenen ganz freundlich und brachten eine Menge frischer Lebensmittel zum Verkauf. Cook traf hier die Königin Oberea wieder, welche aber arm geworden und stark gealtert war. Dagegen fand sich schon am 4. König Ori ein, fiel Cook um den Hals, weinte vor Freuden und sandte ihm während seines ganzen Aufenthalts die schönsten Früchte und Wurzeln, schon gekocht und in großer Menge für seine Tafel, wofür ihm dann Cook ebenfalls reiche Gegengeschenke machte. Da man auf den

Inseln nach und nach 300 Schweine und eine Menge Hühner und Früchte theils durch Tausch, theils zum Geschenk erhalten hatte, so waren die Schiffe wieder vortrefflich verproviantiert.

Kapitän Furneaux erlaubte einem Eingeborenen von Ulitea, die Reise auf der „Adventure“ mitzumachen, und dieser Tahitier benahm sich stets sehr anständig, erwarb sich die allgemeine Zufriedenheit und Zuneigung und leistete während der Expedition manche wichtige Dienste. Er kam mit nach England, wo er sich die dortigen Zustände mit Staunen und Interesse ansah, benutzte jedoch später gern eine Gelegenheit, um in seine Heimat zurückzukehren.

Die letzten Tage des Aufenthalts auf Huahine wurden noch durch einige Ausschreitungen der Eingeborenen gestört. Ein Eingeborener griff nämlich am 6. Herrn Cook am Landungsplatz ganz ohne alle Veranlassung mit einer Keule an und Herr Harmann wurde beim Botanisiren in den Wäldern von einigen Eingeborenen überfallen, bis auf die Haut ausgeplündert und geschlagen. Als König Ori dies hörte, weinte er laut, bot sich den Engländern als Geisel an und beteiligte sich selbst an der Verfolgung der Diebe, ja, als diese vergeblich war, stellte er sich, trotz dem Abreden seiner Unterthanen, welche allerdings diese Vorfälle selbst bedauerten, an Bord der „Resolution“ als Geisel ein und wollte, von seiner Schwester in diesem Entschluß bestärkt, so lange bleiben, bis die gestohlenen Gegenstände wieder herbeigeschafft waren. Allein Cook behielt ihn nur bei Tische und schickte ihn dann, zur großen Beruhigung seiner Unterthanen, wieder ans Land zurück; aber Herr Harmann erhielt von den gestohlenen Gegenständen nichts zurück als seinen Hirschfänger.

Am 8. September ankerte man vor der Insel Ulitea, um mit den Eingeborenen zu handeln. Am folgenden Morgen besuchten Cook und Furneaux den König Oro in seiner Behausung am Strande und wurden von ihm auf das herzlichste empfangen, denn er freute sich, Cook wiederzusehen, und gab diesem bei seinem zweiten Besuche eine dramatische Vorstellung mit Begleitung von drei Trommeln zum Besten, wobei sieben Männer und eine Tochter des Häuptlings als Schauspieler mitwirkten; den Gegenstand des Dramas bildete ein sehr geschickt und verschmitzt ausgeführter Diebstahl.

Cooks Schiffe waren nun so reich mit Proviant versehen, daß man die von den Eingeborenen zu Markte gebrachten Schweine und Früchte aus Mangel an Raum abweisen mußte, und es war nun Zeit, wieder an die Fortsetzung der Reise

zu denken. Nach einem herzlichen Abschiede von dem Häuptling und den angesehensten Eingeborenen, welche Cook dringend baten, ihre Insel bald wieder zu besuchen, und nachdem eine Menge junger Leute um die Erlaubniß nachgesucht hatte, die Reise nach Europa mitzumachen, nahm Cook endlich einen Jüngling namens Oedibi, den Verwandten des Häuptlings der benachbarten Insel Vota-Vota, mit.

Während bei Cooks erstem Besuch der Insel Tahiti in den Jahren 1767 und 1768 diese einen Ueberfluß von Schweinen und Hühnern gehabt hatte, hatten die Eingeborenen nun so wenige, daß sie dieselben durchaus nicht veräußern wollten, und es war daher für Cook um so erfreulicher und förderlicher gewesen, auf Huahine und den anderen kleinen Inseln einen solchen Ueberfluß und reichlichen Markt an denselben zu finden.

Bei Cooks gegenwärtigem Besuche hatte er auch einiges über die religiösen Ceremonien der Eingeborenen und über die Opfer, welche dieselben bei Gelegenheit von Begräbnissen u. s. w. brachten, sowie über den schändlichen Betrug erfahren, welchen sich die Priester mit dem arglosen Volke erlaubten. Es war nämlich Herkommen, auf den Totengerüsten der Morais oder Begräbnisplätzen Bananen, Brotfrüchte, geschlachtete Hunde, Schweine und Hühner niederzulegen, als angebliche Geschenke für die abgeschiedenen Geister der dort Beigesetzten. Allein selbstredend holten sich die Priester diese Opfergaben, welche einen Teil ihrer Einkünfte bildeten. Ja, noch ein viel scheußlicherer Brauch und ein noch empörenderer Betrug war im Schwange, welcher auf nichts Geringeres als Menschenopfer und Menschenfresserei abzielte. Bei besonders festlichen und allerdings seltenen Gelegenheiten zog sich nämlich der Oberpriester angeblich auf einige Zeit in das Haus der Götzen zurück, um eine Zeit lang mit dem großen Geist zu verkehren, und erklärte dann bei seiner Rückkehr, er habe den großen Geist gesehen und gesprochen und von ihm den Befehl erhalten, daß dieser oder jener der Eingeborenen — wahrscheinlich irgend eine Persönlichkeit, auf welche der Oberpriester schlecht zu sprechen war, — dem Gotte geopfert werde, worauf dieser zum Opfer ausersehene Mann zur Stelle erschlagen und in das Haus der Götzen gebracht wurde, wo er spurlos verschwand und höchst wahrscheinlich von den Priestern aufgezehrt wurde.

Auch bei diesem zweiten Besuch wußte Cook durch seine Ruhe und Milde und durch den Takt, mit welchem er diese Insulaner behandelte, sich deren Liebe und Vertrauen wieder

in hohem Grade zu erwerben. Er mußte namentlich in den Augen derjenigen Eingeborenen gewinnen, welche noch Wallis' und Bougainvill's Besuche erlebt hatten, und die Tahitier wußten es ganz besonders zu schätzen, daß Cook's Sorge für strenge Mannszucht der anmaßenden und herrischen Brutalität der britischen Matrosen Einhalt that, unter welcher die Inselaner früher so viel zu leiden gehabt hatten.

Am 17. September 1773 verließen die beiden Schiffe die Insel Ulitea, steuerten gen Südwest und entdeckten am 23. die Gruppe der Hervey- oder Cook's-Inseln und erreichten am 1. Oktober die Insel Middelburg oder Erda, wo sie von den Eingeborenen mit lautem Jubelruf begrüßt wurden und diese so wenig scheu fanden, daß eine Menge derselben in Rähnen heran- und ohne alles Mißtrauen sogar an Bord kam und die Eingeborenen ganze Rollen ihrer selbstverfertigten Zeuge in die Boote warfen, ohne die mindeste Gegenleistung dafür zu verlangen. Dies veranlaßte Cook, hier etwas länger zu verweilen, sich mit dem Häuptling Tiuny zu befreunden und einen geregelten Tauschverkehr mit den Inselanern zu beginnen, welcher für beide Theile angenehm und lohnend war. Von dieser Insel, Gua-iti, wie sie bei den Eingeborenen hieß, segelte Cook, nachdem er Sämereien und Werkzeuge vertheilt hatte, nach der beträchtlich größern Insel derselben Gruppe, Amsterdam, wie sie von den Holländern, oder Tonga-Tabu und Tuaga, wie sie von den Eingeborenen genannt wurde. Auch ward den Europäern derselbe freundliche Empfang und dieselbe leichte Art des Tauschverkehrs, namentlich durch das Entgegenkommen des Häuptlings Attago.

Die Eingeborenen hatten in ihrer körperlichen Erscheinung wie in ihren Sitten und ihrem Gebahren viele Ähnlichkeit mit denen der Gesellschafts-Inseln, waren ebenfalls schlau, listig und diebisch und hatten alle Fehler von Wilden, waren aber im Umgang freundlich und zuvorkommend. Beide Inseln, von einem großen Korallenriffe und 22 kleinen Eilanden umgeben, waren im Jahre 1643 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman zuerst entdeckt und benamst worden. Gua war nur zum Teil, Tonga-Tabu aber ganz angebaut, und die Häuser, Felder und Rähne der Eingeborenen, sowie ihre Geräte und Sitten zeugten von einem gewissen Kunstfleiß und höhern Grade der Civilisation, als Cook ihn seither auf irgend einer der Südsee-Inseln angetroffen hatte. Sie kannten das Eisen und seinen Gebrauch noch nicht, verstanden sich aber trefflich auf den Bau von Rähnen mit Segeln und Auslugern

und auf die Vereitung des schönen Zeugens Tapa aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes, verschiedener Flechtwerke und anderer Dinge, in denen sie große Erfindungsgabe und Geschmac zeigten. In Anerkennung der äußerst zuvorkommenden Aufnahme, welche er hier gefunden hatte, gab Cook dieser Inselgruppe den Namen der Freundschafts-Inseln, welchen sie seither behalten hat.

Am 7. Oktober verließ man Tonga-Tabu wieder und segelte gen Süd nach Neuseeland, um zunächst im Charlottensund Wasser und Holz einzunehmen, dann die beiden Inseln nach Süden und Osten hin zu erforschen und insbesondere in der Tolagabucht mit den Eingeborenen in Verkehr zu treten, wozu bei diesen mehr Aussicht auf Gelingen vorhanden war, als bei denen im Charlottensund.

Am 21. Oktober kam die Küste von Neuseeland in Sicht, passierte die Kidnapper-Spiße, handelte mit einem Häuptling, der mit einigen Kähnen zum Schiffe herantam und einen großen Respekt vor den Kanonen hatte, und fuhr bei andauernd stürmischem Wetter der Ostküste entlang gen Norden. Am 30. Oktober verlor man die „Adventure“ aus dem Gesicht, von welcher man auch während des ganzen Restes der Reise getrennt blieb, und Cook steuerte nun rückwärts nach dem Charlottensund, welchen man für den Fall einer Trennung zum Stellbuchein bestimmt hatte.

Am 3. November wurde dieser erreicht, die „Resolution“ ging in einer kleinen Bucht, Ship-Cove, vor Anker, fand auch hier die „Adventure“ nicht vor und ging nun an eine gründliche Ausbesserung des Schiffes, welches derselben nach allen Theilen wohl bedurfte. Cook hatte die Genugthuung, zu finden, daß die Tiere und Anpflanzungen, welche er bei seinem ersten Besuche hier zurückgelassen hatte, vortrefflich geblieben und vermehrt worden waren, allein die Eingeborenen waren noch so gewaltig und diebisch wie früher. Die Anpflanzungen wurden noch vermehrt und den Eingeborenen noch weitere Sämereien zurückgelassen, und den Maoris Anleitung in deren Anbau gegeben, da sie den Nutzen derselben und namentlich der Kartoffeln bereits vollkommen begriffen hatten.

Nachdem man die Segel und das Takelwerk ausgebessert, das Schiff frisch kalfatert, neue Vorräte von Zwieback bereitet und genug Wasser und Holz eingenommen hatte, ging die „Resolution“ am 25. November wieder unter Segel, um abermals eine Fahrt nach dem Südpolarmeer zu machen. Für den Fall, daß Kapitän Furneaux mit der „Adventure“ doch

noch hier ankommen sollte, hatte Kapitän Goot die nötigen Nachrichten und Weisungen für denselben niedergeschrieben, in eine Flasche eingeseigelt und diese im Garten unter einer Baummurzel so vergraben, daß sie einem Europäer sogleich ins Auge fallen und bedeutsam erscheinen mußte.

Goot ging mit großer Zuversicht an die vor ihm liegende Aufgabe einer Fahrt nach dem Südpole hin, obwohl er nur auf die „Resolution“ beschränkt war und sich die Gefahren und Strapazen einer solchen Fahrt nicht verhehlte. Aber seine Mannschaft war gesund und vom besten Mut befeelt, obwohl der auf der ersten Fahrt gen Süden bestandenen Mühsale noch wohl eingedenk. Die Gefahren und Anstrengungen begannen denn auch sehr bald: schon am 12. Dezember begegnete man der ersten Eisinsel und zwar diesmal $11\frac{1}{2}$ Grad südlicher als man im vorigen Jahre das Eis getroffen hatte. Am 21. Dezember sah sich die „Resolution“ unter $67^{\circ} 5'$ südl. Breite von einer Menge Treibeis und großen Eisinseln umgeben und von einem ungewöhnlich dicken Nebel überfallen, daß sie Gefahr lief, vom Eise eingeschlossen zu werden oder darin zu scheitern, und nur mit den gewaltigsten Anstrengungen sich wieder herausarbeiten konnte. Am 22. Dezember gelangte man bis zu $67^{\circ} 32'$, der höchsten südlichen Breite, welche Goot bisher erreicht hatte. Da er aber bis dahin noch keine Spur von Land bemerkt hatte, die herrschende Kälte aber bereits die übelsten Einflüsse auf den Gesundheitszustand der Mannschaft und auf den baulichen Zustand des Schiffes äußerte und der Mangel an frischen Lebensmitteln wieder ein Auftreten des Skorbut befürchten ließ, so befahl Goot die Umkehr, um nicht im Eise einzufrieren, wodurch Aller Leben und der ganze Zweck der Expedition aufs Spiel gesetzt worden wäre. Er selbst war schwer erkrankt, konnte kein gesalzenes Fleisch mehr ertragen und mußte während seiner Genesung hauptsächlich mit dem Fleisch und der Brühe des geschlachteten Lieblingshundes des Herrn Forster unterhalten werden.

Nach mühsamer Fahrt entdeckte Goot am 12. März 1774 unter $109^{\circ} 46'$ westl. Länge von Greenwich und unter $27^{\circ} 5'$ südlicher Breite die Insel Waihu oder Osterinsel (auch Davisland genannt), die östlichste aller Südsee-Inseln, und landete am folgenden Tage an deren Westküste in einer Bucht, welche noch heute seinen Namen führt. Die Insel war wenig angebaut und dünn bevölkert mit einem körperlich schwächeren aber rührigen und gewandten Menschengeschlechte, welches unverkennbar derselben Race angehörte wie die Bewohner der

übrigen Südsee-Inseln, sich am ganzen Leibe tätowierten und ebenfalls diebisch und unehrlich im Handel war. Der Boden erschien nicht so fruchtbar und ergiebig wie auf anderen Inseln, und Cook konnte daher hier nur wenige frische Lebensmittel bekommen. Die einzige Merkwürdigkeit dieser Insel waren die noch vorhandenen uralten und äußerst rohen Kolossalstatuen oder Götzenbilder von rotem Stein mit Nachbildung von Menschentöpfen, welche an einigen Stellen der Insel unverkennbar zur Bezeichnung ehemaliger Begräbnisplätze dienten.

Die „Resolution“ trat schon am 16. März die Weiterreise nach Westen an, auf welcher am 7. April die Insel Marutea (Cook benannte sie Hoods-Insel, nach dem Manne, welcher sie zuerst erblickt hatte), sodann noch die kleinen Inseln San Pedro, La Dominica und Christina entdeckt und vor letztere vor Anker gegangen, und mit den diebischen Eingeborenen Tauschverkehr getrieben wurde.

Der Storbub zeigte sich bereits wieder in einzelnen Spuren unter der Mannschaft, denn man war nun seit neunzehn Wochen wieder in See und bedurfte dringend frischer Lebensmittel, welche auf Christina und den benachbarten Inseln nicht in genügender Menge zu bekommen waren, und Cook ließ daher den Kurs des Schiffes nach Tahiti nehmen. Die letztgenannten drei Gilande gehören zu der Gruppe der sogen. Marquesas-Inseln, welche der spanische Seefahrer Mendana 1594 entdeckt und benannt hatte und deren Einwohner sich namentlich durch die eigenthümliche Tätowierung auszeichneten, mit welcher sie den ganzen Körper bedeckten.

Am 11. April von der Insel Christina abgefahren, gelangte die „Resolution“ am 17. an die schon von Commodore Byron entdeckte, von Korallenbildungen umsäumte Inselstrecke von Tikea, an welcher man nicht landete, entdeckte in den nächsten Tagen vier neue noch unbekannte Inseln vulkanischen Ursprungs, voll rauher steilen Berge, welche sich bis zu 1300 Metern Meereshöhe erheben und von fruchtbaren wohlbewässerten Niederungen umsäumt sind. Die bewaldeten Teile der Insel sind mit Kokospalmen, Brotfrucht-, Südsee-Kastanien- und anderen fruchttragenden Bäumen, mit Bambus, Kasuarinen u. s. w. bestockt, und der Boden erzeugt außerdem noch massenhaft Bananen, Yam, Bataten, Taro und andere Nahrungspflanzen, und an Schweinen war kein Mangel. Die Eingeborenen erklärte Cook für den schönsten, bestgebauten und riesigsten Menschenschlag, welchen er je gesehen, mit regel-

mäßigen edlen Zügen, gelber Hautfarbe und muskulösem Bau; die Frauen waren etwas kleiner als die Männer, aber an schönem Wuchs und edlen Zügen, an die herrlichsten Bildwerke der griechischen Kultur erinnernd; alle nackt bis auf den Maro, einen kleinen Lendenschurz von Tappa. Diese vier Inseln, im Nordwesten des „Gefährlichen Archipel“ liegend, sollen zwar schon von Roggeween entdeckt worden, hatten aber noch keinen Namen, und Kapitän Cook benannte sie daher nach seinem langjährigen Gönner als „Sir Hugh Palliser's Inseln“.

Nachdem man hier einen Vorrat von frischen Lebensmitteln erhalten hatte, welcher der Mannschaft sehr gut bekam, fuhr die „Resolution“ weiter und ging am 22. April wieder in der Bucht von Matavai auf Tahiti vor Anker. Der Empfang von Seiten der Eingeborenen war ein außerordentlich freundlicher. Die Engländer wurden reich beschenkt und fanden unter den Eingeborenen nun einen größeren Wohlstand, als bei ihrem letzten Besuch und von Seiten des Königs Otu und seiner Häuptlinge die zuvorkommendste Aufnahme. Der Aufenthalt dauerte stark drei Wochen und brachte den Reisenden manche interessanten Erlebnisse, z. B. auch eine Musterung von König Otus Kriegsflotte und Streitmacht, bestehend aus 160 großen und gegen 170 kleineren Doppelkähnen, welche zusammen etwa 7700 Köpfe enthalten mochten.

Am 15. Mai landete die „Resolution“ im Hafen von Owharrn auf Ulietea, wo Cook und seine Begleiter von König Ori abermals herzlich aufgenommen, mit einer dramatischen Vorstellung erfreut und mit Lebensmitteln beschenkt wurden. Oebidi, der Verwandte des Häuptlings von Solarbola, blieb hier zurück und erhielt von Cook einen sogen. Tabu-Paß, d. h. ein günstiges Zeugnis über sein Verhalten während des Zusammenlebens mit den Briten an Bord der „Resolution“, damit Oebidi sich darüber gegenüber von anderen Seefahrern oder Schiffskapitänen ausweisen könne.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt auf der Insel Ulietea ward die Reise am 23. Mai fortgesetzt; man passierte die Insel Howe und die beinahe ganz von Korallenriffen umschlossene Insel Palmerston, welche als eigentlich aus 5–6 kleineren bewaldeten und um eine Lagune gereihten, durch Sandbänke und Untiefen unter einander verbundenen Eilande bestehend sich ergab. Auf einer anderen Insel, welche man am 28. erreichte und die sich durch ihre eigentümliche Klippenbildungen mit Höhlen und Tropfsteinen auszeichnete, wurde man durch

die feindseligen Demonstrationen der Eingeborenen am Landen verhinbert, und nannte das Giland daher Savage=Zsland oder die Wilben-Insel.

Nach einem kurzen Besuch des Hafens Anamota auf der schon früher berührten Insel Rotterdam, wo man mit den Eingeborenen Handel trieb und wegen ihres Hangs zur Dieberei auch bald wieder Verdruß bekam, segelte man südwärts an den Freundschafts-Inseln vorüber und kam am 19. Juni in Sicht der Neuen Hebriden oder Heiligen-Geist-Inseln, welche von häßlichen Wilben von der Papua-Race bevölkert sind, und landete auf der kleinen Insel Maivo. Diese Wilben sind beinahe schwarz, gehen bis auf eine winzige Lendenschürze ganz nackt, bemalen sich Gesicht und Körper mit roter Farbe, stecken Zierraten aus Muscheln und Schweinszähnen in den Nasenknorpel und in die Ohren, und wissen sich des Bogens und der Pfeile sehr gut zu bedienen; die Pfeile sind von einer Art Schilfrohr, die Spitzen derselben, aus hartem Holz oder künstlich zugespigten Knochen, sind vergiftet; außerdem führten sie noch Keulen und Speere als Waffen. Gleich wie in ihrem Aussehen sind sie auch in ihrer Sprache ganz verschieden von den anderen Völkerschaften der Südsee, welche Cook seither kennen gelernt hatte; auch unterschieden sie sich von diesen vortheilhaft durch ihre gewissenhafte Ehrlichkeit im Handel und Wandel.

Nach längerem Aufenthalt auf diesen Inseln segelte Cook nach der südlichen Gruppe der Neuen Hebriden und landete auf den Inseln Erromango und Tanna. Auf Erromango hatte man eine feindliche Begegnung mit den Wilben und mußte von den Musketen und Kanonen Gebrauch machen und traf sowohl hier als auf Tanna noch thätige Vulkanen. Lebensmittel waren auf beiden Inseln nur in geringer Menge zu bekommen, da die Eingeborenen trotz des fruchtbaren Bodens aus Sorglosigkeit und Trägheit nicht mehr anbauen, als sie ungefähr zu ihrem eigenen Unterhalt nötig hatten. Dagegen lieferte das Meer an der Küste dieser Inseln eine Menge Fische, worunter aber auch giftige, und einmal kam der Fall vor, daß diejenigen Leute der Mannschaft, welche von solchen Fischen gegessen hatten, an den Folgen davon ernstlich erkrankten und sich von diesem Anfall nur langsam wieder erholten.

Cook und seine Begleiter konnten während ihres Aufenthalts auf Tanna täglich den Ausbruch des dortigen Vulkans beobachten, welcher bei starkem unterirdischem Getöse, Donner und einzelnen Schlägen wie von springenden Minen ungeheure

Mengen von Feuer, Rauch und heißer sandiger Masse ausstieß. Mit diesem Vulkan hingen ohne Zweifel auch eine heiße Quelle auf der Insel, welche beinahe siedendheißes Wasser emporsprudelte, und einige Fumarolen oder Erdspalten im erhitzten Boden, aus welchen heiße Schwefelwasserstoffdämpfe drangen, zusammen. Cook hatte mit einem Häuptling namens Paowang und mit dem sogenannten König Geoghy, welcher die Oberherrschaft über die Insel zu führen schien, freundliche Beziehungen angeknüpft und ihn am Bord der „Resolution“ bewirtet, wo aber Geoghy, sein Sohn und beiden Begleiter keine Fleischspeisen essen wollten, sondern nur von den ihnen bekannten Pflanzenspeisen genossen.

Am 20. August verließ die „Resolution“ die Insel Tanna und steuerte südwestwärts nach der langgestreckten Insel Neu-Caledonien, der größten im sogenannten Korallenmeere der Südsee, wo man einige Zeit zu verweilen gedachte, um eine bevorstehende Sonnenfinsterniß zu beobachten. Man bekam am 4. September die Insel zu Gesicht und fand mit Mühe eine Einfahrt in der ungeheuren Schranke von Korallenriffen, welche die ganze Insel umgaben. Sobald das Schiff in das ruhige Fahrwasser innerhalb der Korallenbänke eingelaufen war, eilten die Eingeborenen in ihren Kähnen von allen Seiten herbei und staunten das fremde Schiff wie ein Meerwunder mit einiger Scheu an, wurden aber, als man sie beschenkte und sie namentlich an den langen Spikernägeln und Tuchlappen große Freude fanden, bald so zutraulich, daß sie sogar an Bord kamen. Als Cook in zwei bewaffneten Booten landete und einen aufgeweckten Eingeborenen als Führer mitnahm, kamen ihm die Leute unbewaffnet und freundlich entgegen und empfingen die Fremden artig, ohne Zudringlichkeit und mit langen, pathetischen Reden, von denen allerdings die Europäer nichts verstanden.

Cook und Forster wurden nach einem Dörfchen geführt, welches etwa eine Wegstunde landeinwärts innerhalb einer mit Zuckerrohr, Bananen, Yamswurzeln und anderen Nahrungspflanzen bebauten Gartenflur lag und eine frische Quelle hatte. Als Forster eine über ihn hinstreichende Ente schoss, erbat sich der eingeborene Führer den Vogel, zeigte ihn seinen erstaunten und erschrockenen Landsleuten und zeigte ihnen, wo und wie er getödtet worden sei, was diesen Wilden einen gewaltigen Respekt vor dem zum ersten Mal gesehenen Schießgewehr einflößte. Cook ließ ein Observatorium herrichten, von wo aus die Sonnenfinsterniß beobachtet wurde. Auch hier

ereignete es sich, daß Cook und die beiden Forster, als sie etwas von der Leber und dem Kogen eines am Strande harpunirten großen Fisches genossen, von einer eigentümlichen Krankheit befallen wurden, welche einer leichten Lähmung gleich und erst nach dem Gebrauch von Brechmitteln und tüchtigem Schwitzen wich, während ein Schwein, welches die Eingeweide jenes Fisches gefressen hatte, am andern Morgen tot gefunden wurde.

Neu-Caledonien ist eine stattliche, ihrer ganzen Länge nach von einer Gebirgskette durchzogene Insel, welche an ihren beiden Enden steil zum Meere abfällt. Das Gebirge selbst, nur von wenigen Querthälern durchseht, ist felsig, steil und eintönig und senkt sich zu beiden Seiten in niedrigen, bewaldeten Vorhügeln nach der Küste ab; der Boden ist gut bewässert durch eine Menge von Bächen, welche aus dem Gebirge herunter kommen und den Boden befruchten; allein die Vegetation, derjenigen von Neuhollland nahe verwandt, ist anders nicht so reich und mannigfaltig, wie auf den meisten anderen tropischen Inseln der Südsee; namentlich kommt die Kokospalme nur selten und nur verkrüppelt vor. Dagegen sind die niedrigen Gewächse sehr zahlreich vertreten, und am sumptigen Strande wuchern die üppigsten Manglar- oder Mangroven-Dickichte. Die Tierwelt war noch ärmer und eintöniger; Vierfüßler fehlten beinahe gänzlich, namentlich Hund und Schwein; zahlreicher waren die Vögel und am häufigsten die Meeresstiere, worunter sehr große Schildkröten, viele Arten von Fischen und Weichtieren und breitschwänzige Wasserschlangen.

Die Bewohner, ebenfalls zur Race der Papuas gehörig, waren kräftig, wohlgebaut, rührig und anständig, dabei wohlwollend, zuthunlich und gutmüthig und ohne jenen häßlichen Hang zur Dieberei, welche die Eingeborenen der übrigen Südsee-Inseln so sehr entstellt. Ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm, ihre Hautfarbe braun und das Haar kraus, wölig und schwarz wie der Bart. Ihre Behausungen waren meist kreisrunde Hütten aus Flechtwerk, in Form von Kugelsegmenten oder Bienenkörben, ungefähr drei Meter hoch, mit einer einzigen niederen, viereckigen Oeffnung, durch welche man gebückt hineinkriechen muß und die gleichzeitig als Thüre und Rauchfang dient. Das Dach besteht aus Palmwedeln, die von Melaleuten behangen. Die Matten zum Schlafen und die Kocktöpfe aus rötlichem Thon, sowie ihre Waffen und

Fischfanggeräte sind ihr einziger Hausrat. Beide Geschlechter gehen nackt bis auf die Lendenschürze, welche bei den Weibern mit Fransen oder Schnüren von Bast und Rinde besetzt ist und bis zum Knie herabreicht, und bis auf die steifen, walzenförmigen, nicht selten mit Federn und anderen Zierraten besteckten Mützen der Männer. Ihre Waffen sind nur Speere, Wurfspeere, Keulen und Schleudern, denn Schilde, Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannt, im Gebrauch der Schleuder aber sind sie sehr geübt. Ihre Hütten sind ziemlich plump, beinahe viereckig und immer zu zweien durch eine Art Verdeck verbunden, auf welchem gewöhnlich ein Feuer brennt. Die Seitenwände der Hütten sind mit einer Art Balustrade von senkrecht stehenden Pfählen versehen. Die Segel werden durch Matten ersetzt, welche gleich den Tauen aus den Fasern der Pflanzblätter gefertigt werden. Diese Hütten segeln schlecht und dienen nur zu Küstenfahrten und zum Fischfang, denn die Neu-Caledonier sind auch kein Schiffervolk. Die Männer betheiligen sich nur mit Krieg, welcher unablässig unter ihnen wüthet, da die Feinden der einzelnen Stämme untereinander gar nicht aufhören. Alle Arbeit: Feldbau, Fischfang, Hauswesen, Kindererziehung u. dgl. liegt den Weibern ob, welche wie Hausthiere behandelt werden. Die Fischfanggeräte bestehen in Harpunen und kleinen Handnetzen mit engen Maschen und aus großen starken Schleppnetzen zum Fang der Schildkröten.

Am 12. ging Cook ans Land und ließ in einen dicken Baumstamm am Strande, dicht beim Wasserplatz, eine Inschrift schneiden, welche die Namen des Schiffes und seines Commandeurs und den Tag der Landung enthielt, um das Recht der Briten auf die erste Entdeckung dieser Insel festzustellen und zugleich von derselben im Namen der Krone Großbritanniens Besitz zu ergreifen.

Am 13. September lichtete die „Resolution“ die Anker und segelte unter Mühen und Gefahren, welche an die Fahrt der „Endravour“ über die Große Barrierrüste an der Nordostküste vom Festlande Australiens erinnerten, der Küste entlang und entdeckte in der Nähe der Südspitze zwei kleinere Inseln, wovon die eine, die bei den Eingeborenen Kania heißt, um der hier in Menge vorkommenden sogenannten Korstoll-Fichten (Araucarien, namentlich *Arucaria Cookii* und *excelsa*) den Namen Pine-Insel oder Fichteninsel, die kleinere aber wegen der Menge der darauf gefundenen neuen Gewächse Botany-Insel, Botanik-Insel, getauft wurde. Endlich arbeitete sich die „Resolution“ aus den Korallenriffen

heraus, gewann die hohe See und steuerte nun nach Neu-
seeland.

Auf dieser Fahrt ward am 10. Oktober eine ganz neue,
ziemlich hohe Insel entdeckt, welche man Norfolk-Insel
taufte. Sie hat einen Umfang von etwa neun Kilometer,
steigt allenthalben steil aus dem Meere auf und bietet wenig
günstige Punkte zum Landen, dagegen einen sichern Anker-
grund mit 20 bis 40 Faden Tiefe auf der ausgedehnten
Sandbank, welche die Insel auf allen Seiten umgiebt. Sie
war gänzlich unbewohnt und Cook und seine Begleiter ohne
Zweifel die ersten Menschen, welche diese Urwildnis von ver-
schiedenen Bäumen, namentlich der sogenannten Norfolk-Fichte,
Araucaria excelsa, und von neuzeeländischem Flachs und
anderem Gesträuch, betraten. Säugetiere wurden ebenfalls
keine bemerkt, sondern nur verschiedene Vögel, worunter
prächtigt gefiederte Papageien und Tauben.

Cooks Absicht war, mit der „Resolution“ im Charlotten-
sund der Cooksstraße an der Küste von Neuzeeland vor Anker
zu gehen, das vielfach beschädigte Schiff auszubessern und der
Mannschaft einige Rast und Erholung zu gönnen. Die Fahrt
war günstig, denn schon am 17. Oktober morgens mit Tages-
anbruch gewahrte man die Küste der Nordinsel mit dem
8000 Fuß hohen Egmontsberg aus einer Entfernung von
etwa 15 Kilometern von der Küste und ging am 18. in Ship-
Cove im Charlottensund vor Anker. Hier fand man, daß die
für den Kapitän Furneaux zurückgelassene Flasche nicht mehr
da war — ob aber von diesem selbst gefunden, wußte man
vorerst noch nicht, und überzeugte sich am Nachmittage davon,
daß die „Adventure“ hier gewesen sein mußte, als man an
der Stelle der Küste, wo Herr Wales sein astronomisches
Observatorium aufstellen wollte, einige große Bäume ver-
mißte, welche bei der letzten Anwesenheit der „Resolution“
noch hier gestanden hatten, und als man sah, daß dieselben
mit Säge und Art gefällt worden waren.

Zunächst wurde die Mannschaft möglichst gut und reich
versorgt, dann der Verkehr mit den Eingeborenen wieder er-
öffnet und von denselben frische Lebensmittel eingetauscht.
Von einem angesehenen Eingeborenen namens Pedro ward
Herrn Cook am 6. November ein geschnitzter Ehrenstab, wie
ihn gewöhnlich die Häuptlinge tragen, in feierlicher Weise
überreicht und hierdurch das gute Einvernehmen mit den
Maori noch befestigt. Man erfuhr nun, daß die „Adventure“

bald nach der Abreise der „Resolution“ hier eingetroffen und einige Wochen hier geblieben sei.

Am 10. November 1774 verließ das Schiff Neuseeland wieder und nahm seinen Kurs quer durch den ungeheuren Stillen Ocean in der Richtung auf die Südspitze von Amerika, denn Cook wollte alle jene Breiten der Südsee berühren, welche im vorigen Sommer noch unerforscht geblieben waren. Auf einer höchst eintönigen Fahrt erreichte man am 7. December die Insel Feuerland unweit der Magelhaensstraße, fuhr der Küste von Feuerland entlang, erreichte am 8. das felsige Insel-Vorgebirge, welches von Cook den Namen Kap Glaucest er erhielt, und ging beim Kap York-Minster vor Anker, um Holz und Wasser einzunehmen und den Schiffsboden zu reinigen.

Als dies geschehen war, setzte man die Fahrt fort und erreichte am 17. die Stelle, wo Cook auf seiner ersten Reise um die Welt angelegt hatte. Hier ging die „Resolution“ vor Anker und man verbrachte nun eiltägige Rastzeit mit der genauern Untersuchung dieses felsigen, rauhen Küstenstrichs, mit der Beobachtung seiner armseligen eingeborenen Bewohner von einer verkümmerten, haarlosen Race und mit der Jagd auf Wildgänse (*Anser magellanica*), welche hier in Menge vorkommen und von denen über achtzig Stück erlegt wurden und willkommene Festbraten für Weihnachten lieferten. Die Meerenge, in welcher man Weihnachten feierte, erhielt den Namen Christmes- oder Weihnachts-Sund.

Am 28. December fuhr die „Resolution“ weiter, durchsuchte die verschiedenen Buchten und Meerengen nach Spuren von der Anwesenheit der „Adventure“, umfuhr das Kap Horn und steuerte dann nach Staatenland, der an der Südostspitze des Feuerlands liegenden Insel, wo man zunächst auf die verschiedenen Robbenarten, wie Seelöwen, Seebären u. dergl., sowie auf Pinguine und Gänse und Enten Jagd machte, um frisches Fleisch für die Mannschaft zu bekommen, verließ dann am 3. Januar 1775 Staatenland, bog in den südatlantischen Ocean ein und erreichte am 14. Januar eine so weit südlich gelegene, mit Schnee und Eis bedeckte Küste, die in steilen Klüften und Klippen von unerstiegllicher Höhe zum Meere abfiel und wohl das vermutete unbekannte Festland im Südpolarmeere sein konnte. Nicht nur die steilen Höhen, sondern auch die zwischenliegenden Thäler waren schneebedeckt und ohne Baum oder Strauch, und schienen nur von Robben und Meeresvögeln besucht. Die „Resolution“ fuhr einige Meilen weit dieser Küste ostwärts entlang und belegte einige hervor-

ragende und deutlich erkennbare Punkte derselben mit Namen wie Possession-Bay, Kap Saunders, Cumberland-Bay u. dergl.

Am 20. Januar erreichte die „Resolution“ eine Insel von etwa 120 Kilometern Länge und 15 bis 20 Kilometern Breite mit vielen Buchten und Häfen, welche aber wegen der vorhandenen Eismassen wohl den größten Teil des Jahres hindurch unzugänglich waren. Dieser Insel schuf er den Namen Süd-Georgia.

Von hier fuhr Cook noch ein Stück weit polwärts, bis er sich überzeugen mußte, daß er mit der bestehenden Ausrüstung seines Schiffes und seiner Mannschaft unmöglich weiter nach dem Pol vordringen konnte, denn dichte Nebel, furchtbare Schneestürme, erstarrende Kälte und immer größere Eismassen setzten sich seinem Bemühen entgegen und verzehrten die Kräfte seiner Mannschaft. Zudem war nirgends die Spur von einem Festlande zu entdecken, sondern der vermeintliche Krüstenstrich, welchen er nun in nördlicher Richtung verfolgte, ergab sich als eine Folge von Eisländern und kleinen Eilande, denen er den Namen „Sandwichs-Land“ gab, und er nahm nun seinen Kurs nach Osten bis ungefähr zum ersten Grad östlicher Länge von Greenwich, worauf er den Kurs Nord bei Ost nach dem Kap der Guten Hoffnung nahm.

Er hatte dabei nahezu denselben Strich erreicht, auf welchem er früher vom Kap aus gen Süden gefahren war, und war daher nun überzeugt, daß nach jener Seite kein Land zu entdecken war. Die Mühsalen und Strapazen auf dieser Fahrt im antarktischen Meere waren so furchtbar gewesen, daß er ohnedem weder seiner Mannschaft, noch seinem Schiffe weitere Wagnisse zumuten konnte; Segel und Takelwerk waren beinahe ganz ruiniert, die wenigen Reste von Proviant beinahe verdorben und die Mannschaft einer Zufuhr von frischen Lebensmitteln im höchsten Grade bedürftig, wenn nicht der furchterliche Sturmbut wieder auf dem Schiffe ausbrechen sollte.

Auf der Fahrt nach dem Kap begegnete man erst einem Ostindienfahrer, von welchem man erfuhr, die „Adventure“ sei etwa vor Jahresfrist nach schweren Drangsalen auf dem Kap der Guten Hoffnung eingetroffen; dann am 19. März dem aus China kommenden englischen Schiffe „The true Briton“ (Der echte Brite), Kapitän Broadly, welche direkt und ohne auf dem Kap anzulegen auf der Heimfahrt nach England begriffen war und welchem Cook nun einen Brief an den Sekretär der Admiralität (Marine-Minister) mitgab. Am darauf folgenden Morgen, dem 20. März, lief die „Resolution“

in die Tafelbay ein und ging vor der Kapstadt vor Anker, von wo Cook durch den Ostindienfahrer „Ceres“, Kapitän Kerste, einen Teil seines Schifftagebuches und der von ihm aufgenommenen Land- und Seekarten an die britische Admiralität absandte.

Bei der Ankunft auf dem Kap war der Gesundheitszustand der Mannschaft ein ziemlich befriedigender, denn man hatte nur drei Kranke an Bord; dagegen bedurfte das Schiff selbst einer gründlichen Ausbesserung, welche beinahe fünf Wochen dauerte, so daß die „Resolution“ erst am 27. April wieder in See gehen konnte.

Am 15. Mai erreichte sie die Insel St. Helena und am 28. Mai ging sie vor der Insel Ascension vor Anker, wo sie bis zum Abend des 31. blieb und wo die Mannschaft vier- undzwanzig große Seeschildkröten von je vier bis fünf Centner Gewicht fing, welche vortreffliche frische Fleischkost lieferten. Diese Insel, von den Portugiesen am Himmelfahrtstage 1508 entdeckt und deshalb so benannt, ist etwa 18 bis 20 Kilometer lang, 10 bis 11 Kilometer breit und von vulkanischem Ursprung; sie bot damals nur den Anblick kahler, mit Lavatrümmern und Asche bedeckter Hügel und Berge und war unbewohnt, ist aber, seit sie 1815 in den Besitz Großbritanniens übergegangen, besiedelt worden und zeigt sich zur Zucht von Rindvieh und Ziegen geeignet, welche mit Vortheil an die vorübersegelnden Schiffe von und nach dem Kap verkauft werden können.

Cook und seine Mannschaft brannte nun vor Begierde nach England zurückzukehren. Man kreuzte von Ascension aus, von wo die „Resolution“ am 31. Mai wieder unter Segel ging, den ganzen Atlantischen Ocean bis nahe an die brasilianische Küste, ankerte am 9. Juni vor der merkwürdigen Felseninsel Fernando de Noronha, welche sich dem Auge nur wie ein Haufen steiler gotischer Spitztürme darstellt, nahm die geographische Länge auf und fuhr dann weiter nach den Azoren, welche man am 13. Juli in Sicht bekam und wo man am 14. in der Bucht von Fayal vor Anker ging, um frisches Fleisch, Wasser und Wein, welcher auf den Inseln Fayal und Pico in besonderer Güte wächst, einzunehmen, die Chronometer zu vergleichen und die geographische Lage der Insel auf astronomischem Wege genau aufzunehmen.

Am Morgen des 19. segelte die „Resolution“ wieder von Fayal und erreichte am 29. Juli glücklich Spithead nach einer Abwesenheit von drei Jahren und achtzehn Tagen, während

welcher das Schiff im ganzen eine Strecke von mehr als fünfzigtausend geographischen Meilen in verschiedenen Klimaten und unter den äußersten Extremen von Hitze und Kälte zurückgelegt und während dieser Zeit von seiner ganzen Bemannung nur vier Mann (darunter nur einen einzigen durch Krankheit) verloren hatte — ein wahrhaft bewundernswertes Ergebnis.

Nichts konnte günstiger für die Geschicklichkeit, Kühnheit und Umsicht Cooks als Seefahrer, sowie für seine weise und humane Fürsorge für das Wohl seiner Schiffsmannschaft zeugen, als dieses Resultat, und es zeigte sich nun erst, wie wohlthätig die an Bord streng gehandhabte Reinlichkeit und Ordnung, die sorgfältige Lüftung des Schiffes, die geschickte Auswahl des Proviantes, namentlich das Mitnehmen von Malz zum Bierbrauen, von Sauerkraut, von Orangen, Citronen und Citronensaft (gegen den Skorbut), von warmer, den verschiedenen Anforderungen des Klimas und der Witterung entsprechenden Kleidung gewesen war, und wie der wackere Commodore Cook sein Auge stets auch auf das Detail gerichtet erhalten hatte, ohne deshalb auch das Große und die höheren Zwecke aus dem Gesicht zu verlieren.

Am Tage nach seiner Ankunft auf der Rhede von Spithead reiste Cook nach London, um seine so lange entbehrte Familie zu begrüßen und sich den Lords der Admiralität vorzustellen. Die Kunde von seiner Rückkehr versetzte die ganze Nation in freudige Aufregung und beschäftigte alle Kreise. Cook hatte sich durch diese zweite Reise noch augenfälliger als einen der kühnsten Seefahrer, größten Forscher und ausgezeichnetsten umsichtigsten Befehlshaber bewährt, und jedermann war begierig, die Einzelheiten über seine Reise zu erfahren.

Man hörte mit Vergnügen, daß Cook diesmal die Schilderung seiner Reise nach seinem Schiffstagebuch und seinen sonstigen Aufzeichnungen selbst bearbeiten wolle. Nur die Beschreibung der auf dieser Reise gesammelten Pflanzen und Tiere wurde von den beiden Förster besorgt. König Georg III. empfing Cook persönlich zur Meldung seiner Heimkehr und ernannte ihn am 9. August in Anerkennung seiner trefflichen Dienste, hohen Verdienste und hochwichtigen Entdeckungen zum sogenannten Post-Kapitän, d. h. zum Fregatten-Kapitän und beehrte ihn am 12. mit dem Patente eines Kapitäns vom Greenwich-Hospital, welches ihm die Pfründe und das Einkommen eines Kapitäns für den Fall sicherte, wo Cook den

aktiven Dienst quittieren würde. Alle wissenschaftlichen Vereine und alle Korporationen beeiferten sich um die Wette, Cook ihre Verehrung und Hochachtung in irgend welcher Weise darzulegen, und die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften verlieh ihm, nachdem sie ihn am 28. Februar 1776 zu ihrem Mitglied ernannt hatte, die große goldene Denkmünze für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Erdkunde, und der Präsident der Gesellschaft überreichte Cook in öffentlicher Sitzung mit einer höchst anerkennenden Lobrede diese Denkmünze.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser zweiten Reise bestanden zunächst in der Feststellung der Thatfache, daß das angebliche südliche Festland wenigstens nicht innerhalb der Breitengrade vorhanden sei, in welchen man es bisher vermutet hatte, und daß Cook seinerseits wenigstens alles aufgeboten hatte, was nur in seinen Kräften stand und bei dem damaligen Zustande der Schiffsbaukunst und Schiffahrtskunde möglich war, um ein solches Festland, falls es in höheren Breiten vorhanden war, zu erreichen. Sodann in der Entdeckung von Neu-Caledonien, Neu-Georgien und dem Sandwichslande, in der Beschiffung des südatlantischen Oceans unter möglichst hoher Breite und beinahe in seiner ganzen Ausdehnung, im zweimaligen Befahren der tropischen Meere und in der erneuerten Prüfung und Feststellung der geographischen Länge und Breite seiner früheren Entdeckungen.

Man konnte füglich sagen, daß seit Columbus noch kein Seefahrer so Vieles und Großes auf dem Gebiete der geographischen Entdeckung geleistet habe, als Cook, und jedermann gönnte es ihm nun, daß er sich mit Ehren von diesen Mühen und Entbehrungen ausruhen und die Freuden des Familienlebens genießen könne, während er seinen Reisebericht ausarbeitete, und die Edelsten und Besten der Nation metzeiferten unter einander, Cook ihre Verehrung und Bewunderung zu beweisen und sich seines Umgangs zu erfreuen, da er mitmaßlich nun in die Ruhe eines Privatlebens zurückzutreten sei.

Bevor wir aber diesen Abschnitt schließen, wollen wir unsere lieben Leser noch mit den Schicksalen bekannt machen, welche die „Adventure“ betroffen hatte, nachdem sie an jenem 30. Oktober an der Küste von Neu-Seeland durch einen Sturm von der „Resolution“ getrennt worden war.

Die „Adventure“ hatte bis zum 6. November mit schweren Stürmen zu kämpfen gehabt, war ostwärts verschlagen worden

bis zum Kap Palliser und endlich in der Tolaga-Bucht vor Anker gegangen, um Holz und Wasser einzunehmen, an welchen man bereits Mangel litt. Nachdem man hiervon einen genügenden Vorrat eingenommen, machte man sich am 12. auf den Rückweg nach dem Charlottenfund, welchen man jedoch erst am 30. November erreichte. Hier wurden alsbald die Spuren von der Anwesenheit der „Resolution“, sowie die von Cook vergrabene versiegelte und verkorkte Flasche aufgefunden, worin er die brieflichen Mittheilungen und Weisungen für Kapitän Furneaux hinterlassen hatte. Da aber die „Adventure“ einer nachhaltigen Ausbesserung dringend bedurfte, so blieb Kapitän Furneaux bis zum 16. Dezember hier liegen und nahm die erforderlichen Reparaturen vor, während ein Teil der Mannschaft für die Beschaffung von frischen Lebensmitteln sorgen sollte. So wurde denn am 17. Dezember der Midshipman Rowe mit zehn Mann im großen Kutter des Schiffes ausgesandt, um der Küste entlang frisches Gemüse zu sammeln, aber mit dem bestimmten Befehl, noch vor Abend zurückzukehren, weil das Schiff am andern Morgen wieder in See gehen sollte. Das Boot kehrte jedoch weder am Abend noch am andern Morgen zurück, und so ward der zweite Lieutenant Burney in einem andern Boote mit der nötigen Bemannung und zehn Seefoldaten abgesandt, um nach den Vermissten zu suchen. Lieutenant Burney kehrte erst um 11 Uhr nachts zurück und brachte die erschütternde Nachricht, daß Rowe und die zehn Matrosen unverkennbar von den Maori überfallen, erschlagen und teilweise aufgefressen worden seien.

Burney hatte, mit günstigem Winde der Küste entlang fahrend, eine Bucht um die andere sorgfältig abgesucht, zwar mehrere Ansiedelungen von Eingeborenen getroffen und die Hütten derselben durchsucht, aber keine Spur von den Vermissten gefunden, von denen auch die Maori nichts zu wissen behaupteten.

Endlich sah er in einer kleinen Bucht einen großen Doppeltahn mit zwei Männern und einem Hunde darin, im Begriff zu landen, allein die beiden Maori waren kaum der britischen Seeleute anständig geworden, so flüchteten sie in die Wälder, und als Burney nun landete und jenen Doppeltahn durchsuchte, fand er in demselben einige Eisenteile von dem vermischten Kutter und mehrere Schuhe von dessen Mannschaft; am Lande fand man gegen zwanzig zugebundene Körbe, von welchen mehrere gebratenes Fleisch und jene gebackenen Farnkrautwurzeln enthielten, welche den Neuseeländern die Stelle

von Brot vertreten. Als bald argwöhnte man, daß dieses Menschenfleisch sei, und bei weiterer Untersuchung fand man denn auch noch weitere Schuhe und eine abgehaute Menschenhand, welche an den eingekätzten Buchstaben T. H. sogleich als die Hand des Matrosen Thomas Hill erkannt wurde.

Als bald durchsuchte man die ganze Umgebung, um noch weitere Erhebungen über die verübte Schenßlichkeit zu machen, ward aber plötzlich eine große hohe Rauchsäule gewahr, welche von einem nahen Hügel aufstieg und als ein Alarmzeichen gedeutet wurde, wodurch die Maori ihre Krieger zusammenberiefen, um wo möglich einen Angriff auf die kleine Schar zu machen.

Nun mußten Burney und seine Leute in ihr Boot zurückkehren, um noch vor Sonnenuntergang nach dem Schiffe zurückzukehren. Als man in Sicht der nächsten, unter dem Namen Grand Cove bekannten Bucht kam, erblickte man dort vier Kähne und einen großen Haufen Eingeborener am Strande, welcher letztere sich beim Näherkommen der Briten auf einen Hügel zurückzogen und dieselben durch lauten Anruf zum Landen aufforderten, während man weiter hinten auf der Höhe ein großes Feuer brennen und eine Menge Volks zusammenlaufen sah. Offenbar wollten die Maori auch diese kleine Schar der Briten in einen Hintergrund locken und erschlagen.

Voll Ingrimm über das tragische Geschick ihrer Kameraden und in der Ueberzeugung, deren Mörder vor sich zu haben, ruderten die Briten nun bis auf Schußweite heran, feuerten anhaltend auf die Eingeborenen, so lange noch einer von ihnen zu sehen war, brachten ihnen auch einige Verluste bei, konnten aber diese gegen den Tod so stumpfen Wilden nicht einschüchtern, sondern nur vertreiben, worauf Lieutenant Burney mit den Seesoldaten landete und die Matrosen zur Bewachung des Bootes zurückließ.

Am Strande fand man bald weitere Spuren von den vermißten Kameraden: zuerst zwei Bündel Sellerie, welche unverkennbar von der Mannschaft des Kutters gesammelt worden waren; dann ein aufrecht in der Erde stekendes Ruber, an welchem offenbar die Maori ihre Kähne angebunden hatten, weil sie hier den Ueberfall vorbereitet; bald fand man auch die Stelle, auf welcher die Niedermetzelung der Engländer stattgefunden hatte, wo noch Köpfe, Herzen, Lungen u. dergl. von ihnen umherlagen und Hunde sich um deren Eingeweide balgten. Da aber die vertriebenen Wilden sich offenbar wieder

sammelten, um einen erneuerten Angriff vorzubereiten und die Nacht rasch herabkamt, so mußte Lieutenant Burney sich mit der Zerstörung der Rähne der Eingeborenen begnügen und rasch die Rückfahrt nach dem Schiffe antreten, um nicht in der Dunkelheit von demselben abgeschnitten zu werden. Ohne- dem sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die ganze Be- mannung des Rutters erschlagen worden war — eine Ver- mutung, welche sich nur allzusehr bestätigte, als Cook auf seiner dritten Reise beim Besuch dieser Küste Nachforschungen anstellte und erfuhr, daß ein unbedeutender Streit, veranlaßt durch die Unredlichkeit eines der Matrosen bei einem Tausch- handel, zuerst zu einer Kauferei und dann zu dieser erschüt- ternden Katastrophe geführt habe, deren näheren Anlaß wir später erzählen werden.

Die „Adventure“ verweilte, wegen widriger Winde ge- zwungen, noch vier Tage hier in Ship Cove im Charlotten- fund, aber man bekam keine Eingeborenen mehr zu Gesicht. Am 23. Dezember ließ Kapitän Furneaux die Anker lichten und ostwärts nach dem Kap Horn steuern, auf dessen Höhe man am 10. Januar 1774 ankam. Von hier nahm er den Kurs nach dem Kap der Guten Hoffnung, weil sein Proviant rasch zu Ende ging. Am 19. Februar landete die „Adventure“ in der Tafelbai, nahm frische Lebensmittel und Wasser ein und trat dann die Rückfahrt nach England an, welches sie am 14. Juli 1774, also ein starkes Jahr vor der „Resolution“, erreichte.

Cooks dritte Reise um die Welt.

Während unser Weltumsegler seine Muße zur Aus- arbeitung seiner Reiseschilderung anwandte und diejenigen kürzeren Berichte über dieselbe, welche einstweilen in die Öffentlichkeit drangen, eine große Sensation hervorriefen, gewann ein Gedanke, welcher längst schon die Geister der Gelehrten und der Seefahrer beschäftigte, immer mehr Gestalt. Unsere lieben Leser wissen, daß die Entdeckung von Amerika durch Columbus einfach nur dadurch herbeigeführt worden ist, daß dieser große Seefahrer sich mit der Ueberzeugung trug, es müsse irgendwo gen Westen einen näheren Weg nach Indien geben, als denjenigen um die Südspitze von Afrika herum,

welchen der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama entdeckt hatte.

Columbus und seine Zeitgenossen und Gefährten hatten vergebens diese Durchfahrt in hohen und niederen Breiten gesucht und dabei die Küste von Nord- und Süd- und Mittel-Amerika an verschiedenen Punkten entdeckt und erforscht. Der portugiesische Seefahrer Magalhaens hatte dann die südlichste Spitze von Süd-Amerika umfahren, die nach ihm benannte Meerenge entdeckt, die Südsee gefunden und bis nach Indien durchkreuzt und hierdurch zum ersten Mal die Erde umsegelt.

Aber auch dieser Weg nach Indien erschien den Europäern noch zu weit, zu gefährlich und umständlich. Britische Seefahrer hatten Nordamerika zu umfahren gesucht, um auf diesem Wege in den Stillen Ocean zu gelangen, die Davisstraße und Westgrönland, die Baffins- und Hudsons-Bai entdeckt. Holländische Seefahrer hatten Norwegens Nordküste umfahren, die Väreninsel, Spitzbergen und Nowaja Semlja entdeckt. Russische Seefahrer hatten Sibirien gefunden, dessen Nord- und Ostküsten bereist, das Westende von Amerika, die nordamerikanische Westküste im 56.^o nördl. Breite und die ganze Inselreihe der Aleuten entdeckt und Nowaja Semlja umschifft. Britische Seefahrer waren im Polarmeere bis zum 83. und 84.^o nördl. Breite vorgedrungen und hatten das Nordostland von Spitzbergen erreicht.

Allein diese kühnen Unternehmungen hatten noch nicht zur Entdeckung der sogenannten nordwestlichen Durchfahrt, d. h. des Seewegs um das Nordende von Nordamerika herum nach dem Stillen Ocean, geführt. Seit aber Deßthner im Jahre 1648 und Bering 1728 die sogenannte Beringstraße entdeckt hatten, schien diese Aufgabe der Auffindung einer Durchfahrt vom Atlantischen nach dem Stillen Ocean schon halb gelöst und ihrer definitiven Lösung um ein Namhaftes näher gerückt.

Die Wichtigkeit der Auffindung einer derartigen Durchfahrt lag für jeden, der nur einigen Begriff von Geographie hatte, auf der Hand. Der ungeheuer lange Seeweg von Europa nach Japan, China, Ostindien und dem Stillen Ocean wurde dadurch um ein Bedeutendes abgekürzt, falls jener Weg auch nur einen Teil des Jahres hindurch befahrbar war. Alle seefahrenden Nationen geizten wetteifernd nach der Ehre, die Aufgabe der Auffindung jener Durchfahrt zu lösen, und die britische Regierung hatte schon seit vielen Jahren einen Preis von 20 000 Pfund Sterling auf die Entdeckung der-

selben gesetzt, weil man an das wirkliche Vorhandensein einer solchen allgemein glaubte und nur die Auffindung selbst für schwierig hielt.

Seit man nun wußte, welche Schwierigkeiten Cook bei der Auffindung des sogenannten Südastral = Kontinents siegreich bestanden hatte, war man allgemein geneigt anzunehmen, daß es nun auch möglich sei, die Nordwest-Durchfahrt zu entdecken, und dieser Gedanke hatte sich der Einsichtsvollen jetzt mit solcher Gewalt bemächtigt, daß diese Frage allgemein erörtert wurde, und der damalige Vorstand der britischen Admiralität, Lord Sandwich, fest entschlossen war, durch eine neue und sorgfältig vorbereitete Expedition den Versuch der Auffindung dieser Nordwest = Durchfahrt machen zu lassen. Er hatte auch den König Georg III. für diese Idee gewonnen und von demselben den Auftrag zu deren Verwirklichung erhalten.

Jedermann begriff jedoch, daß nur ein Mann von ungemainer Erfahrung, ein Genie, sich der Lösung dieser Aufgabe unterziehen müsse, wenn eine solch schwierige Unternehmung gelingen sollte.

Alle Augen waren auf James Cook gerichtet, als auf den einzigen, welcher durch Erfahrung, Ausdauer, seemannische Geschicklichkeit, persönlichen Mut und alle anderen Eigenschaften eines Befehlshabers einer solchen Aufgabe gewachsen war. Da man aber wußte, daß er seiner durch die beiden vorgegangenen Reisen und ihre Mühsale einigermaßen erschütterten Gesundheit Rechnung tragen mußte, so wollte man ihm zwar die wohlverdiente Muße gönnen, aber jedenfalls sein Urtheil einholen und seine umfangreichen Erfahrungen für die Vorbereitung und die zu treffenden Anordnungen einer solchen Expedition zu Rate ziehen.

Sobald daher eine Kommission aus den tüchtigsten Offizieren der Flotte und den angesehensten Gelehrten zusammengestellt war, um die Vorarbeiten für eine solche Expedition zu beraten, wurde Kapitän Cook zur Teilnahme an diesen Beratungen eingeladen. Sobald Cook aus den vorgelegten Entwürfen und Papieren sich mit diesem großartigen Unternehmen von solch ungeheurer Tragweite bekannt gemacht hatte, begeisterte er sich für dasselbe so sehr, daß er voll Eifer aber auch diesem Unternehmen mit dem Anerbieten hervortrat, sich an diesem Unternehmen aktiv zu beteiligen, und in der Ueberzeugung, daß er der allein befähigte Mann dazu sei, wurde er sogleich einstimmig zum Befehlshaber dieser Expedition ge-

wählt und nach Annahme dieses Postens mit der Leitung der vorbereitenden Schritte und der Feststellung des Planes dieses Unternehmens betraut.

Während alle seitherigen Versuche, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, vom Atlantischen Ocean ausgegangen waren, regte Cook selber die Frage an, ob es nicht zweckmäßig sei, die Aufgabe von der entgegengesetzten Seite, d. h. von der Beringstraße aus, in Angriff zu nehmen. Die Kommission pflichtete ihm bei, und er wurde beauftragt, zunächst den nördlichen Teil des Stillen Oceans zwischen Asien und Amerika zu untersuchen und dann den Versuch zu machen, ob er nicht von dort aus den Heimweg nach Europa antreten und die Durchfahrt im Norden des amerikanischen Festlandes finden könne.

Seine Reise sollte daher zunächst nach der Südsee und den großen, schon früher von ihm besuchten Inselgruppen der Tropen gehen, sich dann nordwärts nach der Beringstraße wenden, diese zu durchschiffen und jenes offene Meer aufsuchen, welches man als im Norden des amerikanischen Festlandes vorhanden allgemein annahm und in welchem er unter irgend einem Breitengrade nach dem Nordatlantischen Ocean würde gelangen können. Um die Lösung dieser Aufgabe noch einladender zu machen, wurde bestimmt, daß jener schon 1745 ausgesetzte Preis von 20 000 Pfund Sterling schon dann ausbezahlt werden sollte, wenn es irgend einem Schiff der britischen Flotte oder unter britischer Flagge gelingen würde, nördlich vom 52.^o nördl. Breite eine Durchfahrt zur See zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean zu finden. Mit dieser Aufgabe erklärte sich Cook vollkommen einverstanden und verzichtete um dessen willen trotz der Bitten der Seinigen abermals auf die Annehmlichkeiten des Familienlebens und auf die ehrenvolle wohlverdiente Ruhe eines sorgenfreien und ehrenvollen heitern Lebensabends. Trotz seiner achtundvierzig Jahre wollte er Leben, Gesundheit und Familienglück noch einmal der Wissenschaft opfern.

Zu dieser Expedition wurden die Schiffe „Resolution“, welches einer gründlichen Reparatur unterworfen wurde, und „Discovery“ (Entdeckung) ausersehen, ersteres unter dem unmittelbaren Befehle von Cook, dem Befehlshaber der ganzen Expedition, letzteres unter dem Befehl von Kapitän Clerke, welcher die zweite Weltumsegelung Cooks als dessen zweiter Lieutenant mitgemacht hatte. Die sorgfältig auszuwählende Bemannung sollte für beide Schiffe ungefähr stark sein,

wie die für Cooks jüngste Weltumsegelung, die Vorbereitungen aber und insbesondere die Ausrüstung wurden noch mit größerer Umsicht und Bedachtnahme auf Klima und Gesundheit der Mannschaft vorgenommen, und man ließ sich dazu noch längere Zeit als das vorige Mal. Auch sollten verschiedene Arten von europäischen Haustieren, alle möglichen Sämereien von Nutzpflanzen u. s. w. für die Bewohner von Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln mitgenommen werden, um diese für ihr freundliches Entgegenkommen gegen die Briten zu belohnen und dort einen Viehstand zu erzielen, welcher später dort anlegenden Schiffen zu Gute kommen würde. Ferner wollte man noch einen größeren Vorrat von europäischen Waren zum Tausch mitnehmen, um die Eingeborenen der verschiedenen zu berührenden Küsten an neue Bedürfnisse und dadurch an freundlichen Verkehr mit den Briten zu gewöhnen. Cook wollte den Tahitier Omai, welcher ihn schon auf dem größten Teil seiner zweiten Reise um die Welt und nach England begleitet hatte, wieder mit in seine Heimat zurücknehmen.

Obwohl Cooks Bestallung zum Befehlshaber schon am 10. Februar 1776 erfolgt war, so vergingen doch volle fünf Monate über den nötigen Vorbereitungen, so daß die „Resolution“ erst am 12. Juli von Plymouth aus ihre Reise antreten konnte, die „Discovery“ aber ihr einige Tage später folgen und mit ihr auf dem Kap der Guten Hoffnung wieder zusammentreffen sollte.

Beide Schiffe hatten zusammen mit Inbegriff der Offiziere und Gelehrten eine Bemannung von 192 Köpfen, und als Naturforscher begleitete Georg Forster die Expedition wieder, wie auf Cooks zweiter Reise. Die „Resolution“ traf am 18. Oktober auf dem Kap ein, wo sie die „Discovery“ erwarten sollte; diese langte am 10. November an, und beide Schiffe traten nun am 30. November von der Tafelbai aus ihre große Reise an, nachdem Kapitän Clerke noch mit einer Abschrift von Cooks Instruktionen und mit Verhaltensmaßregeln für den Fall einer Trennung der beiden Schiffe versehen worden war. Man nahm den Kurs nach Südost, hatte aber sehr mit den in dieser Zone so häufigen Westwinden zu kämpfen, und wurde so heftig umhergeworfen, daß man schier befürchten mußte, das an Bord befindliche Vieh einzubüßen, indes einstweilen mit dem Verlust einiger Schafe und Ziegen davonkam. Am 12. Dezember wurden zwei große Inseln einer Gruppe entdeckt, welchen Cook den Namen der Prinz

Edwards-Inseln beilegte, und am Weihnachtsfeste gingen beide Schiffe in einem bequemen Hafen der Insel vor Anker, welche der französische Seefahrer Keruelen 1772 entdeckt und nach sich benannt hatte.

Obwohl diese Insel nur zwischen dem 49. und 50.^o südl. Breite, also unter der Breite von Süddeutschland liegt, war das Klima dieser unwirthlichen und öden Insel doch schon so rauh und kalt, daß Cook hier beinahe ein Duzend Stücke von seinem Vieh einbüßte, und die Schiffe so bald wie möglich wieder aufbrachen.

Die Insel, seit 1774 für Frankreich in Besitz genommen, ist vulkanischen Ursprungs und durch ihre Lager von Steinkohlen und versteinertem Holz, sowie dadurch merkwürdig, daß hier von drei Stationen aus im Jahre 1874 deutsche, britische und amerikanische Astronomen den Venusdurchgang beobachteten. Zu Cooks Zeiten und später ward sie nur von Walfischfänger besucht, welche in der Nähe dieser Insel dem nun wenig einträglich gewordenen Walfischfang oblagen.

Am 24. Januar 1777 kamen die Schiffe in Sicht von Tasmanien oder Vandiemensland, welches damals noch für die Südspitze von Neuhoiland oder Festland Australien galt, weil man es noch nicht als Insel kannte, welche von dem genannten Kontinent durch die Bassstraße getrennt ist. Am 26. gingen sie in der Adventure-Bucht vor Anker, wo sich bald ein lebhafter Verkehr zwischen den Briten und den Eingeborenen entwickelte, welch letzteren Omai gar nicht genug von dem Reichtum und der Ueberlegenheit der Weißen zu berichten wußte.

Die Eingeborenen waren hagere mittelgroße Leute, schwarz wie Neger und von wolligem Haar, aber nicht mit den dicken Wulstlippen und platten Nasen der Neger, sondern mit angenehmen und leidlich hübschen Zügen, Bart und Haare mit roter Salbe gefärbt, aber etwas stumpfsinnig, so daß sie nicht einmal über die Geschenke, welche man ihnen machte, einige Freude verrieten, auch weder das Brot noch die rohen oder gekochten Fische kosten wollten, die man ihnen reichte, auch von Messern, Angelhaken und anderen europäischen Waren nicht das mindeste Verständnis zu haben schienen und bis auf einige Stricke und Streifen aus Tierhaut, welche die Männer um Hals und Fußknöchel, und einige Känguruhfelle, welche die Weiber um die Schultern und die Lenden trugen, ganz nackt gingen. Ihre Waffen bestanden nur aus einem zugespitzten Stocke, dessen sie sich ohne sonderliche Gewandtheit als

Wurfspeer bedienten, um Vögel und Beutelratten zu erlegen, denn die Beutelratte, *Phalangista Cookii*, ungefähr doppelt so groß wie unsere Hausratte, und ein anderes fagen- oder fuchsartiges Beuteltier, *Dasiurus viverrina*, waren die einzigen Säugethiere, welche man auf der Insel traf. Allerdings schienen auch Känguruhs vorzukommen, allein die Engländer bekamen damals kein solches zu Gesicht, und der einzige Nutzen, welchen die Expedition aus ihrem Besuch auf Tasmanien zog, war die reiche Ausbeute an schönem frischem Gras für das an Bord befindliche Vieh und an den Fischen, wovon das Meer in dieser Bucht wimmelte, weshalb die beiden Schiffe schon am Morgen des 30. Januar wieder unter Segel gingen und ostwärts nach Neuseeland steuerten, das man am 16. Februar in Sicht bekam.

Am folgenden Tage gingen die „Resolution“ und die „Discovery“ im Charlottensund vor Anker, worauf bald einige Kähne voll Eingeborenen bis unter die Langseite des Schiffes kamen, aber keiner der Maori an Bord zu steigen wagte, denn sie hatten alle noch ein böses Gewissen wegen der Ermordung des Seefadetten Rowe und der zehn Matrosen und fürchteten die Rache der Engländer. Als jedoch die Mannschaften gelandet waren, um Zelte aufzuschlagen und Observatorien herzurichten, fanden sich bald Eingeborene in Menge ein, halfen den Briten beim Abräumen des Bodens und beim Aufschlagen der Zelte, und begannen auch einen Tauschhandel.

Allmählich wurden sie so vertraut, daß sie sogar den Hergang bei der Ermordung der elf britischen Seeleute ganz unbesangen erzählten, und sogar ihre Weiber zum Verkauf anboten, und ein junger Bursche namens Taveiharna durch Omai dringend bitten ließ, man solle ihn auf dem Schiffe mitnehmen, wozu Cook denn auch die Erlaubnis gab. Sobald man dann genügend Gras und Heu für das Vieh und einen Vorrat von frischen Gemüsen und Wurzeln für die Mannschaft an Bord genommen und eine Anzahl Kobben erschlagen hatte, deren Fleisch verspeist wurde, gingen beide Schiffe am 24. Februar wieder unter Segel und steuerten zunächst nach den Hervey- oder Cooks-Inseln und besuchten am 29. März eine derselben, auf welcher sie gelbbraune, beinahe nackte Eingeborene von der Rasse der Tahitier trafen, welche sanft und züthunlich erschienen und sich mit Omai auch zu unterhalten vermochten. Da man aber keinen Untergrund fand und die starke Brandung nicht mit den Booten zu bewältigen vermochte, die Insel auch nicht fruchtbar erschien, so landete man

nicht auf dieser Insel, welche Mangia hieß, sondern erst am 31. März am nördlichen Ende der Insel Utu oder Ratutia, deren Bewohner ganz ungewöhnlich sanft und freundlich waren, so daß man dies anfangs für Hinterlist hielt. Allein sie erwiesen sich wirklich als sehr friedliebend und entgegenkommend und brachten ein Schwein nebst Bananen und Kokosnüssen als Geschenk, wofür sie nicht einmal ein Gegen- geschenk annehmen wollten, außer einem Hund, welchen Omai aus England mitgebracht hatte.

Diese Wilden waren schön gewachsen, von zarter Haut, angenehmer und regelmäßiger Gesichtsbildung und üppigem schwarzem Haar, die Weiber zum Theil sogar bildschön und dabei bescheiden, sanft und anmuthig. Die ganz aus Korallen- bildungen bestehende Insel schien jedoch arm zu sein und kaum den Unterhalt für ihre zahlreiche Bevölkerung hervor- zubringen, so daß man hier nur wenig frische Lebensmittel bekam. Omai traf hier drei Tahitier, welche auf einer Kahn- fahrt nach einer ihrer Nachbarinseln durch einen Sturm hier- her verschlagen und von den Eingeborenen freundlich auf- genommen worden waren. Eine Merkwürdigkeit der Insel sind mehrere große Höhlen, welche von späteren Reisenden erforscht und beschrieben worden sind.

Auf ihrer weiteren Fahrt berührten die beiden Schiffe noch ein anderes Giland und die schon 1773 entdeckte Hervey- Insel desselben Archipels, wo man ebenfalls nur sanfte und friedfertige Bewohner traf, welche den Namen Wilde nicht verdienten, fuhrten dann nach den Freundschafts-Inseln, um zunächst Middelburg oder Gua zu erreichen, wurden aber durch ungünstigen klauen Wind genötigt, mehr nordwärts zu halten und am 14. April auf jenem Kranz von Korallenriffen anzulegen, welcher unter dem Namen der Palmerston-Insel bekannt und von uns schon früher erwähnt worden ist. Auf dieser unbewohnten Inselstrecke sammelte man eine Menge Kokos- nüsse und fing viele Fische.

Auf der Weiterreise passierte man in der Nacht zum 25. April die Wilden-Insel, steuerte dann südwärts und er- reichte die Insel Anamuta, wo sich alsbald viele Kähne mit Lebensmitteln einfanden und Cool nun den Tauschverkehr mit den Eingeborenen so einrichtete, daß derselbe nicht mehr von jedem Schiffsgenossen einzeln betrieben werden durfte, sondern durch die Hände von Bevollmächtigten gehen mußte, um allen Streitigkeiten und Uebervorteilungen vorzubeugen. Auf dieser Insel und dem benachbarten Gilande Romango wurden dann

viele Schweine und andere Lebensmittel und Gras für das Vieh eingetauscht, ein freundschaftlicher Verkehr mit den beiden Häuptlingen hergestellt, die Pferde und sonstigen Hausthiere ans Land gebracht und unter der Aufsicht von Seesoldaten auf die Weide geschafft und die Schiffe ausgebessert.

Am 6. Mai traf ein angesehenener Häuptling namens Finau aus Tonga-Tabu ein und ließ sich durch den Häuptling Taiba dem Kapitän Cook als den König der sämtlichen Freundschafts-Inseln vorstellen. Die Eingeborenen begegneten diesem Finau mit einer beinahe abgöttischen Verehrung, und Finau machte seinen Einfluß sogleich zu Gunsten der Engländer geltend, überhäufte sie mit wertvollen Geschenken, setzte die Zurücksetzung einer großen Art und verschiedener anderen Gegenstände, welche die diebischen Einwohner von Nuamuka gestohlen hatten, durch und bewog Cook, nicht nach Tonga-Tabu zu fahren, wie er beabsichtigt hatte, sondern nach einer anderen Insel Hapai, wo er angeblich mehr Lebensmittel finden sollte. In Folge davon landete Cook auch wirklich am 17. Mai mit Finau und Omai auf Hapai und Lesuga, wurde mit großem Pomp aufgenommen und reich beschenkt und durch Aufzüge, Kampfspiele, Schauspiele u. dergl. unterhalten, welche Artigkeit Cook dadurch erwiderte, daß er die Seesoldaten im Feuer exercieren ließ.

Der Aufenthalt auf diesen Freundschafts-Inseln gestaltete sich für die Expedition zu einem sehr angenehmen, denn beinahe täglich kamen Häuptlinge und Vornehme, um den britischen Gästen Besuche abzustatten und Geschenke an Lebensmitteln zu bringen, und endlich kam auch noch der wirkliche Ariki oder König dieser Inseln, ein alter, dicker Bursche namens Poulaho, welcher Cook einlud, ihm nach Tonga-Tabu zu folgen. Nun stellte sich heraus, daß Finau ein arger Lügner und Schwindler war und sich aus reiner Eitelkeit unrechtmäßiger Weise für einen König ausgegeben hatte, denn er war eigentlich nur ein kleiner Häuptling.

Die Schiffe gingen nun am 10. in einem guten Hafen von Tonga-Tabu vor Anker und blieben hier bis zum 17. Juli unter diesen hübschen, sanften, kupferbraunen Leuten von angenehmer Gesichtsbildung, welche nur den einzigen Fehler hatten, unverbesserliche Diebe zu sein. Als Kapitän Clarke den ertappten Dieben durch den Schiffsbardier den Kopf ganz sicher ließ, um sie dadurch zum Gespött ihrer Genossen zu machen und die Schiffsmannschaft vor den so gezeichneten Dieben zu warnen, half dies zwar auf eine Weile, aber nur

König Poulahos Einschreiten und eine Ceremonie, durch die er die abergläubischen Eingeborenen einschüchterte, vermochte den Diebereien vorübergehend Einhalt zu thun und die Diebe zur Herausgabe des Gestohlenen zu veranlassen.

Die Schilderung des dreimonatlichen Aufenthalts der beiden Schiffe auf dieser aus etwa 150 Eilanden bestehenden Inselgruppe der Freundschafts-Inseln gehört zu den anziehendsten in der Beschreibung von Cooks dritter Reise, und wir müssen aus Mangel an Raum mit Bedauern darauf verzichten, hier einen größeren Auszug davon zu geben.

Am 17. Juli segelten beide Schiffe von Tonga-Tabu ab nach den Gesellschafts-Inseln, fuhren an Tubuai und Maitea vorüber und ankerten am 12. August in der Bucht Oat-Poha auf Klein-Tahiti. Zum Dank für die gastfreundliche Aufnahme hatte Cook dem König der Freundschafts-Inseln einige Pferde und andere Haustiere überlassen, und die übrigen sollten auf Tahiti und den anderen Gesellschafts-Inseln verteilt werden, was die teilweise Veranlassung zu dem gegenwärtigen Besuche auf Tahiti war. Cook hatte die Genußthung, das mitgebrachte Vieh in gutem Zustande auf Klein-Tahiti landen zu können und sich hierdurch für die unbeschreibliche Mühe und Sorge gelohnt zu sehen, welche der Transport und die Verpflegung dieser Tiere auf der langen Reise verursacht hatte. König Otu, welcher mit diesen Haustieren beschenkt wurde, hatte eine sehr große Freude daran, namentlich an den Pferden, und war doppelt vergnügt und stolz, als er nun die Kapitäne Cook und Clerke während ihres ganzen Aufenthalts beinahe täglich auf diesen Pferden spazieren reiten sah, was seine Wertschätzung für diese Tiere, wie seinen Respekt für die Fremdlinge noch bedeutend erhöhte. Otu gab sich daher alle Mühe, seine Dankbarkeit gegen die Briten durch reichliche Geschenke an lebenden Schweinen und an Nahrungsgewächsen aller Art, sowie durch die größte Gastfreundschaft und eine Reihe von Festlichkeiten, welche er ihnen bereitete, an den Tag zu legen.

Omai war mit Cook wieder nach Tahiti zurückgekehrt und für seine Verhältnisse ein reicher Mann, denn er brachte Geld und eine Menge Dinge mit, womit er in England beschenkt worden war und die in den Augen seiner Landsleute ungemein begehrenswert erschienen. Gleichwohl kümmerten sich diese anfangs gar nicht um ihn und schienen über seine Heimkehr weder erfreut noch überrascht, selbst nicht einmal sein eigener Schwager erschien von dem Wiedersehen irgendwie gerührt, bis Omai denselben mit einigen roten Federn beschenkte, welche

den damaligen Tahitiern als die größten und begehrenswerthsten Erdengüter erschienen.

Sobald dies bekannt wurde, drängten sich mit einem Male Bornehme und Geringe um den eitlen Omai und betwarben sich um seine Freundschaft, um von ihm beschenkt zu werden. Es war nahe daran, daß sie ihn gänzlich ausbeuteten und ausnützten. So musterhaft und artig Omais Betragen bisher gewesen war, so lange er unter Zucht und Aufsicht stand, so indolent, teilnahms- und taktlos erwies er sich bald, als diese Bevormundung aufhörte und er sich selber überlassen war.

Coot hatte darauf gerechnet, daß Omai dem König Otu bei der Verpflegung der Haustiere zur Hand gehen werde, allein Omai hatte dazu keine Lust und machte sich bald bei dem König wie auf ganz Tahiti unmöglich, so daß Coot für ihn sorgen und ihn mit nach der Insel Guanheine nehmen mußte, wo jener ein Stück Land, ein Häuschen und einiges Vieh erhielt und unter den Schutz der Häuptlinge gestellt wurde, damit er nicht um seine ganze Habe komme.

Zur Zeit von Coots Ankunft war König Otu von einem neuen Kriege mit den Bewohnern des benachbarten Gimeo bedroht und hoffte, daß Coot mit seinen Leuten und Kanonen ihm gegen diese Feinde beistehe, was Coot aber ablehnte, weil, wie er sagte, die Leute von Gimeo ihm nichts zu Leide gethan hätten und er sich in die Fehden der Eingeborenen nicht mischen werde, welcher Bescheid dann den König Otu auch zufrieden stellte. Es kam jedoch nicht zum Kriege gegen die weit tapferen und kriegerischeren Bewohner von Gimeo, und der wiederhergestellte Friede erlaubte Otu, noch freigebiger für seine britischen Freunde zu sorgen. Aus Veranlassung der Kriegsgefahr wurde von den Tahitiern ihrem Gatua oder großen Geist eines der üblichen Menschenopfer gebracht, welchem anwidernden Schauspiele Kapitän Coot auf seinen eigenen Wunsch bewohnte und worüber er dem König und den Häuptlingen dann offen sein Mißfallen und seinen Ekel zu erkennen gab.

Die mitgebrachten Sämereien und Stecklinge wurden in einem eigens angelegten Garten ausgepflanzt, zu dessen Unterhaltung König Otu sich verbindlich machte und von welchem er sich großen Nutzen versprach, denn es waren Pampelmusen (eine Art besonders großer Orangen) von den Freundschafts-Inseln und Weinreben dabei, von denen auch Omai sich einige Stecklinge verschaffte. Die beiden jungen Neuseeländer, welche

Omai seiner Zeit aus ihrer Heimat wegeloßt hatte, sollten hier bei ihm bleiben, obwohl der jüngere derselben lieber mit Cook weiter gereist wäre. Auch den Oebidi oder Gitti-Hite, welchen Cook 1772 von Ulietea aus mitgenommen und nach einer siebenmonatlichen Reise wieder dorthin zurückgebracht hatte, fand Cook wieder vor, aber wesentlich verändert, denn er war wieder ganz Tahitier geworden.

Der Aufenthalt der beiden Schiffe auf Tahiti dauerte bis zum 26. September und König Otu beschenkte die Briten zum Abschiede mit weit mehr Schweinen, als diese mitnehmen oder aus Mangel an Salz einpökeln konnten, so daß ein großer Teil derselben zurückgewiesen werden mußte, gleich anderen voluminösen Geschenken, z. B. einem großen schön geschnittenen Kriegskahn, für welchen man keinen Raum auf Deck hatte. Dann stachen beide Schiffe in See und fuhren hinüber nach Gimeo, gingen hier vor Anker und wurden von dem Häuptling Maheini zuvorkommend empfangen und beinahe drei Wochen gastfreundlich bewirtet.

Nachdem man die Branntwein- und Wasserfässer vertheert, um sie vor der Beschädigung durch Bohrwürmer zu schützen, welche bereits mehrere derselben angegriffen, und nachdem man reichliche Vorräte von Brenn- und Ruhholz eingenommen hatte, woran Gimeo reicher war als Tahiti, verließen die Schiffe am 12. Oktober Gimeo, fuhren hinüber nach Huahine, wo sie von dem Häuptling Tairiatia ebenfalls freundlich aufgenommen wurden, blieben bis 2. November und besuchten dann Ulietea, wo sie bis zum 7. Dezember blieben und die Widerwärtigkeit erlebten, daß ein Seefadett und ein Matrose von der „Discovery“ desertierten und nur dadurch wieder beigebracht werden konnten, daß Cook einstweilen den Sohn, die Tochter und den Schwiegersohn eines Häuptlings als Geiseln behielt. Die beiden Deserteure, wovon der eine der Sohn eines angesehenen Offiziers der britischen Flotte war, wären lieber auf dieser paradiesischen Insel unter den sanften Eingeborenen zurückgeblieben und hätten sich jeder eine Wilde zum Weibe genommen, als daß sie die strapazenvolle und gefährliche Reise nach dem Eismeere im Norden des Stillen Oceans mitgemacht hätten.

In Begleitung des Häuptlings Oreo und anderer angesehenen Männer von der Insel Ulietea machte Cook dann am 7. Dezember noch einen Besuch auf der wegen ihrer kriegerischen und mutigen Bewohner berühmten benachbarten Insel Borabora oder Bolabola, um von dem dortigen Häuptling

Opium um eine Nachtjacke, ein Hemd, einige Taschentücher, einen Spiegel, einige Glasperlen und andere Kleinigkeiten einen großen Schiffsanker einzutauschen, welchen Bougainville zurückgelassen hatte und dessen Cook nun bedurfte, um daraus durch den Schiffschmied Aerte verfertigen zu lassen, deren er zum Tauschverkehr mit den Wilden bedurfte und wovon ihm sein Vorrat auf die Neige zu gehen drohte.

Hiermit ging der Aufenthalt auf diesen gastlichen Inseln zu Ende und nur mit Wehmut schieden Cook und seine Begleiter von diesem kleinen Inselparadiese, um nun die Fahrt nach Norden anzutreten, nachdem man siebenzehn Monate von England entfernt war und den größten Teil dieser Zeit auf der südlichen Erdhälfte verbracht hatte. Da man aber nun einem anderen Klima und anderen Verhältnissen entgegenging und diesen genaue Rechnung tragen mußte, wenn die Mannschaft gesund und arbeitskräftig bleiben und das Unternehmen gelingen sollte, so ließ Cook zunächst sämtliche Vorräte der beiden Schiffe genau aufnehmen, um einen sicheren Ueberblick über dieselben und ihre Dauer zu gewinnen.

Nach glücklicher Fahrt entdeckte man am Weihnachts-Vorabende eine unbewohnte, niedrige, ringförmige Koralleninsel mit einer Lagune in der Mitte und nannte sie Weihnachtsinsel. Sie war öde bis auf einige Kokospalmen, aber ihre Gewässer waren reich an Fischen und Schildkröten, von welchen letzteren die Mannschaft beider Schiffe binnen acht Tagen 300 Stück von je 80 bis 100 Pfund Gewicht fingen, welche eine vortreffliche frische Kost lieferten. Man blieb hier, um am 30. Dezember eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, und pflanzte die im Keimen begriffenen Kokosnüsse und Yamswurzeln aus dem Schiffsvorrat hier aus, damit sie den künftigen hier landenden Seefahrern zu Gute kommen möchten.

Am 1. Januar 1778 stachen beide Schiffe wieder in See und erreichten nach siebenztägiger Fahrt eine noch unbekannte Inselgruppe, nämlich die Gruppe der Hawaii-Inseln, welche aus vier größeren (Hawaii, Maui, Oahu und Kauai), vier mittleren und fünf ganz kleinen bestehen und denen Cook nun, zu Ehren des ersten Lords der Admiralität, den Namen Sandwichs-Inseln beilegte, welchen sie noch heute führen. Sobald man sich der ersten Insel näherte, ergab sich dieselbe als bewohnt, denn man sah Leute am Strande, und bald kamen mehrere Kähne heran, jeder von drei bis sechs kräftigen braunen Männern von mittlerer Größe gerudert. Man rief sie auf Tahitisch an und hatte die Freude zu bemerken, daß

sie diese Sprache verstanden; sie näherten sich ohne Furcht, waren aber nicht zu bewegen, an Bord zu kommen. Ihre Gesichter zeigten mehr europäischen Schnitt, ihr Gebahren war sanft, und sie führten auch keine Waffen außer Steinen, welche sie jedoch bald über Bord warfen, als sie sahen, daß sie dieselben nicht bedurften.

Cook ließ an der Südoßseite der nächstliegenden größeren Insel vor Anker gehen, woselbst bald ebenfalls Kähne mit Eingeborenen herankamen und letztere sich leicht bewegen ließen, an Bord zu kommen. Hier versetzte sie alles, was sie sahen, in die größte Verwunderung und Verwirrung, so daß ihre unstätten Blicke gar keinen Ruhepunkt fanden. Spiegel, Glasperlen und andere Spielereien hatten keinen Reiz für diese Wilden, die mit dem Nutzen des Eisens für Schneid- und Bohrwerkzeuge schon vertraut erschienen, dagegen auf Beile, Messer und Nägel einen großen Wert zu legen schienen. Sie betrugten sich zwar im ganzen anständig und zurückhaltend, verrieten aber denselben Hang zur Dieberei und zur Aneignung alles dessen, was ihre Habgier reizte, gleich den Bewohnern der anderen Südsee-Inseln, und man mußte ihnen die gestohlenen Gegenstände mit Gewalt hinwegnehmen. Nur die strengste Beaufsichtigung bewirkte, daß sie ihren Diebeshang einigermaßen zügelten.

Cook landete mit drei bewaffneten Booten, um mit den Eingeborenen zu verkehren, und fand mehrere hundert derselben am Strande versammelt, welche sich bei seinem Anblick wie in abgöttischer Verehrung auf den Boden nieder warfen und erst wieder aufstanden, als er ihnen zuwinkte. Sie brachten ihm viele kleine Schweine und Haufen von Bananen zum Geschenk, und schienen erfreut, daß er sie seiner friedlichen Absichten versicherte, wiesen ihm sogleich eine passende Stelle zum Wasserfassen an und leisteten freiwillig und dienstfertig den Matrosen dabei Hülfe, mit denen sie zugleich einen lebhaften Tauschhandel in Schweinen und Bataten um Nägel, Meißel und andere Eisenwaaren unterhielten.

Leider aber machte sich bald unter den Fremdlingen die echt britische Brutalität wieder geltend, indem einer der Eingeborenen bei dem bloßen Versuch, die zum Wassereinnehmen ausgesandte Bootsmannschaft zu bestehlen und ein Ruder oder eine Musketen mitzunehmen, von den Matrosen kurzer Hand erschossen wurde, welche den Vorfall überdies vor Cook so lange geheim hielten — wohl der beste Beweis, daß sie sich nicht in

ihrem Rechte fühlten — bis die Schiffe längst wieder in See waren.

Die Bewohner der Sandwichs-Inseln erschienen im ganzen als eine gutmütige und zuthunliche Race, welche sich in Sitten und Bräuchen, in Sprache und anderen Neußerlichkeiten nicht wesentlich von den Eingeborenen der übrigen Inselgruppen der Südsee unterschied, zwar wenig Merkwürdiges und Interessantes hatte, aber sowohl durch ihr rühriges, anstelliges und dienstfertiges Wesen, sowie durch ihre Ehrlichkeit im Handel und Wandel und eine seltene Kunstfertigkeit sich doch von den trägeren Bewohnern der südlicheren Inselgruppen unterschied. Auch die Sandwichs-Inulaner hatten ihre geheiligten (Tabu) Verlichkeiten, ihre unter den Schutz der Öffentlichkeit gestellten Morai oder Begräbnisplätze in Gestalt von Obeliskten und Pyramiden bis zu 16 Meter Höhe, welche beinahe bei jedem Dorfe zu treffen und meist auf weithin sichtbaren Punkten errichtet waren.

Selbst ihre Diebesgelüste waren nicht unverbesserlich, denn sie unterließen ihre kleinen Diebstähle, sobald sie sahen, daß sie dieselben nicht ungestraft verüben konnten und sich dadurch das Mißfallen der Bestohlenen zuzogen. Schon Cook war überzeugt, daß die Sandwichs-Inulaner ungemein leicht für die Kultur gewonnen und zivilisiert werden könnten, und die spätere rasche Kultur-Entwicklung auf diesen Inseln unter Kamehameha und dessen Nachfolgern hat die Prophezeiung vollkommen bestätigt.

Die Geschicklichkeit und der Kunstfleiß dieser Eingeborenen offenbart sich zunächst an ihren Festkleidern, nämlich einer helmartigen Mütze und einem kurzen Mantel aus Federschmuck, welche ebenso schön gearbeitet wie kleidsam waren und die Aufmerksamkeit der Engländer in ganz besonderem Grade erregten. Der Mantel, vom Schnitt und Umfang eines kurzen Radmantels oder Kragens, wie ihn die Damen tragen, bestand aus einem geknüpften oder gestrickten Netzwerk von Schnur, welches mit den schönsten gelben Federn so dicht benäht war, daß die Oberfläche dem reichsten dichtesten Sammet glich. Die Mütze war eine helmförmige Haube und bestand aus einem Gestell von biegsamen Holzstäbchen als Unterlage für ein Netzwerk, auf welchem ganz in ähnlicher Weise wie an dem Mantel kleine Federn sehr dicht angeheftet waren, jedoch weniger bunt; die Haube hatte Ausschnitte für die Ohren und einen breiten Kamm oder Raupe, der vom Nacken bis über den Scheitel herauflief. In diesen ebenso zierlichen wie kleidsamen

Festgewändern stolzierten die Vornehmen der Insel bei besondern Gelegenheiten umher und hielten dieselben so hoch in Achtung, als es ihre mühevollen Herstellung verdiente. Eine bedenkliche Schattenseite dieser Eingeborenen aber war, daß sie nach ihrem eigenen Geständnis noch Menschenfresser waren und gelegentlich sich an Menschenfleisch, namentlich demjenigen ihrer erschlagenen Feinde, gütlich thaten. Sie halten dies jedoch so sehr für eine ganz natürliche Sache, daß sie auch die Europäer für Menschenfresser hielten und anfangs nur darum nicht an Bord der Schiffe kommen wollten, weil sie von den Weißen gefressen zu werden fürchteten.

Die beiden Schiffe besuchten mehrere dieser Inseln und tauschten von deren Bewohnern Schweine, Yamswurzeln, Bataten und schön geflochtene Matten ein. Alle diese Inseln waren mehr oder weniger fruchtbar, der Boden von vulkanischem Ursprung und zuweilen steinig und mager und deshalb noch nicht angebaut, sondern noch in vollkommenem Urzustande und nur mit Gebüsch und niedrigen Gewächsen bedeckt, von denen aber manche äußerst farbenglühende und wohlriechende Blüten trugen. Wo aber der Boden fruchtbar und mit dem üppigen Pflanzenwuchse eines von Feuchtigkeit und Sonnenwärme gleich sehr begünstigten tropischen Klimas bedeckt war, da sah man auch die Bewohner bemüht, denselben anzubauen und ihm den möglichst reichen Ertrag abzugewinnen. Das Klima erschien sehr gesund, denn die Hitze war trotzdem, daß Cooks Besuch in die Sommermonate fiel, nicht lästig, weil sie durch die Seewinde gemildert wurde.

Cook ließ auf mehreren der Inseln Ziegen und europäische Schweine sowie Sämereien aller Art zurück, deren zweckmäßige Pflege und Verwendung er den Häuptlingen anempfahl. Die Bewohner dieser Inseln stimmten in Aussehen, Sprache, Sitten und Lebensweise genau überein. Sie standen nach Dörfern oder Bezirken unter der Herrschaft von Häuptlingen, welche einem alten Erbadel anzugehören und wieder in einer Art Lehensverband gegen einzelne mächtigere Fürsten zu stehen schienen. Sie waren ein schöner, mittelgroßer, kräftiger Menschengeschlag von rufbrauner Farbe, mit wohlgebildeten, breiten, rundlichen Gesichtern, welche bei den nur um wenig zarteren Frauen beinahe rund waren. Die Frauen waren daher mehr anmutig als schön, und nahmen den Männern gegenüber eine untergeordnete Stellung ein, so daß sie nicht einmal mit denselben zusammen essen durften. Beide Geschlechter besaßen eine ungemeine Gewandtheit in allen körperlichen

Uebungen und waren namentlich äußerst geschickte, kühne und ausdauernde Schwimmer, welche die heftigste Brandung nicht scheuten, so daß man, wenn die Brandung sehr hoch ging und sie in ihren Rähnen nicht landen konnten, Weiber mit den Säuglingen an der Brust ins Wasser springen und ohne allen Nachtheil für die Kinder durch die wildeste Brandung an die Küste schwimmen sah.

Es erschien überhaupt als ihr Hauptvergnügen, sich schwimmend oder im Rahne in der starken Brandung herumzutummeln, wie sie sich in den Oeffnungen und Einfahrten der Felsenriffe und an den Mündungen der Buchten geltend macht. Männer wie Weiber wagten sich schwimmend oder im Rahne bis zu der Stelle hinaus, wo die langen Wogen vom Ocean heranrollen, ließen sich von der Woge emportragen und jubelnd nach dem Strande spülen, wo sie dann ihren Rahn ausschöpften und aufs neue wieder hinausruderten, um sich von der nächsten Woge wieder hereintragen zu lassen. Dabei waren diese Insulaner heiter, offen, gesellig, friedfertig unter einander und anschließend und zuvorkommend gegen die Engländer. Im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit und Stumpfheit, womit die Bewohner anderer Inselgruppen der Südsee und der uncivilisirten Völker überhaupt sonst ihre Weiber und Kinder behandeln, legten die Sandwichs-Insulaner eine unverhohlene Zärtlichkeit gegen ihre Familien, und die Weiber eine innige Liebe zu ihren Kindern an den Tag.

Diese Leute leben in Dörfern beisammen, deren Häuser weit auseinander und ohne alle Ordnung zerstreut liegen und sehr reinlich gehalten sind. Die friedlichen Zustände dieser Inseln gaben sich aber gerade in diesem weitverstreuten und zerstreuten Auseinanderwohnen der Eingeborenen und der Abwesenheit jeglicher Spur von Befestigung und jeder Vorsehrung zur Verteidigung kund, im schnurgeraden Gegensatz zu Neuseeland, wo jedes Dorf seine Verpfählung und burgartige Befestigung hat, um gegen die Ueberfälle von Nachbarstämmen geschützt zu sein. Die Häuser waren zwar von verschiedener Größe — die einen bloße kleine Hütten, die andern 10 bis 15 Meter lang und 6 bis 10 Meter breit — aber von gleicher Bauart. Sie bestanden nämlich zumeist aus einem Gerüst von dünnen, in regelmäßigen Zwischenräumen angebrachten Stangen, welche an den Seiten mit Matten behangen oder durch Flechtwerk verbunden und am Dache mit langem Gras gut gedeckt waren. Eine längliche niedere Oeffnung am Ende oder an der Seite, durch welche man nur tiefgebückt eintreten

konnte, vertrat die Stelle von Thür und Fenster zugleich, und mochte eine zu dem warmen Klima unpassende und ungesunde Wohnung abgeben. Der Boden in den Hütten war meist mit Matten belegt, und Matten über Haufen trockenen Grases vertraten auch die Stelle der Betten. Das Innere der Hütten wurde abends künstlich beleuchtet, indem die Bewohner die sehr ölhaltigen Kukui-Nüsse (von *Aleurites trilola*) anstatt der Kerzen brannten.

Die Hauptnahrung der Sandwichs-Inulaner bestand in Pflanzenstoffen, obwohl es ihnen bei ihrem Ueberfluß an zahmen Schweinen, welche sich um die Häuser herumtrieben, und bei dem ungeheuren Reichthum der Gewässer dieser Inseln an den schönsten Fischen, Schildkröten, Krustern und Weichtieren, und bei der großen Geschicklichkeit und Gewandtheit der Eingeborenen im Fischfang mit Netzen und Angeln niemals an tierischer Kost fehlen konnte. Ihre Schweine und Fische braten sie in Gruben mit heißen Steinen ganz nach Art der Tahitier. Auch die Knollgewächse, namentlich die handförmigen Knollen oder Wurzeln der Yamspflanze, *Dioscorea sativa*, und andere Pflanzenstoffe, bereiteten sie durch Baden zwischen erhitzten Steinen in ähnlicher Weise zu, wie die Tahitier.

In den Handarbeiten dieser Inulaner beiderlei Geschlechts gab sich ein hoher Grad von Scharfsinn, Geschicklichkeit und Ausdauer kund. Sie verfertigten aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes eine Menge schöner Zeuge, wahrscheinlich auf dieselbe Weise, in welcher dies auf den Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln geschieht, nur mit mehr Geschmack in der Zeichnung und größerer Geschicklichkeit in der Färbung dieser Zeuge, welche der hauptsächlichste Gegenstand ihres Gewerbflusses waren. Nicht minder schön und dauerhaft waren die von ihnen verfertigten starken weißen Matten, welche sie auf der einen Seite mit roten Streifen und allerhand hübschen Figuren und Mustern zu verzieren verstanden.

Ihre Gefäße aus Kürbischalen (welche sie durch Räuchern härten) verzierten sie recht hübsch mit wellenförmigen Streifen, Dreiecken, Räandern und sonstigen Mustern in schwarzer Farbe ganz in derselben Weise, wie dies auch bei den Neuseeländern üblich ist. Besonders schön und zierlich gearbeitet und von unendlicher Geduld zeugend waren ihre hölzernen Näpfe, Schüsseln und Trinkschalen aus dem Holze des Isua-baumes (*Cordia subcordata*), so genau rund und symmetrisch und mit Rinnen und Kurven versehen, als wenn man sie auf einer Drehbank hergestellt und poliert hätte, und doch waren

sie alle aus der Hand mit Messern, harten Steinen und Knochen verfertigt.

Zu ihren zierlichsten und sorgfältigsten Arbeiten aber gehörten ihre, theils aus Perlmutter, theils aus Knochen oder sehr harten Fischgräten hergestellten Angelhaken bis zu fünf Centimetern Länge, welche an gefälliger Form und Politur von keinem europäischen Künstler hätten übertroffen werden können.

Die einzigen eisernen Werkzeuge oder Geräte aber, welche die Insulaner vor Cooks Ankunft besaßen, waren ein Stück von einem eisernen Reif, in einen hölzernen Handgriff eingepaßt, welches als Messer, und die abgebrochene Spitze eines Säbels, welche als Schnitzmesser diente. Von beiden konnte jedoch nicht ermittelt werden, wie sie in den Besitz dieser Insulaner gekommen waren, deren Axten, Hacken und Beile aus Stein und deren Meißel, Messer u. s. w. aus Knochen (und zwar meist aus Menschenknochen) verfertigt waren.

Für die Stammesgemeinschaft der Sandwichs-Insulaner mit den Bewohnern der südlichen Inselgruppen der Marquesas-, Gesellschafts-, Freundschafts-, Hervey-Inseln u. s. w., sprach nebst vielem anderen auch der Umstand, daß sie sich desselben berauschenden Getränkes aus der Wurzel des Kawa- oder Kausch-Pfeffers, *Piper methysticum*, bedienen. Dieses Getränk wird auf allen diesen Inseln in gleich unappetitlicher Weise bereitet, indem die in Stücke zerschnittene Wurzel von Personen beiderlei Geschlechts gekaut, dann auf ein Bananenblatt oder in einen Klapf gespuckt und in einer hölzernen Schüssel mit Wasser verdünnt einer leichten Gährung überlassen wird. Diese gährende Flüssigkeit, *Ava* genannt, hat einen abscheulichen, für europäische Gassen unaussprechlichen Geschmack, über welchem selbst die Eingeborenen das Gesicht verziehen, und übt eine betäubende Wirkung wie das Opium, darf aber bei keinem Gelage fehlen. Ihr Genuß hinterläßt als Nachwehen heftigen Kopfschmerz, bei allzu häufigem oder reichlichem Genuß sogar einen häßlichen Hautausschlag, eine allgemeine Abmagerung des Körpers und Auszehrung, war aber doch so allgemein verbreitet, wie etwa in Süddeutschland das Branntweintrinken und ward zu einer Leidenschaft, welcher nur wenige wieder zu entsagen vermögen.

Die Insel Atui, welche Cook zuerst besuchte, soll zwar unter mehreren Häuptlingen stehen, allein Cook hatte nur einen derselben von einigem Ansehen kennen gelernt, und erst als die „Resolution“ schon die Insel verlassen hatte, kam noch

ein anderer namens Tamahano zum Vorschein, und stattete dem Kapitän Clerke an Bord der zurückgebliebenen „Discovery“ in Begleitung seines jungen Weibes einen Besuch ab, und beschenkte denselben mit einer prächtig gearbeiteten großen hölzernen Schüssel mit schönen Schnitzereien und feiner Politur.

Nachdem sich beide Schiffe mit frischem Proviant an Schweinen, Hühnern, Yamswurzeln, Bataten, Brotfrüchten und vielen Bananen für einige Wochen auf diesen Inseln versehen hatten, ging Cook mit der „Resolution“ zu Anfang Februars wieder in See, und die „Discovery“ folgte ihm zwei Tage später.

Man steuerte gen Nordost und erreichte am 7. März die lang ersehnte Westküste von Nordamerika an jenem Striche, welcher damals „Neu-Albion“ hieß, unter welchem Namen man den ganzen Küstenstrich am Stillen Ocean von Kalifornien aufwärts bis zum ehemaligen russischen Nordamerika begriff. Das Land erschien vom Meere aus von bedeutender Erhebung und dichter Bewaldung, denn Hügel und Thäler erstreckten sich ganz an der Küste hin im buntesten Wechsel, und nach dem Innern zu erschienen noch bedeutendere Höhenzüge im duftigen Blau der Ferne; man rechnete dieses Gebiet, welches aber damals noch unerforscht und nahezu unbekannt war, zu den britischen Besitzungen von Nordamerika.

Der Punkt, wo Cook zuerst dieser Küste ansichtig wurde, lag unter 44° 33' nördl. Br., in der Gegend des heutigen Umpqua-Hafens. Beide Schiffe segelten nun der Küste entlang nordnordwestlich bis zu 49° 29' nördl. Breite und gingen dann in einer kleinen Bucht vor Anker, wo, wie sich bald ergab, die Küste bewohnt war, denn es kamen bald einige kupferfarbige Indianer in rohen Kähnen an die Schiffe herangefahren und brachten rohe Pelze und Felle von Bären, Hirschen, Wölfen, Füchsen u. s. w., sowie Kleider aus solchen zum Tausch, ferner menschliche Schädel und Hände, welche sammt den Fleischtheilen geräuchert oder am Feuer getrocknet und dadurch haltbar gemacht worden zu sein schienen und einen höchst sonderbaren Handelsartikel bildeten.

Auch noch andere Tauschwaren brachten sie, wie Zeuge aus den Fasern einer hanfähnlichen Pflanze oder eines Baumbafts, Waffen wie Bogen, Pfeile, Speere und Keulen, Angeln und andere Geräte zum Fischen, hölzerne Gesichtsmasken von mannigfacher fadenhafter Gestalt, Matten und teppichfarbige Stoffe aus Wolle und Tierhaar, Beutel mit rotem Ocker,

Zierraten von hübscher Holzschneiderei, Glasperlen, Muscheln, dünnen Stüchchen Eisen oder Kupfer in Hufeisengestalt, wie sie selber sie im Nasenknorpel trugen, und Eisenstücke in Form von Messern, Meißeln und anderen Werkzeugen in hölzerne und hirschhornene Griffe eingepaßt.

Diese Rothhäute kannten den Gebrauch und Wert des Eisens und anderer Metalle, was zu beweisen schien, daß die Stämme dieser Küste entweder schon von civilisirten Völkern besucht worden waren oder mit Stämmen im Innern in Verbindung standen, die ihrerseits wieder in Handelsbeziehungen zu civilisirten Völkern standen. Glasperlen hatten als Tauschwaare in den Augen dieser Indianer nur einen sehr geringen, Tuch und Zeuge gar keinen Wert, aber desto beifester nahmen sie gegen ihre Waren in Tausch Messer, Beile, Meißel, Nägel, Stücke Eisen und Blech sowie andere Metalle in jeder Form, Spiegel, Knöpfe u. dgl.

Die Bewohner dieser Küste benahmen sich friedlich, offen und ohne Mißtrauen oder Furcht gegen die Engländer, kamen furchtlos an Bord der Schiffe, mengten sich unbesangen unter das Schiffsvolk und waren neugierig, geschwätzig, obwohl man sie nicht verstehen konnte, und sehr darauf erpicht, sich durch Zeichensprache mit den Fremden zu unterhalten. Sie waren aber ebenso leidenschaftliche Diebe wie die Südsee-Insulaner und sogar noch gefährlicher als diese, weil sie eiserne Schneidewerkzeuge besaßen und mit diesen leicht einen Haken von einer Falze oder ein Eisenstück von irgend einem Tau abschneiden konnten, sobald sie sich unbeachtet wähnten. Die Diebe wurden jedoch, wenn man einen Gegenstand vermißte, in der Regel schnell ermittelt, weil sie sich gegenseitig verrieten, sobald die Sache untersucht wurde; allein die Diebe gaben ihre Beute dann so ungern heraus, daß man sie ihnen häufig nur mit Gewalt wieder entreißen konnte. Dabei waren sie gute Geschäftleute und stets auf ihren Vorteil erpicht, so daß sie sogar für das Gras, das Holz und andere Vorräte, welche die Schiffe an ihrer Küste einnahmen, Entschädigung verlangten und auch erhielten, weil Cook zur Vermeidung von Streitigkeiten und um der Erhaltung des Friedens willen ihnen selbst die unverschämten Forderungen bewilligte.

Beide Schiffe bedurften dringend einer Ausbesserung, und Cook sah sich daher hierdurch und durch die vorherrschende ungünstige Witterung zu einem längern Aufenthalt an diesem Punkte der Küste gezwungen. Die vermeintliche Bucht, in welcher die Schiffe vor Anker gegangen waren, erwies sich

jedoch als eine Meerenge, welche von Cook den Namen „Königs-Georgs-Sund“ bekam, obwohl derselbe schon einen Namen hatte und bei den Eingeborenen Nutka-Sund hieß, welcher Namen ihm denn auch geblieben und auf den meisten Landkarten verzeichnet ist.

Als um die Mitte April günstigere Witterung eintrat und Cook eine Wanderung am Lande antreten konnte, fand er an der Westspitze, welche die Einfahrt der Bucht begrenzte, ein großes Dorf dieser Indianer, wo er freundlich aufgenommen ward und die Weiber mit dem Flechten von Matten, mit dem Ausweiden, Einpöfeln und Dörren von Fischen und anderen Verrichtungen emsig beschäftigt sah. Als er einige Meilen weit ins Innere eindrang, ward Cook in seiner Vermutung bestätigt, daß er sich nicht am Festlande, sondern auf einer Insel befinde, welche von dem eigentlichen Festland durch eine breite, mit verschiedenen kleineren Inseln besetzte Meerenge getrennt sei. Der Nutka-Sund ist auch in Wirklichkeit nur eine große Bucht an der Westseite von Quadra oder Vancouver's-Insel, welche gewissermaßen nur ein langer, vom Festland losgerissener Streifen der Küstenkette und von ersteren durch den Georgiagolf im Osten und den Juan de Juca-Sund im Süden geschieden ist.

Das Verdienst der ersten Entdeckung dieser Insel, deren Bewohner ein Zweig der Familie der nordamerikanischen Indianer sind (die sogen. Watsich-Nation), gebührt jedoch Cook nicht, denn die Insel war schon 1774 durch die Spanier Juan Perez und Martinez und 1775 durch Quadra besucht worden, welcher ihr seinen Namen gegeben hat; allein Cook ermittelte doch zuerst, daß sie eine Insel war, wenn ihm auch der Mangel an Zeit nicht gestattete, sie näher zu untersuchen, (und so wurde sie erst 1792 von dem britischen Kapitän Vancouver ganz umschifft, welcher dabei mit dem zu gleichem Zwecke ausgesandten spanischen Kapitän Dionisio Galiano zusammentraf).

Cook fand das Klima der Insel ganz angenehm und demjenigen von England ähnlich. Die dem Stillen Ocean zugekehrte Westküste wird von verschiedenen Sunden und Fjorden eingeschnitten, welche tief in die durchgehends hohen, steilen Felsenklippen einschneiden und einige vorzügliche natürliche Häfen bilden, von denen außer dem schon genannten Nutka- noch besonders der Quatsino- und der Barclay-Sund zu erwähnen sind. Der mittelhohe Küstenstrich bildet eine Art Hochebene und steigt dann innerhalb der Sund allmählich überall zu steilen Bergen mit runden Kuppen an, deren höchste

Gipfel Meereshöhe von 1600 bis 2271 Meter erreichen. Die Bewaldung besteht vorzugsweise aus Nadelholz, insbesondere aus verschiedenen Kiefern-, Fichten- und Juniperus- (Wachholder-) Arten, weißen Cypressen (*Cupressus thujoides*) und anderen Nadelhölzern.

Von den einheimischen Tieren kamen den Engländern während ihres Aufenthalts an der Bucht nur einige Marder, Eichhörnchen und Waschbären in lebendem Zustande zu Gesicht; aber aus den von den Eingeborenen ertauschten Fellen und Pelzkleidern ersah man, daß die Insel außerdem auch schwarze Bären, Biber, mehrere Arten von Wölfen, Füchsen und Giraschen (unter letzteren namentlich den *Wapiti*, *Cervus canadensis*, den größten Edelhirsch oder Elk), sowie Biber, Fichtenmarder, Hermeline und verschiedene Arten von Eichhörnchen beherbergen mußte.

Dagegen hatten die Bewohner der Insel damals noch gar keine Haustiere, nicht einmal Hunde, geschweige denn Schweine oder Ziegen und Schafe. Das Meer an den Küsten und in den Fjorden zeigte eine reiche Tierwelt: Walfische und andere Wale, Meeresschweine, Delphine, verschiedene Robbenarten, auch die Seeotter, deren prachtvolles kostbares Pelzwerk damals in Europa noch gar nicht bekannt war; von Fischen dagegen war nur wenige Arten, aber diese und die Hummern in ungemeiner Menge, namentlich um die Zeit, wo die Massen von Wanderfischen aus dem Ocean des Laichens wegen nach der Küste kamen.

Die Landvögel waren damals in den Wäldern nicht sehr zahlreich vertreten und durch die schonungslose Nachstellung von Seiten der Eingeborenen theils selten, theils scheu gemacht. Um so zahlreicher und mannigfaltiger dagegen waren die Strand- und Meeresvögel an der Küste: die verschiedensten Arten von Enten, Tauchern, Steihsfüßen, Möven, Lummern u. s. w., sowie auch wilde Schwäne und Gänse, auf welche die Eingeborenen emsig Jagd machten.

Die Bewohner der Insel waren ein kräftiger, sehniger, wenn auch nicht gerade muskulöser Menschenschlag von mittlerer Größe und einer hellkupferroten Hautfarbe, mit reichlichem, schwarzem, straffem und grobem Haar, welches bei beiden Geschlechtern weit über die Schultern herunterhängt. Die runden und teilweise sogar breiten Gesichter waren nicht eben von zierlichem Schnitt, denn sie hatten hervorstehende Backenknochen, eine eingedrückte niedrige Stirn und platte Nase, kleine nichtsagende und ausdruckslose schwarze Augen,

einen runden Mund mit breiten, dicken Lippen und starken Gebissen voll guter, regelmäßiger Zähne.

Zum Mangel an Ausdruck und Ebenmaß in den Gesichtern trugen namentlich die dünnen, schmalen und oft kaum wahrnehmbaren Augenbrauen bei. Die Weiber stimmten an Größe, Gesichtsfarbe und Statur so sehr mit den Männern überein, daß sie oft von denselben kaum zu unterscheiden waren, zumal die Männer — der Raceneigentümlichkeit der nordamerikanischen Indianer gemäß — durchaus nicht die leiseste Spur von Bart haben.

Die gewöhnliche Tracht der Weiber war ein weiter Rock von selbstgewobenem linnenartigen Zeuge, der am obern Rande mit einem Pelzstreifen besetzt war und unten in Franzen oder Quasten endigte; dieser Rock ward mit einer Zugschnur um den Hals befestigt und reichte bis unter das Knie, und über denselben trugen sie noch meistens einen kürzeren Mantel von ähnlichem Schnitt und Stoff, dessen unterer Rand ebenfalls ausgefranst war. Der untere Rock war beiden Geschlechtern gemeinsam, nur trugen die Männer statt des kurzen Mantels gewöhnlich ein Tierfell oder einen kurzen Mantel von Bären-, Wolfs- oder Seeotterpelz mit der Haarseite nach außen um die Schultern geschlagen.

Die Tracht wäre kleidsam und sogar zierlich zu nennen gewesen, wenn sie nur reinlich gehalten worden wäre. Allein, da diese Indianer, um sich gegen Ungeziefer und die Unbilden der Witterung zu schützen, die Gewohnheit haben, den ganzen Körper mit einer Salbe aus Thran und roter Thonerde einzuschmierem, so bekommen ihre Kleider dadurch ein höchst ekelhaftes Aussehen und sie selber verbreiten einen unerträglichen Gestank.

Die Eitelkeit quälte auch diese Wilden und veranlaßte sie zu den thörichtsten Arten der Ausschmückung ihres Körpers, wie sie jedoch mehr oder weniger unter allen Stämmen der nordamerikanischen kupferroten Race üblich sind: sie durchbohrten nämlich die Ohren, die Nasenwände und den Nasenknorpel mit verschiedenen Löchern und trugen in denselben kleine Muscheln, Federkiele, Knochenstückchen, Ringe und Stäbchen von Kupfer, Eisen oder Messing, Bündel von Tierhaaren, wollene Quasten und andere Gegenstände, welche in ihren Augen sehr geschmackvolle Zierraten waren.

Auch Versuche von Tättowierung kamen bei einzelnen vor. Die auffallendste und bizarrste Sitte aber war der Brauch, zuweilen aus Holz geschnitzte Larven oder Masken vor dem

Gesicht oder auf der Stirne zu tragen, welche theils menschliche Gesichter mit Haaren, Augenbrauen und Bärten, theils Tier- und Vogelphygnomien von Ablern, Bären, Wölfen, Delphinen, Giraffen etc., theils aber auch groteske Zerrbilder darstellten. Die Vorliebe für diese Vermummung scheint so allgemein zu sein, daß Cook einen dieser Indianer in Ermangelung einer andern Maske einen blechernen Kessel aufsetzen sah, welchen derselbe von den Engländern eingetauscht hatte. Derselbe Brauch ist — wenn auch nur teilweise und in Spuren — bei anderen östlicheren Indianerstämmen vorhanden und sein Ursprung unbekannt.

Der Gebrauch, menschliche Köpfe und Glieder in getrocknetem oder geräuchertem Zustande zum Verkauf zu bringen, ist mit dem gutmütigen Charakter dieser Indianer scheinbar unverträglich; allein die einzelnen Stämme dieser Eingeborenen von Vancouver's-Insel: die Quacoll, Macam, Cowichin, Tschaltane und wie sie sonst heißen, liegen mit einander in steten Fehden und reiben sich gegenseitig auf, wenn sie auch mit den Europäern auf friedlichem Fuß leben und deren Ueberlegenheit fürchten.

Dies ist durch spätere Beobachtungen ermittelt worden, und man weiß seitdem, daß jene geräucherten Köpfe, Arme und Hände Trophäen sind, welche sie von den erschlagenen Feinden mitnahmen. Dieser Sitte liegt ohne Zweifel dieselbe Anschauung zu Grunde, welche die anderen Indianerstämme veranlaßt, die behaarte Kopfhaut eines erschlagenen Feindes herunterzuschneiden und mitzunehmen — nämlich einerseits die Absicht, sich ein größeres Zeugnis der eigenen persönlichen Tapferkeit zu verschaffen, und andererseits der Glaube, durch diese Verstümmelung den Gegner desto sicherer und gänzlicher zu vernichten, denn mit der Ahnung der Indianer von einem Leben nach dem Tode in den sogenannten „glücklichen Jagdgründen“ paart sich der Glaube, daß derjenige Krieger, dessen Leiche des Skalps (d. h. der behaarten Kopfhaut oder Kopfschwarte) oder eines Gliedes beraubt worden sei, nicht in jenen Schauplatz eines anderen Lebens nach dem Tode gelangen werde.

Aus diesem Grunde pflegen die roten Indianer die Leichen ihrer weißen Feinde nicht nur zu skalpieren, sondern auch auf eine rohe Weise zu verstümmeln, die Verwundeten und Toten ihres eigenen Stammes aber unter den größten Gefahren und mit dem höchsten Opfermuth womöglich zu retten, um sie

vor dem Schicksal der Skalpierung und Verstümmelung zu bewahren.

Der Versuch, diesen Brauch der Watsich-Nation dahin zu deuten, daß dieselben zur Zeit von Cooks Besuch dem Kannibalismus gehuldigt und die Köpfe, Hände u. nur geräuchert habe, um sie später zu verspeisen oder als Lederbissen zu verkaufen, ist ein gänzlich mißlungener, denn die getrockneten Köpfe und Hände waren so hart wie Mumien, und die Indianer würden, wenn sie sich Menschenfleisch auf diese Weise als besondere Lederbissen aufbewahren wollten, hierzu jedenfalls die muskulösesten und fettreichsten Körperteile ausgewählt haben.

Für Kannibalen aber waren jene Indianer vom Nutka-Sund zu gutmütig und sanft und im allgemeinen von zu milden Sitten. Im gereizten Zustande konnten sie allerdings heftig aufwallen, wie die meisten Naturmenschen, aber auch ebenso leicht wieder beschwichtigt werden. Ihre Behausungen unterschieden sich darin von den bienentorb- oder segelförmigen Hütten oder Wigwams anderer östlicherer Indianerstämme, daß sie nicht beweglich waren, wie Nomadenwohnungen zu sein pflegen, sondern ein für allemal stehen blieben und die Gestalt europäischer Häuser und sogar Straßen einigermaßen nachahmten. Sie standen in der Regel in dreifachen Zeilen oder Reihen beisammen, jedoch in unregelmäßigen Zwischenräumen.

Jedes Haus war ein mehr oder weniger genau rechtwinkeliges Viereck oder Parallelogramm aus Balken, Pfosten und Spältern, an der Rückseite immer höher als an der Front, so daß das Dach ein sogenanntes Kultdach von Spältern bildete, welche jedoch zum Teil nicht befestigt, sondern nur lose aufgelegt waren und hinweggenommen werden konnten, um den Rauch hinaus und Licht und Luft herein zu lassen. Die Vorderseite dieser Hütten war ungefähr zwei Meter hoch; an den Wänden waren unregelmäßige Löcher angebracht, welche bei schlechtem Wetter mit Matten verhängt wurden wie die Thür. Das Hausgeräthe bestand aus den Waffen, Fischereigeräthen, aus Körben, aus Säcken von Matten, welche zur Aufbewahrung ihrer Lebensmittel dienten, aus viereckigen oder länglichen Eimern von Holz zur Aufbewahrung von Wasser und anderen Dingen, aus kleinen, etwa 0,50 Meter langen flachen Trögen, welche statt der Schüsseln und Platten zum Auftragen der Speisen dienten, und aus runden Bechern, Näpfen und Schüsseln von Holz. Den Stolz des Hausvaters

aber bildete eine Anzahl Kisten und Läden von verschiedener Größe, welche zur Aufbewahrung der Felle, Kleider, Larven und wertvolleren Besitztümer dienten und in den Ecken oder an den Seitenwänden des Innenraumes der Hütte aufeinander gestapelt wurden und nach deren Menge sich der Wohlstand des Besitzers berechnete (ein Brauch, welcher sich auch bei den braunen Eingeborenen am Gabun und Camerun im tropischen Westafrika findet). Die Stelle von Betten und Decken vertraten Haufen von Fichtenzweigen oder dürrern Gras mit darüber gebreiteten Fellen. Allein Ordnung und Reinlichkeit waren in diesen Behausungen nicht zu finden.

Die Männer befaßten sich beinahe ausschließlich nur mit Jagd und Fischfang, gelegentlich auch mit Krieg und Fehden der Männer unter einander; ihre Waffen bestanden in Speeren, Bogen und Pfeilen, Schleudern, kurzen Keulen oder Todschlägern aus Knochen und in einem kurzen Handbeil, welches dem Tomahawf der heutigen Indianer nicht unähnlich war. Aus der Mannigfaltigkeit und Gefährlichkeit dieser Waffen geht schon hervor, daß die Indianer der Vancouver's-Insel ein kriegerisches Volk waren und ihre Kämpfe meist im Handgemenge und Einzelkämpfe entschieden.

Sie waren auch vortreffliche Fischer und Ruderer und sehr erfahren im Bau von einfachen aber zweckmäßigen Rähnen, welche sogenannte „Einbäume“, d. h. aus einem einzigen Baumstamm gefertigt waren. Viele dieser Rähne waren zwanzig Meter lang und darüber, bei einer Breite von zwei und einer Tiefe von ungefähr einem Meter, und konnten bis zu zwanzig Personen tragen. Zur Herstellung derselben und der Ruder bedienten sie sich nächst dem Feuer nur eiserner Meißel und Messer, wobei ein Stein die Stelle des Hammers und ein Stück Fischhaut diejenige der Feile vertrat und zum Polieren diente.

Das Hauptgeschäft der Weiber bestand neben der Führung der Haushaltung in der Anfertigung von Zeugen und Kleidern aus Pflanzensafte und Wolle, im Trocknen und Räuchern der kleineren und größeren Fische und in dem Herbeischaffen des Brennholzes und anderer Bedürfnisse. Diese Weiber legten eine auffallende Geschicklichkeit in Handarbeiten und mechanischen Fertigkeiten an den Tag. Den allgemein üblichsten Stoff zu ihren Kleidern gewinnen sie auf ganz eigentümliche Weise: sie nehmen die Rinde eines gewissen Nadelholzes in möglichst langen Stücken, entfernen die Borke davon und bearbeiten die Rinde durch Klopfen mit einem Hammer von

hartem Holze so lange, bis sie ganz faferig ist; hierauf werden diese Fasern nicht gesponnen, sondern über eine Stange ausgebreitet, welche quer auf zwei aufrechten Stangen ruht. Vor diesen einfachen Maschinen kauert die Weberin auf ihren Fersen und verknüpft die einzelnen Fasern der Quere nach durch Zwischenfäden in Entfernungen von einem bis anderthalb Centimeter. Hierdurch entsteht ein lockeres, weiches und schmiegsames Zeug, das zwar nicht die Dichte und Festigkeit von gewebtem Tuch hat, aber durch die Faserbündel zwischen den Knoten vollkommen geeignet ist, die Kälte abzuhalten. Auf allen Kleidern bringen diese Indianer gern Zeichnungen und Muster von Figuren durch Aufnähen von Schnüren, Glasperlen u. s. w., und pflegen in gleicher Weise auch alle hölzernen Gegenstände, deren sie sich bedienen, durch Schnitzereien zu verzieren.

Obwohl mit dem Gebrauch des Eisens und seiner Verarbeitung vertraut und mit eisernen Waffen und Werkzeugen versehen, kannten diese Indianer doch das Schießgewehr noch nicht, dessen Wirkung bei ihnen dasselbe Staunen und denselben Schrecken hervorrief, welches es gewöhnlich bei der ersten Bekanntschaft auf wilde Völker äußert. Die Häuptlinge, welche die einzelnen Dörfer und Gemeinschaften beherrschten, schienen einer vornehmeren Rasse, einer Art Erbadel anzugehören, dessen Ansehen und Einfluß sich jedoch kaum über ihre Familien hinaus erstrecken mochte. Ihre Sprache hatte nichts mit dem Idiom der Südsee-Insulaner gemein, klang melodisch und angenehm und schien besonders reich an Vokalen.

Wir haben dieses Volk hier etwas ausführlicher geschildert, weil seine wesentlichen Eigentümlichkeiten und sein Typus sich auch bei den nördlicher wohnenden Küstenstämmen vorfanden und nur so allmählich in die charakteristischen Kennzeichen der Eskimos übergingen, daß Cook und seinen Begleitern die Stammes- und Rassen-Gemeinsamkeit der Eskimos mit den anderen Indianerstämmen Amerikas sich alsbald aufdrängen mußte.

Endlich war die Ausbesserung der Schiffe vollendet, während welcher man die erforderlichen nautischen und astronomischen Beobachtungen gemacht hatte, und am 26. April gingen beide Schiffe wieder unter Segel und verließen, von den Indianern in ihren Rähnen begleitet, den Nutka-Sund. Cook ließ den Kurs nach Nordwest nehmen, in welcher Richtung die Küste zu streichen schien; allein kaum waren die Schiffe aus dem Sund in hohe See gelangt, so wurden sie

von einem heftigen Sturm überfallen und seewärts getrieben, wobei die „Resolution“ einen Leck erhielt, welcher jedoch zum Glück nicht gefährlich war. Dieser Teil der nordamerikanischen Westküste war damals noch ganz unbekannt und Cook glaubte so sehr an die Möglichkeit, hier schon den Beginn der vermuteten nordwestlichen Durchfahrt zu finden, daß er während der ganzen Küstenfahrt die größte Sorgfalt darauf verwendete, jede Bucht oder jeden Sund darauf zu untersuchen, ob dieselben nicht mit einem größern gen Ost oder Nordost führenden Gewässer in Verbindung ständen. Auf diese Weise entdeckte und untersuchte er Mitte Mai die etwa 30 Kilometer lange unbewohnte aber mit einem prächtigen Waldgürtel besäumte Rains Insel, der Aufenthalt zahlloser Flüge von Wasser- und Meeresvögeln.

Anhaltende ungünstige Witterung mit Stürmen und Nebeln und der Leck der „Resolution“ hinderten die Schiffe an ausgiebiger Fahrt und zwangen Cook, sich nach einem sicheren Ankergrunde umzusehen, um sein Schiff auszubessern, welches man keinem neuen heftigen Sturme aussetzen durfte. Ein sehr sicherer natürlicher Hafen, welchen man fand, bot hierzu endlich günstige Gelegenheit, und die darauf angetretene Weiterfahrt führte die Schiffe in einen engen Meerbusen, welcher bald zur Umkehr zwang und den Namen: „Prinz Williams-Sund“ erhielt. Er war ein vollkommenes Fjord mit steilabfallenden hohen Felsenklippen, über welchen sich ein dicht bewaldetes Hügelland landeinwärts zog. Die hier wohnenden Indianer waren wegen des rauhen Klimas bereits in Pelze gekleidet, welche aus den Fellen von Seeottern, Füchsen, Bären, Warden und verschiedenen Robbenarten bestanden. Diese Pelzjoppen der Eingeborenen mit nach außen geführter Haarseite reichten bei den Männern bis ans Knie, bei den Weibern bis an die Knöchel und waren am Rücken mit einer Kapuze versehen. Bei Regenwetter trug man darüber noch eine Art Regenmantel aus gut gegerbten Tierdärmen.

Die meisten der hiesigen Indianer trugen Mocassins, alle aber Pelzhandschuhe, und bildeten in Tracht und Lebensweise schon unverkennbar den Uebergang zu den Esquimos. Außer den seltsamen Zierraten, die sie, gleich den Indianern am Nuttjund, in Nase und Ohren trugen, bedienten sie sich noch einer ganz abscheulichen Verzierung: sie machten nämlich in die Unterlippe einen dem Munde parallelen und gleichlangen Querschnitt, den sie offen erhielten und dessen Ränder ebenfalls zu einer Art Lippen sich aufwulsteten und auf-

wucherten, so daß dadurch gleichsam ein zweiter Mund entstand, groß genug um die Zunge hindurch zu stecken. Die Männer bedienten sich für den Krieg noch einer Art Rüstung oder beweglichen Panzerhemdes, welches aus dünnen, mit Tiersehnern, zusammengebundenen Stäbchen von hartem Holze bestand, den ganzen Kumpf bedeckte und so dicht war, daß es einen Pfeil vollkommen abzuhalten vermochte.

An diesem Teil der Küste kamen außer den schon auf Vanconvers-Insel bemerkten Tieren schon Eisbären, Hermeline und eine zottige Robbenart vor, welche zu den Kleidern der Eingeborenen verwendet wurden. Letztere Robbe mochte aber nicht sehr häufig sein, denn Cook konnte von den Indianern nur einige Köpfe und einige Stücke Felle von derselben eintauschen. Die Speere, Harpunen und Wurfspieße dieser Rothäute waren theils von Kupfer, theils von Eisen; auch hatten diese Wilden eiserne Messer, Beile, Glasperlen, verschiedene Gegenstände von Metall u. s. w., — ein deutlicher Beweis, daß sie mit irgend einem civilisirten Volke in einem wenn auch nur mittelbaren Handelsverkehr stehen mußten, weil nach ihrer Versicherung Cook und seine Begleiter die ersten weißen Männer waren, welche diese Indianer zu sehen bekamen. Wahrscheinlich erhielten sie diese europäischen Fabrikate durch Vermittelung und Tauschverkehr anderer Indianerstämme des Binnenlandes, welche mit der Hudsonsbay-Gesellschaft oder den Pelzhändlern aus den Niederlassungen an den canadischen Seen in Verbindung standen.

Nach mühevoller Fahrt auf hohem Meere umfuhr man ein hohes steiles Vorgebirge und nannte es Cap Charlotte (die Südwestspitze der Kenai-Halbinsel), weil es gerade am Geburtstag dieser Prinzessin entdeckt worden war. Cooks Hoffnung, hier das äußerste Westende des nordamerikanischen Festlandes entdeckt zu haben, erwies sich jedoch als eine trügerische, denn bald bemerkte man weiterhin noch festes Land und verschiedene größere und kleinere Inseln, welche schon in der Nähe der Küste hohe Berge aufwiesen. Gern hätte Cook diese Inseln und Küsten näher untersucht, allein die Verfolgung seiner Aufgabe trieb ihn rastlos vorwärts, obwohl sich die hohe Breite bereits durch mancherlei Erscheinungen kundgab. Schon bemerkte man da und dort Eingeborene, die sich in ihren Kajaks oder kleinen Rähnen aus Robbenfell weit in die See hinaus gewagt hatten und durch Tracht und Geräte den Eskimos verwandt zeigten. Die Fahrt ward durch andauernde Nebel und häufige Regengüsse bald immer unangenehmer; die Sonne

drang nur in kurzen Pausen nach langen Zwischenräumen durch das dunstige Gewölke, und in einem solchen günstigen Zwischenfall bemerkte man die Mündung einer Einfahrt, welche eine Seemeile breit sein mochte und anfangs eine Meerenge zu sein schien. Als man dies Gewässer aber genauer untersuchte, fand man, daß es nicht der Anfang der ersehten Nordwest-Durchfahrt, sondern nur die Mündung eines Flusses war, welchen man mit zwei Booten etwa achtzehn geographische Meilen weit hinanfuhr, worauf man unverrichteter Dinge wieder umkehren mußte. Aus diesem Grunde nannte man den Fluß „Turnagain“, d. h. kehre wieder um, und nahm unter den hergebrachten Ceremonien im Namen des Königs von England förmlich Besitz von dem umgebenden unwirklichen Lande und der großen Bucht, welche den Namen Cooks Inlet oder Kenai-Bucht auf unseren Karten führt.

Ueberzeugt, daß es zu keinem Ergebnisse führen würde, wenn er diese Bucht auch bis zu ihrem östlichsten Ende verfolgte, und daß die Untersuchung der weiteren Küstenstrecken, worin seine Aufgabe hauptsächlich bestand, bei der vorgerückten Jahreszeit eine Beschleunigung seiner Fahrt erheische, verzichtete Cook auf weitere Erforschungen dieses großen Sundes, und ließ am 6. Juni wieder westwärts steuern, überquerte die Mündung der Meerenge unter dem 60. Breitengrade und berührte verschiedene Inseln, deren Bewohner weder über die Schiffe noch über deren weiße Bemannung erstaunt schienen und durch ihr Gebahren deutlich zeigten, daß sie schon mehrfach mit Europäern, vermutlich russischen Pelzhändlern, in Berührung gekommen waren, wie man denn unseren Seefahrern mehrfach auch Schriftstücke vorwies, welche unverkennbar in russischer Schrift und Sprache abgefaßt waren, aber von niemand an Bord verstanden wurden.

Der Charakter dieser Zone war ein ungemein unwirklicher, die ganze Küste des Festlandes hoch und mit steilen Klippen eingefast, an welcher das Meer mit solcher Gewalt brandete, daß man dem Lande und den vor demselben liegenden Inseln fern bleiben mußte und die Küste also nicht genau untersuchen konnte. Nur über einige der vorliegenden niederen Inseln hin sah man, daß das Festland mit Schnee bedeckt war und teilweise in hohen Bergen gipfelte, worunter einer sich durch die ausgestoßene schwarze Rauchsäule als noch thätigen Vulkan verriet. An einem Vorgebirge, welches Kap Newenham genannt wurde, erblickte man kahle Hügel und grasbedeckte Niederungen.

So war die Fahrt bis zum Anfang August fortgesetzt, wo man nach Berührung verschiedener kleineren Inseln in der Nähe des Festlandes endlich ein Vorgebirge erreichte, welches Cook für die äußerste Westspitze des nordamerikanischen Festlandes hielt und dem er den Namen „Kap Prinz von Wales“ gab. Von hier nach Westen steuernd, gelangten die Schiffe bald in eine große Bucht, und Cook erblickte in der Tiefe derselben einige Hütten und Menschen, welche durch das Erscheinen europäischer Schiffe sichtlich sehr beunruhigt wurden. Cook hieß die Schiffe vor Anker gehen und fuhr mit einigen seiner Offiziere in drei bewaffneten Booten zu jenen Hütten hinüber. Als er landen wollte, sah er auf einem Hügel bei den Hütten etwa vierzig in Pelze gekleidete, mit kurzen Speeren, Pfeilen und Bogen bewaffnete Männer versammelt, von welchen ihm drei unter demüthigen Begrüßungen entgegenkamen, sich aber rasch zurückzogen, ehe noch die Boote ans Land stießen. Nur mit Mühe gelang es Cook, als er ans Land gestiegen war, die Leute durch freundliche und friedliche Geberden zum Stehen und zur Annahme von kleinen Geschenken zu bewegen, welche die Eingeborenen durch Darbringung einiger Fuchsfelle und Walroßzähne erwiderten.

Allmählich ließen sie sich aber doch beruhigen und zu einem Tauschverkehr bewegen, ohne jedoch ihre Waffen ablegen oder vertauschen zu wollen. Doch sah man, daß die Spitzen ihrer Pfeilen nur von Knochen oder Stein, selten mit Widerhaken versehen und teilweise stumpf waren, um zur Jagd auf kleine Tiere zu dienen, deren Pelze man nicht verderben wollte. In Tracht und Bewaffnung hatten diese Leute viel Aehnlichkeit mit den Eskimos, waren jedoch keine, sondern gehörten nach dem Schnitt ihrer langen und schmalen Gesichter und ihrer hohen kräftigen Statur sichtlich einer anderen, begabteren und scharfsinnigeren Race an. Das Dorf bestand aus den Sommer- und den Winterwohnungen, welche letztere teilweise unterirdisch und mit Steinen überwölbt waren und im Grundriß eine Ellipse von sechs Meter Länge und vier Meter Breite bildeten. Die Sommerhütten dagegen waren kreisrund, kegelförmig und sehr geräumig, bestanden aus einem Rahmenwerk von dünnen Stangen und Knochen und waren mit Robben- und anderen Fellen überzogen. Die Feuerstelle war gerade innerhalb der Thüre, umgeben von den wenigen schmutzigen Geräthen, und an den Seiten der Hütte waren auf dem halben Umkreis derselben die Schlaffstellen aus Renntier- oder Hirschhäuten angebracht.

Da man wegen des trüben und ungünstigen Wetters jezt her nicht immer genaue astronomische Beobachtungen über den Höhen- und Breitengrad, unter welchem man sich befand, anzustellen im Stande gewesen war, so wußte Cook nicht genau, wo er eigentlich sei. Er war der Meinung, das im fernen Westen dämmernde Land sei eine Insel, etwa Unalaska; als er aber in einem günstigen Augenblick die Polhöhe aufzunehmen vermochte, so erkannte er, daß er viel weiter nordwärts sei, als er vermutet hatte, daß er bereits in der Beringstraße sich befand, also an der Pforte des Eismeeres, und daß jenes westwärts dämmernde Land die Ostküste von Asien sei.

Als die Schiffe wieder unter Segel gingen, steuerte man erst ostwärts nach der amerikanischen Küste hinüber, und dann nordwärts, dem Polarmeere entgegen, wo sich die Erscheinungen der Polarwelt bald durch den sogenannten Eisblink (den Widerschein des Lichtes auf großen Eisflächen), welchen Cook schon vom Südpolarmeere her kannte, durch Eisfelder und treibende Eisinselfn zu erkennen gab, auf welchen man viele Walrosse bemerkte. Auf diese Walrosse ward denn auch Jagd gemacht, um ihr Fett, das im frischen Zustande sehr wohl-schmeckend ist, und ihr Fleisch zu bekommen, welches zwar schwärzlich-roth und grobfaserig ist und thranig schmeckt, aber den Seefahrern doch eine willkommenene Unterbrechung der ewigen Kost von Salzfleisch darbot, während Zunge und Herz für Leckerbissen galten. Der aus dem Fett ausgeschmolzene Thran war zur Speisung der Lampen, die äußerst dicke und harte Haut zur Ausbesserung des Tafelwerkes sehr willkommen.

Am 18. August erreichten die beiden Schiffe unter 70° 41' nördl. Breite ein unabsehbares Eisfeld, welches den Wasserspiegel um 3 bis 4 Meter überragte, binnenwärts noch höher ansteigen schien und jedes weitere Vordringen unmöglich machte. In der Richtung nach Südost gewahrte man eine ganz von Eisfluren umgebene Landspitze, welcher Cook den Namen „Eiskap“ gab. Jezt war der nördlichste Punkt erreicht, bis zu welchem Cook vorzudringen vermochte, und da man die Küste noch weit nach Norden hin sich erstrecken sah und als eine Fortsetzung des nordamerikanischen Festlandes erkannte, so verweilte man hier und in dieser Umgebung nur so lange, bis die sehr mühsame Jagd auf die scheuen und vorsichtigen Walrosse einige Ausbeute ergeben hatte, kreuzte dann zwischen den verschiedenen Eisinselfn in Nebel und Regen noch bis zum 29. August, an welchem Tage der heiter werdende

Himmel einen Ausblick auf die asiatische Küste gestattete. Die Untersuchung dieser und der amerikanischen Küste der Beringstraße beschäftigte nun Cook zunächst, um durch seine Erhebungen die vorhandenen Land- und Seefarten zu verbessern, und namentlich die schon beschneite asiatische Küste kennen zu lernen und die amerikanische aufzunehmen.

Inzwischen begannen bereits die Vorboten des nahenden Winters in Gestalt von Nachtfrosten und starkem Reif sich einzustellen, und da die Schiffe durchaus nicht zur Ueberwinterung unter hohen Breiten eingerichtet und verproviantiert waren und bei dem Mangel aller Wälder an diesen Küsten bereits auch das Brennholz selten zu werden schien, so mußte man die Rückkehr nach milderen Breiten antreten.

Am 6. September wandte man sich zunächst wieder der amerikanischen Küste zu, landete am 9. an einem Punkte, wo man Wasser und Holz einnehmen konnte, und steuerte nun, mit neuen Vorräten von diesen unerläßlichen Lebensbedürfnissen versehen, die Küste entlang gen Südost. Man konnte nun genauer auf die Küste achten, hervorragende Punkte mit Namen belegen, gelegentlich von den Eingeborenen, denen man begegnete, Pelze und Fische um Eisen eintauschen, auf welches diese einen solchen Wert legten, daß man eines Tages um vier aus alten Fahrenisen gefertigte Messer mehr als vier Centner frisch gefangene Fische von solchen Küstenbewohnern eintauschte.

Das Beringsmeer, worin man sich nun befand, wird durch anhaltende dichte Nebel heimgesucht, welche nicht nur die Schifffahrt sehr erschweren, sondern auch die Aufnahme der geographischen Breite bei Tage und die Steuerung nach den Gestirnen bei Nacht nahezu unmöglich machen. Man konnte daher nur unter fortwährendem Peilen mit dem Senklothe langsam fahren. Am 2. Oktober bekam man bei heller Luft gen Südost die Insel Unalaska in Sicht, konnte aber nirgends in der tiefen See einen Untergrund finden und mußte sich damit begnügen, von den Bewohnern derselben gedörrten Lachs und andere Fische gegen Tabak einzutauschen. Endlich fand man am 3. in der kleinen Bucht Samganudha einen geeigneten Untergrund, ging hier vor Anker und ließ beide Schiffe durch die Schiffszimmerleute untersuchen, während die Mannschaft mit den Booten dem hier sehr ergiebigen Fischfang oblag, wobei man sehr große und schwere Lachse und Heilbutten erhielt, oder wohllichmeckende schlehenartige Beeren sammelte, welche in der Nähe des Ankerplatzes in Menge wild wuchsen

und von denen man auch von den Eingeborenen einen Vorrat eintauschte, weil sie eine angenehme und gesunde Beisost für die Mannschaft lieferten. Diese Beeren und das Sprossenbier, welches Cook hier brauen und der Mannschaft reichlich verabreichen hieß, beseitigte bald die Spuren von Skorbut, welche sich bereits unter der Bemannung wieder bemerklich machten. Die Kapitäne Cook und Clerke erhielten hier ganz unerwartet ein Geschenk zugesandt, nämlich eine stark gewürzte Lachspastete nebst einem Brief in russischer Sprache, welchen allerdings niemand von der Expedition entziffern konnte; das Geschenk kam offenbar von einem in der Nachbarschaft angesiedelten Russen und wurde durch ein Gegengeschenk von mehreren Flaschen Wein, Rum und Porter erwidert, und Cook gab dem Ueberbringer der Pastete einen sehr intelligenten Unteroffizier der Seesoldaten, einen gewissen Ledyard, mit, welcher weitere Erkundigungen anstellen und, falls er Russen trafe, denselben bedeuten sollte, daß die Bemannung der beiden Schiffe Engländer und daher Verbündete und Freunde der Russen seien und gern mit den hier anwesenden in Verkehr treten möchten. Daraufhin kehrte Ledyard am 10. September mit drei Russen zurück, welche in der Bucht Eguichshac wohnten, wo dieselben eine Faktorei, bestehend aus einem Wohn- und mehreren Speicherräumen, und ein Küstenfahrzeug von 30 Tonnen Last besaßen. Diese Russen waren sehr artige und verständige Leute und es war daher sehr zu bedauern, daß man sich in Ermangelung eines Dolmetschers nicht mit ihnen unterhalten konnte.

Wenige Tage später landete aber ein anderer Russe namens Ismailoff mit einem Gefolge von etwa dreißig Personen in der Nähe der Schiffe und schlug ein Lager auf, da er mit seinen Leuten kein Unterkommen in dem armseligen Dorfe fand. Er war offenbar der angesehenste Mann in dieser russischen Ansiedelung auf Unalaska, ein sehr umsichtiger und freundlicher Mann, welcher Cook besuchte und ihn und seine Begleiter in sein Zelt einlud und mit dem Besten, was er zu bieten vermochte, nämlich mit geräuchertem Lachs und Beeren, bewirthete. Er suchte den Seefahrern auf jede mögliche Weise zu nützen, obwohl auch er sich nur mittelst Ziffern und der Zeichensprache verständlich machen konnte; offenbar ganz genau vertraut mit der Geographie dieser Küsten und aller Entdeckungen, welche die Russen an denselben gemacht hatten, wies er an den von Cook aufgenommenen Karten verschiedene Irrthümer nach und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er und

seine Landsleute schon zu verschiedenen Malen vergebens versucht hatten, sich auf dem amerikanischen Festlande in der Nähe von Unalajka niederzulassen, daß sie aber immer wieder von den Eingeborenen vertrieben worden, welche ein heimtückisches, falsches und verrätherisches Volk seien. Er beschenkte Cook noch mit einigen Körben voll Wurzeln oder Knollen der Saranna-Lilie, dem einzigen an diesen Küsten vorkommenden Knollgewächs.

Bei einem späteren Besuche, welchen Herr Ismailoff den Engländern abstattete, übergab Cook ihm einen Brief an die britische Admiralität, worin er einen Bericht über seine seitherigen Reisen und Entdeckungen erstattete und eine Kartenskizze von den befahrenen Küstenstrichen des Polarmeeres beilegte, mit der Bitte denselben zu befördern, was Herr Ismailoff denn auch that, denn der Brief kam glücklich an seine Adresse. Auch einige Empfehlungen für die russischen Behörden und Pelzhändler auf der gegenüberliegenden Ostküste Asiens gab Ismailoff dem Kapitän Cook mit.

Die britischen Seefahrer machten hier außerdem noch die Bekanntschaft eines anderen Russen, eines anspruchslosen aber sehr intelligenten Seemannes, welcher einen kleinen Küstenfahrer auf der benachbarten Insel Umanat befehligte und mehrere Mitglieder der Expedition zu wiederholten Besuchen auf dieser Insel veranlaßte, wo sie stets die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Auf Umanat befand sich nämlich eine andere Faktorei von russischen Pelzhändlern, bestehend aus einem Wohnhause und zwei Magazinen, und bewohnt von mehreren Russen und einer Anzahl Kamtschadalen, welche als Diener oder Leibeigene der Russen für diese fischten, jagten oder Beeren und eßbare Wurzeln suchten, denn auf diesen Beschäftigungen beruhte der Unterhalt der kleinen Kolonie. Alle diese Leute trugen eine Kleidung aus den Pelzen ihrer Jagdbeute, wie sie ganz diesem Klima angemessen war, nämlich als Ueberkleid eine Art Blouse aus Pelzwerk, welche bis zum Knie hinabreichte, unter dieser eine oder zwei Jacken von Leder oder Pelzwerk, Beinkleider aus Robbenfell und Stiefeln mit Sohlen und Vorschühen aus Zuchtenleder mit Schäften von starken Tierdärmen, welche für die Feuchtigkeit undurchdringlich waren; die Kopfbedeckung bestand in einer Pelzmütze. Es waren damals auf allen bedeutenderen Inseln zwischen Kamtschatka und Unalajka Russen angesiedelt, welche Pelzwerk, namentlich von Seeottern und Eiszüchsen, von den Eingeborenen eintauschten und sammelten, aber auch geringeres Pelzwerk

nicht verschmähten. Cook fand in den Bewohnern von Unalaska das harmloseste, friedlichste und zutraulichste Volk, welches er jemals getroffen hatte — wahre Naturmenschen, welche hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit den gebildetsten Völkern der Erde zum Muster dienen konnten; er ward jedoch versichert — und die Vergleichung mit den benachbarten Stämmen schien es zu bestätigen — daß diese Vorzüge ihres Charakters diesen Insulanern nicht urwüchsig, sondern durch die strenge russische Herrschaft aufgezwungen seien.

Die Bewohner von Unalaska sind ein kleiner, aber wohlgeformter mustulöser Menschenschlag mit braunen vollen Gesichtern, kleinen schwarzen Augen, dünnem Bartwuchs und langem, straffem, schwarzem Haar, welches die Männer vorn abschneiden, hinten aber lose über den Rücken hinunter hängen lassen, die Weiber dagegen am Scheitel in einen Knoten aufbinden. Beide Geschlechter tragen Kleider vom selben Schnitt, welche sich nur durch die angewandten Stoffe unterscheiden, denn bei den Weibern ist der Rock aus Robbenfell, bei den Männern aus Vogelbälgen verfertigt. Die Männer ver Schmähren Bemalung und Tätowierung, die Weiber aber tätowieren ihre Gesichter etwas. Beide Geschlechter glauben ihr Aussehen dadurch zu verschönern, daß sie sich Knochenstücke durch die Unterlippe stecken. Ihre Nahrung besteht in Fischen und anderen Seetieren, in Vögeln, Wurzeln, Beeren und gelegentlich sogar in Seetang.

Von der Kochkunst haben sie den allerbescheidensten Begriff und machen davon noch einen bescheideneren Gebrauch, denn sie verzehren beinahe alles roh, und sollen erst durch die Russen mit dem Brauche des Bratens und Kochens der Speisen bekannt geworden sein. Sie haben keine verschiedenen Sommer- und Winterwohnungen, sondern begnügen sich das ganze Jahr hindurch mit denselben, die zunächst in einer länglich viereckigen Erdgrube besteht, welche zuweilen sechzehn Meter lang und sechs Meter breit und mit einem Dachsparrenwerk aus dem an den Küsten gefundenen Treibholz überwölbt ist. Ueber dieses Sparrenwerk wird erst Gras oder Tang gelegt und dieses dann mit Erde bedeckt, so daß das Ganze das Aussehen eines Dünghaufens hat.

An beiden Enden ist eine viereckige Oeffnung in diesem Dache aufgespart, welche die Stelle von Thüre und Fenster vertritt und mit einer Leiter zum Auf- und Absteigen versehen ist. Eine derartige unterirdische Behausung beherbergt immer mehrere Familien zugleich, und jede Familie hat ihren

eigenen Raum an den Enden oder Seiten derselben angewiesen, welche deren Angehörigen zum Arbeitsraum oder zur Schlafstätte dient. Ihre Schlafstellen, aufgeschichtetes Moos mit darüber gebreiteten Matten, werden ziemlich rein gehalten. Die Mitte der Hütte ist der gemeinsame Wohnraum und Tummelplatz für sämtliche Familien; er ist ebenfalls mit trockenem Graze belegt, das aber durch den sich anhäufenden Schmutz und Unrat bald ebenfalls das Aussehen eines Düngerhaufens annimmt.

Diese Insulaner bethätigen eine seltene Kunstfertigkeit, welche an die der ihnen vielleicht stammverwandten Chinesen und Japanesen erinnert, denn sie verfertigen mit den ärmlichsten Werkzeugen nicht nur eine Menge Gegenstände des häuslichen Bedarfs, sondern stellen dieselben sogar mit einer gewissen Zierlichkeit aus. Messer und Netze sind ihre einzigen Werkzeuge, und gerade deshalb sind die hübsche, angenehme und handliche Gestalt und die feine Verzierung ihrer Geräte um so bewundernswerter. Ihre Kannen, Schüsseln, Töfel, Näpfe und Eimer sind sämtlich mit Art und Messer aus Treibholz hergestellt; ebenso ihre Schlitten. Außerdem gehören zum Hausgeräthe noch hübsch geflochtene Körbe und flache tellerartige Ampeln aus Stein, in welchen sie Thran brennen, mit etwas Moos oder Gras anstatt des Dochtes. Solcher Ampeln findet man immer eine ziemliche Anzahl in jeder Behausung, da sie nicht nur zur Beleuchtung, sondern eher zur Heizung dienen, indem ihre unterirdischen Wohnungen keine Feuerstellen, Herde, Ofen oder Kamine haben. Das Feuer verschaffen sie sich durch das Aneinanderschlagen zweier Steine, von denen der eine mit etwas rohem Schwefel bestreut ist, oder durch das Aneinanderreiben zweier Stücke Holz. Beide Geschlechter und schon die Kinder rauchen und die meisten von ihnen schnupfen und kauen auch leidenschaftlich Tabak und berauschen sich gelegentlich an einem gährenden Aufguss von Beeren, dem sie etwas Fliegenschwamm zusetzen.

Die Bauart ihrer Kähne von Seehundsfell oder Kajaks stimmt ganz mit derjenigen der Eskimos und Grönländer überein: ein Gerüst oder Rahmenwerk aus dünnen Stangen von biegsamem, hartem Holz, ungefähr 4 Meter lang, 60 Centimeter breit und 33—35 Centimeter tief, ist mit Robbenfell anstatt mit Planen überzogen und kann nöthigenfalls zwei Personen tragen, in welchem Falle aber die eine der ganzen Länge nach sich an den Boden des Rahms niederlegen muß, während der Ruderer in dem runden Loch in der Mitte des

Rahns sitzt und sein Ruder handhabt, das etwas über zwei Meter lang ist und an den beiden Seiten mit einer Schaufel endet. In diesem gebrechlichen Fahrzeuge wagen sich die Bewohner der Aleuten (wie diese lange Inselgruppe heißt) weit in die See hinaus, um Robben zu harpunieren, und tragen der stärksten Brandung, denn diese Rajacken sind ebenso fest als zierlich gebaut.

Auch ihre sonstigen Geräte zu Jagd und Fischfang werden von ihnen selbst aus Holz und Knochen ebenso dauerhaft als hübsch verfertigt und ähneln denjenigen der Eskimos und Grönländer. Diese Leute sind sehr erfahren und gewandt im Harpunieren, wissen aber auch Angeln, Netze und Reusen vorzüglich zu handhaben, und leben vorwiegend von der „Ernte des Oceans“, denn die Gewässer dieser Inseln sind außerdem reich an allen jenen Weichtieren und Fischen, welche da, Polarmeer beleben: an Walfischen, Buktöpfen, Delfinen u. s. w. an Schwertsfischen, Heilbutten, Kabeljauen, Plattfischen, Lachsen und ähnlichen, sowie an Robben, Seeottern und Walrossen, welche letztere gewöhnlich mit den treibenden Eisinseln und Felbern nach den Aleuten kommen. Eine der häufigsten Robben ist der sogenannte Seebär, von welchem ungeheure Mengen erlegt werden. An Landtieren sind die Aleuten sehr arm, denn man findet hier weder Kienntiere, noch sonstige Hirscharten, dagegen Füchse und Wiesel, zu Zeiten auch Eisbären. Auch an Meeres- und Wasservögeln waren diese Inseln schon damals arm, und die Bewohner hatten gar keine Haustiere, nicht einmal Hunde.

Die Pflanzenwelt von Unalaska dagegen ist reicher, als man von einer Insel unter so hoher Breite erwarten sollte, welche natürlich nur einen sehr kurzen Sommer hat. Bäume giebt es außer kleinen Weiden nicht; die Thäler und Niederungen zeigen einen üppigen Graswuchs, die Felsen eine Decke von Flechten; außerdem giebt es einige Duzend verschiedener Sträucher, von welchen einer die schon erwähnte schleimartige braune Beere trägt, welche essbar ist, aber verstopfend wirkt; außerdem treten Heidel-, Moos- und Preiselbeeren rasenbildend auf, und außer diesen kommen von essbaren Pflanzen auf den Fuchs-Inseln oder Aleuten noch Küffelkraut, mehrere Arten von Sauerampfer, eine Angelica, deren Stengel von den Eingeborenen verspeist werden, und die schon erwähnte Saranna-Lilie, deren Wurzel oder Knollen die Größe eines Knoblauchs hat und sehr angenehm schmeckt. Obwohl die Bewohner von Unalaska und den Nachbar-

inseln nach ihrem Habitus eher der mongolischen Race, als derjenigen der kupferroten Indianer von Nordamerika anzugehören scheinen, so möchte man sie wegen der Uebereinstimmung von Aussehen, Sprache, Kleidung, Waffen, Rähnen, Wohnungen, Sitten u. s. w., worin sie sämtlich den Eskimos und Grönländern so ähnlich sind, eher als Angehörige eines einzigen großen Volksstammes betrachten, welcher die Bevölkerung der ganzen Polarregion von Nordamerika bildet. Hierfür schien auch der Umstand zu sprechen, daß Cook nur wenige Personen zu Gesicht bekam, welche über fünfzig Jahre alt zu sein schienen.

Die Winterszeit rückte rasch näher und machte sich durch Kälte und Schneestürme, trüben Himmel und Nebel immer fühlbarer. Jedermann sehnte sich nach einem milderen Himmelsstrich und fruchtbareren Ländern, und deshalb verließen gegen Ende Oktober beide Schiffe den Hafen von Sangauudha, um nach den Sandwichs-Inseln zu steuern, daselbst einige Wintermonate hindurch zu rasten, die Schiffe auszubessern und sich mit neuen Proviantvorräten zu versehen. Wenn dies geschehen war, gedachte Cook wieder nach Kamtschatka zu steuern, wo er womöglich um die Mitte Mai des folgenden Jahres eintreffen sollte. Die Befehlshaber der beiden Schiffe treffen noch mit einander das Abkommen, für den Fall einer Trennung sich in erster Linie auf den Sandwichs-Inseln, in zweiter in dem Hafen von Petro-Paulowsk auf Kamtschatka wieder zu treffen.

Mit günstigem Wind und Wetter ward die Fahrt nach den Sandwichs-Inseln glücklich zurückgelegt, und am 26. November bekam man die zu dieser Inselgruppe gehörige Insel Maui (nordwestlich von Hawaii) zu Gesicht, welche aus zwei, durch eine niedrige Landenge verbundenen Halbinseln besteht. Die westliche Halbinsel bildet ein reiches, fruchtbares, gegen die Mitte allmählich ansteigendes Hügelland; die östliche ist gebirgig und gipfelt in dem 3300 Meter hohen unerlöschenen Vulkan Halea Kala, dessen hoher steiler Keel ein weithin sichtbares Wahrzeichen für den Seefahrer und in der Sage der Eingeborenen gewissermaßen ein heiliger Berg ist, denn auf ihm soll einst die Göttin Pala gewohnt haben, bis sie sich, durch das Gerannahen des Meeres erschreckt, nach dem Kilauea auf Hawaii flüchtete und hier fürder ihren Wohnsitz aufschlug. Noch weist der Mauna (Vulkan) Halea Kala auf seinem Gipfel einen Krater auf, welcher bei steil abfallenden, doch nicht unersteiglichen Wänden eine Tiefe von 330 bis 550 Meter hat.

Die Bewohner von Maui empfingen die beiden Schiffe sehr freundlich und waren so zum Tauschverlehr geneigt, daß die Briten bald einen reichen Vorrat von jungen Schweinen, Brotfrüchten, Bananen, Bataten, Tarowurzeln u. s. w. zusammenbrachten und wieder in See gingen. Auf dieser Weiterfahrt erreichten die Schiffe am 30. November das nordöstliche Ende jener größten Insel dieser Gruppe, welche bei den Eingeborenen Hawaii heißt und der ganzen Inselgruppe ihren Namen geliehen hat.

Cook fand diese Insel so groß und so interessant, daß er beinahe sieben Wochen brauchte, um dieselbe ganz zu umsegeln und die Küste genau zu untersuchen und aufzunehmen. Die Bewohner der Insel waren so freundlich und offen, wie früher diejenigen von Atui, kamen den Briten ohne allen Argwohn entgegen und gingen gleich vom ersten Tage an auf einen lebhaften Tauschverkehr ein, so daß man Lebensmittel im Ueberfluß bekam und die Mannschaft sich von den Entbehrungen und der eintönigen Schiffskost im Polarmeer bei den köstlichsten Frischen und einem Ueberfluß von Schweinsbraten und frischen Wurzeln und Gemüsen rasch erholte und höchst behaglich fühlte, wozu natürlich das prächtige tropische Klima nicht wenig beitrug.

Indessen machte auch hier der Winter sich wenigstens sichtbar, denn man sah am 2. Dezember die Gipfel der höchsten Berge von Hawaii mit frischem Schnee bedeckt. Die Sandwichs-Inseln sind nicht von Korallenbänken umgeben, sondern ihre Küsten fallen oft in hohen senkrechten Klippen jäh zur tiefen See ab und sind an vielen Stellen kaum zugänglich, so daß die beiden Schiffe bei Umsegelung der Insel wegen der starken Brandung und der um diese Zeit der Winter Sonnenwinde so häufigen heftigen Winden sich ganze drei Wochen lang dem Lande gar nicht nähern konnten und nur mit dem begnügen mußten, was die Bewohner der Insel auf ihren Rähnen zum Tausche herausbrachten. Der Winter äußert sich unter diesen Breiten vorwiegend durch Regengüsse und sonstige Winde, und während eines derartigen Unwetters wurde die „Discovery“ zwei Tage vor Weihnachten von der „Resolution“ getrennt und traf erst am 5. Januar 1779 wieder mit derselben zusammen.

Unmittelbar nach der Ankunft der „Discovery“ begab sich Kapitän Clerke an Bord der „Resolution“, um seinen Rapport abzustatten. Er hatte, wie er Cook berichtete, vier Tage an derjenigen Stelle der Küste gekreuzt, wo die beiden Schiffe von

einander getrennt worden waren, und dann seinen Kurs nach der Ostseite der Insel genommen, wo er durch widrige Winde eine große Strecke weit von der Küste hinweg verschlagen worden sei. Diese ganze Zeit über war einer der an Bord gekommenen Sandwichs-Inulaner freiwillig an Bord geblieben und hatte bei verschiedenen günstigen Gelegenheiten, wo er wieder hätte aus Land gehen können, das Schiff nicht verlassen wollen. — Beide Schiffe blieben nun wieder beisammen und setzten gemeinsam die Fahrt um die Insel fort.

Cooks Tod.

Nach mehrtägigem vergeblichem Kreuzen in hoher See vor der Insel, um eine zum Landen günstige Bucht zu entdecken, glaubte man endlich am 16. Januar mit Tagesanbruch eine solche gefunden zu haben, welche den erwünschten Ankergrund darbot, und Cook ließ zwei Boote aussetzen, um dieselbe näher zu untersuchen. Allein kaum waren die Boote eine Strecke von den Schiffen entfernt, so stieß eine ganze Menge von Rähnen voll Menschen und Früchten nebst anderen Erzeugnissen der Insel vom Lande ab und ruderte zu den Schiffen hinaus, welche um zehn Uhr vormittags von vielen hundert von Rähnen umgeben waren. Der Tauschhandel begann und die Eingeborenen kamen dicht an die Schiffe heran und sogar auf Deck. Hier stahl einer der Eingeborenen ein Bootsruder, was jedoch zu spät bemerkt wurde, um das Ruder wieder zurück-
erlangen zu können.

Kapitän Cook wollte nun diese Gelegenheit benutzen, um den Eingeborenen den Gebrauch und die Wirkung der Feuerwaffen begreiflich zu machen und ließ, in seiner Milde und wohlwollenden Schonung, einige blinde Schüsse aus Musketen oder Pierpfindern über den Rahn hinabfeuern, auf welchem der Dieb mit dem gestohlenen Ruder zu entweichen versuchte. Allein diese blinden Schüsse dienten offenbar nur dazu, die Wilden eher zu überraschen als einzuschüchtern und verfehlten daher ihren Zweck. Hätte man dem Rahn ein paar wohlgezielte scharfe Schüsse nachgeschickt, so wären die Inulaner heilsam gewarnt worden, und es würde ihnen die Ueberlegenheit der europäischen Waffen auf eine Weise zu Gemüth geführt worden sein, welche viel späteres Unheil und namentlich Cooks eigenes Ende verhütet hätte.

Am Abend kehrten die Boote mit der Nachricht zurück daß sie in der Bucht, welche bei den Eingeborenen Karatakua oder Kealekeahua hieß, sehr guten Untergrund und reichliches süßes Wasser gefunden hätten, und Cook hieß nun beide Schiffe dorthin steuern, damit sie dort ausgebeßert würden und soviel frische Lebensmittel einnähmen, als nur irgend aufzutreiben waren. Man war also am andern Morgen, den 17., in Begriff, in der Bucht vor Anker zu gehen, und kaum bemerkten die Bewohner der Insel dies, so kamen sie auf ihren Rähnen in erstaunlicher Menge herausgefahren und gaben ihre Freude durch Singen und Geschrei und wilde Geberden aller Art zu erkennen. Binnen kurzem waren die Seiten, die Decke und das Takelwerk beider Schiffe vollkommen mit solchen Wilden bedeckt, und eine Menge Weiber und Kinder, welche nicht mehr im Stande gewesen waren, Rähne zu erreichen, schwammen heraus, fanden aber keinen Platz mehr an Bord und tummelten sich den ganzen Tag um die Schiffe herum im Wasser.

Die Bemannung beider Schiffe fühlte eine ungemaine Genugthuung bei der Aussicht, den Winter auf dieser fruchtbaren und bevölkerten Insel zu verbringen, und Cook selbst freute sich darauf, in seinem Reisebericht der Entdeckung einer Inselgruppe gedenken zu können, welche wohl ohne Zweifel zu den wichtigsten und wertvollsten gehörte, die seither im ganzen Gebiete des Stillen Oceans von den Europäern in Besitz genommen worden waren.

Die Erwartungen, welche man hinsichtlich der Verpflegung sich von dieser Insel gemacht hatte, gingen auch vollständig in Erfüllung, denn für den Unterhalt der Mannschaft war bestens gesorgt: man konnte eine so große Menge Schweine hier einhandeln, daß ein großer Teil derselben zum Einpökeln geschlachtet wurde, und Pflanzennahrung aller Art war im Ueberfluß zu bekommen. Dagegen schien mit den Eingeborenen kein so freundliches Einvernehmen möglich, denn sie erwiesen sich als eine rachgierige, diebische und aufwallende Race, und waren sehr zudringlich und frech. Die Verdecke wimmelten den ganzen Tag von ihnen, und die Eingeborenen benutzten diese Gelegenheit zu fortwährenden kleineren Diebereien, deren Urheber nicht immer entdeckt und denen unverkennbar von den Häuptlingen Vorschub geleistet wurde. Und diese Diebereien gaben später den ersten Anstoß zu dem verfrühten tragischen Tode des edlen Cook.

Kapitän Cook ging einige Tage später selber ans Land und wurde mit vielen außerordentlichen Ceremonien empfangen.

welche beinahe einen religiösen Charakter trugen. Ueber die Ursache dieses auffallenden Gebahren konnten er und seine Gefährten zwar nur Vermutungen anstellen, waren aber froh, daß sie die Eingeborenen so freundlich und friedlich fanden. Wenn nur die Briten ebenso freundlich gewesen wären, anstatt daß Offiziere und Matrosen diese Wilden mit echt britischer Verachtung, Brutalität und Vengelhaftigkeit behandelten und dadurch herausforderten, was zu der spätern Katastrophe führte! — Den folgenden Tag nahm Lieutenant King acht Seefoldaten ans Land und errichtete ein Observatorium an einem Punkte, von wo aus man am besten die Arbeiten der am Lande befindlichen Seeleute übersehen und ihre Sicherheit überwachen konnte, und die befreundeten Priester gaben hierzu nicht nur ein großes Grundstück neben einem Morai oder Begräbnisplatze her, sondern umsteckten dasselbe auch mit Gerten, an welche Büschel von Hundehaaren angebunden waren, um so den Platz „tabu“ zu machen, so daß die Eingeborenen denselben während der Anwesenheit der Briten nicht zu betreten wagen würden, wodurch den leidigen Diebereien vorgebeugt wurde, welche an Bord der Schiffe sich so unangenehm machten.

Da diese nämlich nicht „tabu“ waren, so wurden sie den ganzen Tag hindurch von einer solchen Menge von Eingeborenen, namentlich Weibern, besucht, daß man beinahe stündlich die Decke gewaltsam säubern mußte, um der Mannschafft Raum zu ihren Arbeiten zu verschaffen, wobei man dann oft 200—300 Weiber kopfüber ins Meer springen und sich darin schwimmend herumtummeln sah, bis sie wieder an Bord kommen durften.

Die Priester waren auch außerdem höchst zuborkommend und aufmerksam gegen die Engländer und schickten denselben täglich reiche Geschenke an Schweinen und anderen Lebensmitteln, ohne Gegengeschenke zu erwarten. Hierdurch zog sich Cook zunächst den Haß der Eingeborenen zu. Die Häuptlinge der Krieger waren nicht so uneigennützig wie die Priester; sie erwarteten und erhielten viele Geschenke und waren so diebisch, daß man sie beständig überwachen und ihnen die gestohlenen Gegenstände oft mit Gewalt wieder abnehmen mußte. Nach einigen Tagen erschien auch der König der Insel, Terriobu, in Begleitung verschiedener Häuptlinge, alle in Federhelme und prächtige Federmäntel gekleidet und mit Dolchen und langen Speeren bewaffnet und mit ihren Götzenbildern, riesigen, mit Federschnuck bedeckten Büsten aus Flechtwerk, denen man Augen aus großen Perlenmuscheln und Gebisse aus Hundezähnen eingesezt hatte. Der König und seine Begleiter wurden

gastlich empfangen und reich beschenkt, und der gegenseitige Verkehr war ein solch freundschaftlicher, daß König Terriobu noch am Abend des 3. Februar viele Ballen Zeug, viele Bootsladungen voll Früchte und Wurzelgewächse und eine ganze Herde Schweine zum Abschiedsgruß an Kapitän Cook sandte.

Am 4. Februar segelten die Schiffe ab, nachdem man sich gegenseitig noch freundlich verabschiedet hatte; allein sie wurden schon am folgenden Tage von einem heftigen Sturme heimgejucht, welcher die „Resolution“ stark beschädigte und ihren Mast zertrümmerte, so daß dieselbe schon am 6. Februar wieder in die Bucht von Karakatua einlaufen mußte, um den Schaden auszubessern. Die schnelle Rückkehr der Engländer mochte den Eingeborenen verdächtig vorkommen und diese begnugten daher anfangs den Reisenden ausweichend, zurückhaltend und mißtrauisch und gaben als Grund dafür an, König Terriobu sei abwesend und habe die Bucht für „tabu“ erklärt. Aber unverkennbar war das Volk ärgerlich und entrüstet über verschiedene von den Engländern begangene Brutalitäten, welche mittlerweile bekannt geworden waren. Obwohl es Verdacht erweckte, daß Terriobu die ganze Bucht „tabu“ erklärt habe, so mußten die Engländer doch notgedrungen hier landen und auf dem früheren Werstplatze ihren Mast ausbessern und ihre sonstigen Reparaturen vornehmen, wobei sie sich mit der Hoffnung trösteten, daß mit der Zeit und mit der Rückkehr des Königs Terriobu sich der Verkehr mit den Eingeborenen wieder freundlicher gestalten würde.

Da die erforderlichen Reparaturen möglicherweise länger dauerten, so wurden am 12. Februar auch die Zelte bei dem Morai wieder aufgeschlagen und die astronomischen Instrumente ans Land gebracht, was aber die Eingeborenen nur noch mißtrauischer zu machen schien. Am 13. Februar machte König Terriobu, angeblich von seiner Reise zurückgekehrt, dem Kapitän Cook einen Besuch und benahm sich so freundlich und unbefangen, als ob nichts Störendes vorgefallen wäre. Aber an diesem Tage ließ sich Cook zu einer Handlung hinreißen, welche zum mindestens unbegreiflich unvorsichtig war. Der Morai, in dessen Nähe die Priester Cook einen Platz zum Werst und Lager angewiesen hatten, war mit einem Planzenzaun umfriedigt, welcher gleich dem Heiligtum, das er umschloß, in den Augen des Volks für unantastbar galt. Cook bedurfte zur Ausbesserung seines Schiffs Planzen und ließ daher, weil er keine anderen in der Nähe zu erhalten wußte, trotz der dringenden Bitten und Vorstellungen der Priester diesen Zaun

niederreißen und die Planen als Nutzholz verwenden. Hierdurch verletzte er das ganze Volk in dessen innerstem religiösem Gefühle, und die Gefinnungen der Eingeborenen schlugen mit einem Male in Mißtrauen und sogar in Haß um, welche alsbald zu ernstern Reibungen führte. Schon am Nachmittag des 13. wurde eine im Wasserfassen begriffene Abtheilung Matrosen bei diesem Geschäfte durch Eingeborene gestört, welche sich mit Steinen bewaffnet hatten und unverschämt waren. Erst als Kapitän King mit einem Seesoldaten hinzukam und einige von den Häuptlingen abwehrten, warfen die Insulaner ihre Steine weg und verließen sich. Bald darauf ward die ans Land geschickte Abtheilung durch ein Musketenfeuer von der „Discovery“ aus erschreckt, welches einem Kahn voll Eingeborenen galt, die rasch ans Land ruderten und von einem der Schiffsboote verfolgt wurden, denn die Eingeborenen hatten auf dem Schiffe gestohlen und retteten sich nun mit ihrem Raub in die Wälder, wohin sie von den Kapitänen Cook und King beinahe eine Wegstunde weit vergebens verfolgt wurden.

Während Cook auf dieser Verfolgung begriffen war, ereignete sich schon wieder ein neuer Streit am Lande. In Folge einiger vorgefallenen Diebereien hatte einer der Offiziere es für seine Pflicht erachtet, Beschlagnahme auf ein Boot zu legen, welches einem Häuptling Parca gehörte, der sich seither den Engländern stets freundlich erwiesen hatte. Als dieser Parca nun kam, um seinen Kahn zu reklamieren, dessen Herausgabe der Offizier verweigerte, gab es eine Balgerei, in welcher der Häuptling mit einem Ruder über den Kopf geschlagen wurde, worauf die Eingeborenen sogleich die Matrosen mit einem Steinhagel angriffen, in die Flucht trieben und zwangen, nach einem Felsen in einiger Entfernung vom Gestade zu schwimmen und ihre Pinasse in den Händen der Wilden zu lassen, welche dieselbe sogleich plünderten und wahrscheinlich zerstört haben würden, wenn nicht Parca, welcher sich mittlerweile von dem erhaltenen Streiche erholt hatte, mit bewundernswerter Mäßigung und Veröhnlichkeit sich ins Mittel gelegt, das Boot aus den Händen der Wilden befreit, den Engländern zurückgegeben und sich sogar mit dem Offizier veröhnt haben würde, welcher die Veranlassung zu diesem Streite gewesen war.

Durch die unablässigen Diebereien und Reibungen gereizt, mochte Cook jetzt den Gleichmut und die Ruhe und Milde eingebüßt haben, die er bisher mit so gutem Erfolg gegenüber den Wilden an den Tag gelegt hatte. Am Morgen des

14. Februar bemerkte man, daß der große Kutter der „Discovery“ fehlte, welchen man nahe beim Schiff verankert und versenkt hatte, damit ihn die große Hitze nicht leek mache. Bei Untersuchung der Verankerung und der Boje ergab sich, daß das Untertau mit einem scharfen Instrument durchgeschnitten, der Kutter also unverkennbar gestohlen worden war. Sogleich begab sich Cook mit neun Seesoldaten aus Land und nach dem Dorfe Karaua, wo König Terriobu wohnte. Es war seither Cooks Gepflogenheit gewesen, bei jedem vorgekommenen größeren Diebstahl auf einer der Südsee-Inseln den König oder einige der Häuptlinge mit sich an Bord zu nehmen und so lange als Geißeln zu behalten, bis der gestohlene Gegenstand zurückgegeben wurde, und dieses seither stets erfolgreiche Verfahren wollte er auch diesmal durchführen. Er war so erbittert, daß er noch an Bord seine Doppelflinte lud und die Seesoldaten sogleich unters Gewehr treten und sämtliche Boote beider Schiffe bemannen ließ. Als er in das Dorf kam, wurde er mit den gewöhnlichen sklavischen Ehrenbezeugungen empfangen, begab sich sogleich nach dem Hause, das der König bewohnte, ließ diesen aus dem Schlafe wecken, teilte ihm in Kürze das Verschwinden des Kutters mit und lud Terriobu und dessen beide junge Söhne ein, ihm an Bord der „Resolution“ zu folgen und dort den Tag zuzubringen. Der König war auch sogleich dazu bereit, allein auf dem Weg nach dem Strande lief eines der Lieblingsweiber des Königs, die Mutter der beiden Knaben, diesen nach und beschwor Terriobu unter Thränen nicht mit den Fremden an Bord zu gehen, weil sie eine Lücke befürchte.

Nun faßten auch zwei Häuptlinge den König und versuchten ihn zurückzuhalten, und die von den kriegerischen Demonstrationen der Weißen erschreckten Wilden eilten an allen Seiten herbei und umdrängten die Briten in solch dichtem Haufen, daß diese nicht von ihren Waffen Gebrauch machen konnten. Terriobu ward von seinen Häuptlingen gezwungen, sich auf den Boden niederzusetzen und dazubleiben, und Kapitän Cook mußte nun seine Bemühungen aufgeben, den König zu einem Besuch an Bord zu veranlassen.

Bis dahin mochte Cook sich noch keiner Gewaltthatigkeit von Seiten der Eingeborenen versehen haben und wäre ohne Zweifel auch diesmal unverletzt davongekommen, wenn nicht plötzlich ein Schießen vom Wasser her die Wilden beunruhigt hätte. Von den Booten aus, welche sich quer über den Eingang der Bucht stationiert hatten, war nämlich auf einige

Rähne, welche in See zu gehen versuchten, geschossen und dabei ein angesehenener Häuptling getödtet worden. Als einer der Eingeborenen diese verhängnisvolle Botschaft brachte, war Cook soeben im Begriff, den König zu verlassen und sich nach dem Strande zurück zu begeben. Die Aufregung unter den Eingeborenen stieg nun aufs äußerste, sie schickten die Weiber und Kinder hinweg und zeigten deutlich ihre feindlichen Absichten dadurch, daß sie ihre Kriegsmatten anlegten und sich mit Speeren und Steinen bewaffneten. Den neun Seesoldaten war es mittlerweile gelungen, sich aus dem Haufen der Eingeborenen herauszuarbeiten und zu sammeln und auf den Felsen am Strande aufzustellen.

Jetzt eilte ein Eingeborener, einen schweren Stein in der einen, einen langen eisernen Spieternagel wie einen Dolch in der anderen Hand tragend, mit geschwungener Waffe auf Kapitän Cook zu und drohte ihn mit dem Stein zu werfen. Cook hieß ihn davon absehen, sah sich aber, da der Bursche nicht nachgeben wollte, gezwungen, einen Schrotchuß auf ihn abzugeben, welcher aber nicht durch die dichten Kriegsmatten des Burschen drang, sondern diesen nur noch mehr erbitterte. Die Eingeborenen bewarfen nun die Seesoldaten mit Steinen und einer der Wilden versuchte einen derselben mit dem Speer zu durchbohren, ward aber mit dem Gewehrsolben niedergeschlagen, und Cook selbst konnte sich seines Angreifers nur noch dadurch erwehren, daß er ihn mit einem Kugelschusse niederstreckte. Hierauf erfolgte von Seiten der Eingeborenen ein Steinhagel und ein allgemeiner Angriff, welcher von den Marinesoldaten und den Leuten in den Booten durch Musketenschüsse erwidert wurde. Gegen alle Erwartung hielten aber die Eingeborenen das Feuer mit großer Festigkeit aus, und aus den späteren Schilderungen der britischen Teilnehmer scheint hervorzugehen, daß keiner der Weißen mit dem Feuern zurückgehalten, sondern daß alle geschossen hatten und nun mit leeren Gewehren dastanden. Dies war ein großer Fehler, denn ehe sie noch Zeit hatten, wiederzuladen, wurden sie von den Eingeborenen in überwältigender Ueberzahl und unter furchtbarem Geschrei angegriffen und in ein wildes Handgemeng verwickelt, worin zunächst vier Seesoldaten, die sich auf die Felsen zurückgezogen hatten, abgeschnitten und niedergemacht und drei andere gefährlich verwundet wurden. Der Lieutenant erhielt einen Dolchstich zwischen die Schultern, hatte aber wieder geladen und schoß nun seinen Angreifer nieder, als dieser eben den Stoß wiederholen wollte. Als

man den unglücklichen Kapitän Cook zum letzten Mal deutlich sah, stand er am Wasserrande und versuchte die Eingeborenen durch Zureden zu beschwichtigen, die zwar nicht mehr auf ihn hörten, aber ihn doch nicht angriffen, so lange er ihnen das Gesicht zutehrte. Sobald er sich aber umkehrte, um wahrscheinlich seinen Leuten das Einstellen des Feuerns zu befehlen und weiteres Blutvergießen zu verhüten, stieß ihn einer der Eingeborenen mit dem Dolch in den Rücken, daß er vornüber und mit dem Gesicht ins Wasser fiel. Hier stürzten nun die Eingeborenen unter wildem Triumphgeschrei über ihn her und versuchten ihn zu ersäufen; aber zweimal entwand er sich ihnen, brachte den Kopf wieder heraus und sah sich nach der Pinasse um, welche nur wenige Schritte von ihm entfernt war, allein von dort her konnte ihm keine Hilfe geleistet werden, denn das eine Boot war schon überfüllt, und das andere vom Lande gestoßen, und jetzt erhielt Cook einen Keulen-schlag auf den Kopf, welcher ihn bewußtlos niederstreckte, worauf die Wilden ihn auf den felsigen Strand hinaufzerrten und hier in wüthendem Wetteifer mit Dolchstichen durchbohrten. Dann ließen sie die Leiche auf dem Felsen liegen und zogen sich ein Stück weit zurück, und die Engländer hätten nun die Leiche holen können, wenn sie sich rasch gesammelt und einen Vorstoß gewagt hätten; allein sie waren führerlos und hatten offenbar unter der Einwirkung jenes plötzlichen Ueberfalls den Kopf verloren. Die Wilden drangen daher nach einer Weile wieder vor, hieben die Leichen Cooks und der vier Seesoldaten in Stücke und verteilten diese unter die Häuptlinge!

So endete am 14. Februar 1779 Englands größter Seefahrer an einer fernen Küste unter den Händen einer Rotte von Wilden, inmitten einer Laufbahn, welche noch die reichsten Ergebnisse für die Wissenschaft versprach und zu den schon errungenen Ehren und Verdiensten neue hinzugefügt haben würde. Es war bekannt, daß Cook bei der Heimkehr von dieser Reise vom Könige mit dem Range eines Admirals und der Erhebung in den Adelsstand ausgezeichnet worden wäre. Allein nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse sollte dies nicht sein!

Die Engländer lieferten den Eingeborenen noch zwei weitere Gefechte, welche diesen viele Tote und Verwundete kosteten, und brannten das Dorf Rauraua nieder, wodurch sie zwar ihre Rachgier befriedigten und die ganze Habe der ihnen so gewogenen Priester zerstörten, aber doch vielleicht die Eingeborenen etwas einschüchterten, denn nach einigen Tagen kam

es zu einer Art Waffenstillstand und Friedensschluß zwischen beiden Parteien, in Folge dessen die Insulaner das wenige, was von Cooks Leiche noch übrig war, herausgaben, nämlich sein der Schädelhaut geraubtes Haupt, die beiden unversehrten abgeschnittenen Hände, die beiden Armtknochen, die Schenkelknochen und die Wadenbeine ohne die Füße, welche insgesamt in ein Bündel feinen Zeuges eingeschlagen und mit einem Federmantel überbreitet in feierlichem Zuge und unter dem Geleite von einigen tausend Insulanern an den Strand heruntergebracht wurden. Die Knochen des edlen Toten trugen Spuren, daß sie schon im Feuer gewesen; die Hände waren mit einer Salzkruste bedeckt. Am 22. Februar wurden diese Ueberreste in einen Sarg gelegt und mit militärischen Ehren am Strande beigesetzt, wo hernach ein gemauerter Morai darum und darunter aufgeführt und dieser erst in den jüngsten Jahren durch ein dieses großen Mannes würdiges Denkmal von Erz ersetzt wurde. Außer den genannten Ueberresten wurden auch noch die Läufe von Cooks Doppelgewehr, seine Schuhe und einige andere Kleinigkeiten zurückgegeben.

Der Zweck der ganzen Expedition wurde durch den vorzeitigen Tod Cooks so gut wie vereitelt, denn dem Unternehmen mangelte nun gewissermaßen die Seele, der leitende Geist, der alles beherrschende Wille. Der Oberbefehl ging an Kapitän Clerke über, welcher nach den vorhandenen Instruktionen verfuhr. Nachdem beide Schiffe am 22. Februar nach der Beerdigung Hawaii verlassen hatten, die „Resolution“ unter dem Befehl von Kapitän Clerke, die „Discovery“ unter demjenigen von Kapitän Gore, wurden noch einige weitere von den Sandwichs-Inseln besucht und untersucht, die Schiffe genügend verproviantiert und dann nach Kamtschatka gesteuert, wofür sie von den Russen auf Unalaska, namentlich von Ismailoff, mit Empfehlungsschreiben versehen worden waren. Nach kurzem Aufenthalte daselbst steuerten sie dann nach der Beringsstraße und versuchten in dieser sowohl an der asiatischen wie an der amerikanischen Küste nordwärts vorzubringen, um das Nordende von Amerika zu umfahren. Allein hier setzten unüberwindliche Eisbarrieren bald jedem Weiterkommen ein Ziel, und Clerke sah sich gezwungen, wieder nach Süden umzukehren. Am 22. August 1779 starb Kapitän Clerke und Gore rückte nun zum Kommandanten der „Resolution“, Lieutenant King zum Kapitän und Kommandanten der „Discovery“ vor. Die beiden Schiffe machten nun einen zweiten Besuch in Kamtschatka und machten sich über China, Indien und das

Kap der guten Hoffnung auf den Heimweg nach Europa; am 4. Oktober 1780 erreichten sie dann wieder die Küste von England, nach einer Abwesenheit von vier Jahren zwei Monaten und zwanzig Tagen.

Die Nachricht von dem jähen Tode Cooks rief in England eine tiefe und schmerzliche Bewegung hervor. Erst jetzt begriff man in allen Ständen, welch unersehblichen Verlust Vaterland, Schiffsahrts- und Erdkunde, Astronomie und Naturwissenschaft durch den frühen Hingang dieses genialen Mannes erlitten hatten, welcher als Seefahrer und Weltforscher ebenbürtig neben Columbus, Magelhaens und Tasman steht. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften ließ eine goldene Denkmünze auf den Tod ihres so hervorragenden Mitgliedes prägen und ein Exemplar davon den Hinterbliebenen Cooks verehren. Alle Akademien und gelehrten Gesellschaften Europas feierten seinen Hingang durch Gedächtnisreden u. s. w. Sir Hugh Palliser ließ auf seinem Landgute in Buckinghamshire seinem verstorbenen Freunde und Schützling eine Ehrensäule errichten. Unbekannte Verhältnisse verhinderten es, daß dem großen Weltumsegler ein Denkmal in der Westminster-Abtei errichtet wurde, welches er doch so sehr verdient hätte, und erst seit wenigen Jahren ist seine Ruhestätte im fernen Oceanien mit einem Denkstein geschmückt.

Cook war trotz seiner Einfachheit und Sparsamkeit ziemlich mittellos geblieben, und es ward daher auf die Nachricht von seinem Tode am 2. Februar 1780 im königlichen geheimen Räte beschlossen, seiner Wittve eine lebenslängliche Pension von 200 Pfd. Sterl. auszusetzen und jedem seiner drei überlebenden Söhne einen jährlichen Erziehungsbeitrag von 25 Pfd. Sterl. bis zu ihrer Volljährigkeit zu verabreichen, und zwar aus den Mitteln des Flottenbudgets. Außerdem wurden den Hinterbliebenen noch einige Vorteile, z. B. ein Anteil vom Ertrage der im Druck erscheinenden Reiseschilderungen, eingeräumt und am 3. September 1785 ein Wappenschild verliehen.

James Cook hatte sechs Kinder: James, Nathanael, Elisabeth, Joseph, Georg und Hugh. Joseph und Georg starben bald nach ihrer Geburt, Elisabeth in ihrem fünften Lebensjahre. Der älteste Sohn James (geb. in Chadwell 13. Oktober 1763) wurde Seemann und zeichnete sich 1785 als Schiffslieutenant aus. Der zweite Sohn Nathanael (geb. 14. Dezember 1764 zu Mile-End Old Towne), ebenfalls Seemann, verunglückte am 3. Oktober 1780 auf Jamaica in einem Sturm,

welchen er an Bord des Linienfahrers „Thunderer“ bestand. Der jüngste Sohn Hugh, geb. 22. Mai 1776 und von Sir Hugh Palliser aus der Taufe gehoben, trat später ebenfalls in den Dienst der königlichen Flotte.

Die welterschütternden Folgen der französischen Revolution entrückten die Verdienste des Kapitäns Cook einigermaßen der Beachtung seiner Zeitgenossen, aber die Nachwelt wird dieselben niemals vergessen, so lange es noch eine Wissenschaft und eine Zivilisation giebt. Der ehemalige arme Schiffsjunge glänzt unter den leuchtendsten Namen der Wissenschaft aller Zeiten und zeigt in der ermutigendsten und erhebendsten Weise, wie weit redlicher Fleiß und beharrliche Tüchtigkeit es in der Welt bringen können!

Das Tagebuch Cooks über seine dritte Weltumsegelung, vervollständigt und herausgegeben von Kapitän King, erschien erst 1784 und erneuerte wieder den Schmerz um den ungeheuren Verlust dieses hochbedeutenden Mannes, dessen Forschungen die Erdkunde so ungemein bereichert hatten. Seine bedeutenden Entdeckungen in der Südsee und an den Küsten von Festland-Australien führten der Krone Großbritannien eine Menge neuer Kolonien und Inseln zu, welche, wie Neuseeland und der australische Kontinent, Tasmanien, die Gesellschafts- und die Freundschafts-Inseln u. s. w. nun zu den wertvollsten überseeischen Besitzungen der Briten gehören, während andere Inselgruppen, wie z. B. die Sandwichs-Inseln, zu den wertvollsten Rastpunkten der Seefahrer in der ungeheuren Südsee geworden sind.

stand.
n Sir
Ma in

lution
n der
selben
eine
längt
zeiten
wie
Welt

lung.
chien
un=
For=
Seine
üften
nien
Neu=
esell=
den
oren,
seln,
uren



Als Posko ihm auf fünfzig Schritte nahe war, zog er langsam das Gewehr an die Wange und zielte. Der Gorilla richtete sich empor und stieß ein zorniges Gebrüll aus.

Der Gorilla-Jäger.

Erlebnisse und Abenteuer
eines jungen Deutschen in Westafrika.

Für Volk und Jugend erzählt

von

Otfr. Mylius.

ER

ORILLA AGER

und

Ergebnisse und Abenteuer

des jungen Deutschen in Ostafrika

von Dr. med. Dr. phil. Dr. jur.

Carl Schaller

I.

Das Hamburger Barkschiff „Martha“, Kapitän Udebor, hatte auf der Fahrt nach Guinea den fünften Grad nördlicher Breite passiert und steuerte nun ostwärts nach dem Kap Palmas, um in dessen Nähe ein Duzend sogenannter Kruboy's einzunehmen, nämlich freie Neger vom Stamm der Krub, welche tüchtige und ausdauernde Ruderer sind und an der Guineaküste von den europäischen Schiffen gern gemietet werden, um der Mannschaft die unter jenem heißen Himmelsstrich doppelt anstrengende Schiffsarbeit zu erleichtern. Die „Martha“ gehörte Hamburger Kaufleuten und war zunächst nach der Hafen- und Inselstadt Lagos an der Küste von Tabu bestimmt, wo sich verschiedene deutsche Handelshäuser angesiedelt haben, um Palmnüsse und Palmöl, Rotholz, Gummi und die übrigen Haupterzeugnisse des Küstenlandes aufzukaufen; hier sollte die „Martha“ einen Teil ihrer Ladung abgeben und mit dem Rest nach der Mündung des Gabun-Stromes gehen, um denselben gegen die vorgenannten Produkte und Elfenbein umzusetzen, dann nach Lagos zurücksegeln, ihre Ladung vervollständigen und nach Europa zurückkehren. Die für den afrikanischen Handel bestimmte Ladung aber bestand aus allem nur Erdenklichen, was ein Negerherz erfreuen kann, von Glasperlen und kleinen messingenen Schellen und Glöckchen, von Nähnadeln, Messern, Scheren, Beilen, Äxten und alten Stein- und Eisenwerkzeugen bis zu Schießpulver, Brantwein, seidenen Tüchern, Cylinderhüten und Drehorgeln, denn die Neger sind eigentlich nur große Kinder, welche alles begehren was sie nur sehen und längt die europäischen Waren nicht mehr entbehren können. Außer dem Kapitän und dem Commis, welcher die Aufsicht und Verrechnung über die Ladung hatte, war auch noch ein Passagier an Bord, welcher sich Bohumir Pojto nannte und seiner Profession nach ein Ausstopfer von Tier- und Vogelbälgen, ein sogenannter Konservator war, aber diese Reise unternommen hatte, um in jenen beinahe noch unerforschten Küstenländern von Guinea in der Nähe des Äquators Naturalien aller Art: Tier- und Vogelbälge, Schlangen und

andere Reptilien, Schmetterlinge, Käfer, Muscheln, Krabben u. s. w. für die Naturalien-Kabinette und Naturforscher zu sammeln, und der insbesondere nichts geringeres im Sinne hatte, als den großen menschenähnlichen Affen, den Gorilla, und dessen Verwandte, den Pongo, Tschega und Schimpanse, zu jagen. Durch den Amerikaner du Chailu und die Engländer Savage, Ford und Winwood Reade war nämlich neuerdings die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt und der Naturforscher auf diese menschenartigen Affen in einem Maße gelenkt worden, daß alle Kabinette und Museen Häute und Skelette von denselben haben wollten und diese mit fabelhaft hohen Preisen bezahlten. Allein nicht die Aussicht auf Gewinn war es, welche diesen jungen Mann zu einer solchen weiten Reise verlockte, sondern vielmehr die unbezwingliche Sehnsucht, die Wunder der Tropenwelt und ihre unermeßliche reiche Pflanzen- und Tierwelt zu erforschen und sich Muster davon zu sammeln.

Es war ein glühend heißer Maitag und die Sonne sandte ihre senkrechten sengenden Strahlen auf den Ozean herab, als die Spähwache im Mastkorb den fröhlichen Ruf: „Land, Land ahoi!“ erschallen ließ und trotz der erschlassenden Hitze die ganze Schiffsmannschaft auf Deck eilte, um das ersehnte Land zu schauen. Es war vorerst nur ein kleiner bläulicher Strich im Osten, einer niedrigen Wolkenbank ähnlich, allein der Richtung nach konnte es nur die afrikanische Küste sein, und jedermann war begierig auf den Punkt, welchen das Schiff bei seiner Landung zuerst berühren würde. Als um Mittag die üblichen Observationen der Höhe und Breite aufgenommen wurden, ergab sich denn auch, daß man sich noch etwas westlich von Kap Palmas befand, und augenblicklich wurde der Kurs nach diesem genommen. Gegen Abend bekam man denn auch das Kap selbst in Sicht und konnte auf den Höhen hinter demselben mittelst der Fernröhre die Gebäude der Mission unterscheiden, welche die amerikanischen Methodisten hier errichtet haben und mit gutem Erfolg betreiben. Da es aber zu spät war, um noch vor Einbruch der Nacht in die Nähe des Landes zu kommen, so ging der Kapitän vor Anker, sobald das Senklot etwa noch hundert Faden Tiefe zeigte, denn bei der starken Brandung und dem Mangel eines Lotsen war es nicht ratsam, sich näher an die Küste zu wagen.

Alles an Bord war in gespannter Erwartung und kaum grante der Tag, so steuerte man bis etwa auf eine Seemeile

vom Lande heran und ging wieder vor Anker. Als bald ward ein Boot ausgesetzt, um nach dem kleinen Dorfe hinüberzuruern, welches unweit dem Kap am Strande lag. Allein das Schiff war bereits vom Lande aus bemerkt worden, und man sah verschiedene Kähne vom Lande stoßen, welche dichtgefüllt mit mehreren oder nur gerudert von einem einzigen Manne kühn durch die starke Brandung steuerten und unverkennbar nach dem Schiffe hinzielten, um ihre Dienste als Lotfen und Schiffsleute anzubieten oder Früchte, Hühner, Fische und andere Lebensbedürfnisse zum Verkauf anzubieten. Kapitän Adebör rief deshalb sein Boot zurück, und kaum war dieses wieder an der Langseite, so kamen auch einige der kleineren Kähne heran, welche ganz schmal, nur für eine einzelne Person berechnet und aus einem einzigen Baumstamm mit Hülfe von Art und Feuer gefertigt waren. Und in diesen leichten, nur etwa vier Meter langen, achtzig Zentimeter breiten und hinten und vorn spitz auslaufenden Kähnen kniete je einer dieser stämmigen Kru-Männer, bewegte sich mittelst eines einfachen Schaufelruders sehr schnell vorwärts und achtete der heftigen Bogen der Brandung nicht.

Als die ersten auf Deck stiegen, wurden sie von dem Kapitän und ersten Maat mit der Brantweinflasche empfangen, denn das ist die übliche Bewillkommnung, welche diesen Negern von Seiten der Europäer zu Teil wird und nach welcher sie sehr lüftern sind. Es waren prächtige kräftige Gestalten, meist junge Burschen von mindestens 1,75 Meter Höhe, breiter Brust und mächtigen Muskeln und Sehnen; alle nackt bis auf eine kleine Lendenschürze und einige Messingdraht-Ringe um Arme, Handgelenke und Knöcheln und ein Halsband von Glasperlen, — ein gewaltiger Kontrast zu den schwächlichen, weiblichen Negern des Innern mit ihren dünnen Beinen und Armen. Kaum hatten sie aber ihren Blechbecher Brantwein geleert, so riefen sie um die Wette: Cap'in, Massa Cap'in mi taki, mi gud boy. (Kapitän, mich nehmen, ich guter Junge, d. h. noch unverheiratet.) Kapitän Adebör wartete aber, bis mindestens zwei Duzend von ihnen an Bord waren, dann erst traf er seine Wahl, stellte etwa zehn der kräftigsten beiseite und begann mit ihnen zu feilschen, indem er dem Mann drei Dollars Feuer (Gehalt) per Monat neben freier Verpflegung und freier Rückreise versprach. Endlich kam nach langem Handeln mit zehn von ihnen ein Vertrag auf fünf Dollars per Mann und Monat zustande, und wurden

diese unter die Aufsicht eines hünenhaften Burschen, welcher sich „General Thumb“ nannte, gestellt, welcher die Stelle eines Schiemanntes oder Unteroffiziers bei ihnen vertritt.

Kapitän Udebor und Wilms der Zahlmeister tauchten nun den anderen älteren Krus ihre Hühner, Pampswurzeln und sonstigen Früchte ab und mieteten von einigen derselben die beiden größten ihrer Känuhs, um darin Wasser zu fassen, weil diese Kähne, welche die Form eines — haben und hinten und vorn sehr aufgebogen und spitz zulaufend sind, sich weit leichter durch die heftige Brandung dieser Küste rudern lassen, als die europäischen Kielboote. Die leeren Wasserschiffe wurden aus dem Raum heraufgeschafft und in die Kähne verbracht und vier Matrosen und der zweite Steuermann denselben beigegeben, um nach der Mündung eines benachbarten kleinen Flusses zu fahren und dort Wasser einzunehmen.

Während der Vorbereitungen hierzu trat der eine Passagier der „Martha“, ein junger Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren, zu dem Kapitän heran und fragte bescheiden, ob er nicht mit den Kähnen ans Land gehen dürfe.

„Sie, Posko? was wollen Sie denn am Lande thun?“ fragte Udebor halb spöttisch, halb geringschäßig.

„Ich möchte ein bißchen jagen und Schmetterlinge und Käfer fangen, Kapitän,“ versetzte Posko bescheiden.

„Sie? na, Sie werden wohl ein eigenes Boot brauchen, um die Jagdbeute an Bord zu schaffen?“ fragte Udebor spöttisch. „Wollen wohl einen Löwen schießen in der halben Stunde, während deren Sie am Lande sein werden? Gehen Sie meinethalben, aber verirren Sie sich nicht, denn ich werde bei Gott nicht auf Sie warten, sondern mit dem Landwind wieder unter Segel gehen. Verstanden?“

„Ganz recht, Kapitän! ich werde nicht ausbleiben,“ versetzte Posko ruhig, denn er war schon gewöhnt, dem Kapitän zum Stichblatt seines etwas derben Humors und seiner Laune zu dienen; und einige Minuten später stand Posko ganz reisefertig wieder neben ihm.

Der zweite Maat trieb Posko, in den Kahn herunterzukommen, da er zum Abstoßen fertig war, und Posko stieg sicher und gewandt an der Strickleiter hinunter und stand bald im Boote.

„Waidmannsheil, Posko! vergessen Sie nicht, mir einen Elefanten mitzubringen!“ rief der Kapitän spöttisch herunter.

„Und mir ein Krokodil, Pojko!“ rief der Superlargo.

„Ich will die Gorillas mit Haut und Haar fressen, die dieser Pojko jemals schießen wird,“ sagte Udebor zu den Umstehenden. „Möchte wissen, was für eine Mücke den Herrn Weissert, der doch sonst ein gescheider Mann ist, gestochen hat, daß er uns den linkschen Burschen da mitgiebt, um ihn an den Gabün zu bringen. Offenbar will er sich einen Spaß mit ihm machen.“

„Wäre ein teurer Spaß, Kapitän,“ versetzte Heyse der Superlargo. „Der Prinzipal ist sonst nicht der Mann, welcher sich eine Schrauberei so viel Geld kosten läßt. Mich dünkt, er hat einen andern Zweck dabei. Ich habe so ein Vögelchen davon pfeifen hören, als ich am Tage vor unserer Abfahrt noch auf dem Komptoir war. Die Commis sprachen von dem seltsamen Passagier, welchen uns Herr Weissert mitgeben wollte und an dem er solch einen Narren gefressen habe, und einer von den Commis erzählte: wie der „Boß“ (Prinzipal) im vorigen Sommer in Wien gewesen sei mit seiner Frau und Nichte und das schöne zoologische Kabinet in der Hofburg besichtigt habe, sei er mit diesem Böhmen hier bekannt geworden. Nun habe Herr Weissert nach seiner gewohnten Weise mit seinem Etablissement in Lagos geprahlt und den dicken Hans gespielt und so heiser bemerkt, wenn er einen tüchtigen Mann wüßte, der da Lust hätte, einmal eine Spritzfahrt nach Westafrika zu machen, um Löwen und Gorillas und Leoparden und dergleichen zu jagen, so würde er ihm mit Vergnügen freie Fahrt hin und zurück auf einem seiner Schiffe gewähren und noch alle möglichen Erleichterungen einräumen.“

„Ja, das sieht dem Alten ganz ähnlich, Heyse!“ fiel ihm der Kapitän lächelnd ins Wort. „Meine ordentlich, ich höre und sehe ihn, wie er sich da vor den Landratten in die Brust warf und über die Brille hinwegblickend sagte: „Ich schicke jedes Jahr meine fünf oder sechs Schiffe nach Lagos; kommt mir gar nicht darauf an, einen Gelehrten kostenfrei mitzuschicken.“

„Na, so mag der „Alte“ damals auch vor dem Professor oder Hofrat geprahlt haben, welcher jenes Museum unter sich hat; der aber nahm ihn, wie ich gehört habe, beim Wort, stellte ihm den Pojko vor, welcher der erste Ausstopfer an jenem Naturalien-Kabinet war und schon längst sich mit dem Gedanken trug, eine Forschungsreise nach Afrika zu machen,

und nun mußte der „Mte“, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, zum bösen Spiel gute Miene machen und dem Pojto Gelegenheit geben, die Reise zu machen.“

„Hätte sich auch einen bessern wählen können, als diese Milchsuppe von einem Mann, dieser Pojto, der nicht einmal den Mut hat, eine Flasche Wein oder einen steifen Grog zu trinken,“ sagte der Kapitän Adebtor geringschätzig. „Der „Boß“ wird sein Geld wegwerfen.“

„Wohl kaum möglich, denn ein Mann wie Weiffert geht immer sicher,“ meinte Heyse.

Während dieses Gespräches, von welchem ihm die Ohren hätten klingen können, fuhr Pojto auf dem Rahne durch die tosende Brandung nach dem Lande hinüber. Das Herz pochte ihm sehr vernehmlich, so begierig war er, den Fuß auf den Boden dieses fremden Welttheils zu setzen, wo er sich ein solch reiches und ergiebiges Feld für seine Thätigkeit versprach. Dabei aber verlor er keineswegs die schwarzbraunen Ruderer aus dem Auge, welche der Kapitän vorhin angenommen hatte, denn er wußte aus Reiseschilderungen, welche er gelesen hatte, daß diese Kru- oder Fisch-Männer (wie man sie wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit im Rudern und Schwimmen nennt) die abgeseintesten Diebe und Spitzbuben sind und ihre Passagiere in den Rähnen bestehlen, wo sie nur können. Pojto aber hatte so vielerlei Kleinigkeiten, welche zum Fang von Tieren und zum Sammeln von Naturalien bestimmt waren, bei sich, die er nicht entbehren konnte, und die den Dieben auch von keinem Nutzen gewesen wären, während es ihm große Mühe gekostet hätte, sich diese Dinge wieder anzuschaffen oder herzustellen, so daß seine Fürsorge und Umsicht vollkommen gerechtfertigt war. Die Fahrt nach dem Lande lief aber trotz der starken Brandung ganz glücklich ab, ausgenommen daß die Passagiere ziemlich naß wurden. Die Rähne der Kru landeten in der Nähe des Kaps bei einem Dorfe, dessen eingeborene Einwohner zum Christentum bekehrt waren, und bogen dann in den kleinen Fluß ein, wo sie Wasser einnehmen sollten. Pojto mietete sich hier einen eigenen, von zwei stämmigen Kru-Männern geführten Rahn und fuhr den beiden andern Rähnen nach, denn er ahnte, daß er keinen von diesen zu seiner Verfügung haben würde, wenn es erst an das Wasserfassen ging, und daß man wahrscheinlich eine ziemliche Strecke weit den Fluß hinanfahen würde, bis man an eine Stelle käme, wo

das Wasser des Flusses noch ganz süß und nicht durch die Beimischung von Salzwasser brackisch oder ungenießbar wäre.

Diese Vermutung trog denn auch nicht, und als die Kähne in das Flößchen einbogen, sah Pojko sich bereits von der ganzen Üppigkeit der afrikanischen Tropenwelt umgeben. Beide Ufer des Flößchens waren niedrig und sumpfig, an ihren Rändern dicht besetzt mit Dickichten von Mangroven, jenen seltsamen Bäumen, deren Stämme auf einem von mehreren starken Wurzeln getragenen und aus dem Wasser ragenden Wurzelstock ruhen und große herabhängende Äste treiben, deren Spitzen sich ins Wasser und bis zum Boden herabsenken und dann sogleich selbst wieder anwurzeln und neue Stämme austreiben, so daß diese Sumpfwälder in fortwährendem Wachstum in der Breite und Weite begriffen sind und zur Vermehrung des Festlandes wie zum allmählichen Vertrocknen der Sümpfe dienen, während sie zugleich in einer Breite von einem bis zu mehreren Kilometern den Saum des Strandes oder Ufers bilden.

Pojko wußte, daß diese Mangrovenbäume, welche verschiedenen Pflanzensippen angehören, nur da wachsen, wo das Wasser noch salzig ist, und wo daher die Matrosen ihre Wasserräder nicht füllen konnten. Er fuhr daher mit seinem leichten Kähne voraus, um seine Zeit möglichst auszunutzen, denn der Hochbootsmann, welcher das Wassereinnehmen beaufsichtigen sollte, hatte ihm gesagt, daß diese Prozedur höchstens eine Stunde dauern würde, und Pojko versprach seinen beiden Aduthern, welche etwas Englisch verstanden, eine Handvoll Tabak, wenn sie ihn rasch vom Flecke bringen würden. Dies befeuerte den Eifer der beiden nackten Burschen, und Pojko sah mit Vergnügen die Mangrowendickichte an beiden Ufern allmählich dünner werden und eine andere buntere und dichtere Vegetation statt ihrer erscheinen. Bald erreichte er eine Stelle, wo das Flößchen eine Krümmung bildete und eine Sandbank zeigte, welche mit einem leichten Auslug von Buschwerk bewachsen war. Hier ließ er halten, und bedeutete dem einen Aduther, hier mit dem Kahn auf ihn zu warten, und stieg mit dem andern Kru-Mann, der sein Führer sein sollte, ans Land, um in den dichten Wald einzudringen und dessen Tierwelt kennen zu lernen.

Prächtige farbenglühende Schmetterlinge flogen vor ihm auf, buntgefiederte Vögel von jeder Größe flatterten am Rande des Waldes und zwischen den Baumkronen umher, und es

währte nicht lange, so war der junge Naturaliensammler in voller Arbeit, zum großen Staunen seines schwarzbraunen Begleiters, welchem die Rührigkeit und Beweglichkeit Poskos, wie seine Gewandtheit im Fang von Schmetterlingen und Käfern, im Ausfindigmachen von Raupen und im Flugschießen nach Vögeln im höchsten Grade auffiel, denn sonst sind die Weißen unter diesem Himmelsstriche äußerst träge und scheuen jede körperliche Anstrengung. Von der Jagdlust seines Herrn angesteckt und bald dessen Absichten begreifend, führte der Kru unsern Posko bald da- bald dorthin in die dunkleren Tiefen des Waldes oder auf sumpfige Lichtungen, wo die Hochstämme vereinzelter standen und nur dichteres Unterholz den weichen Boden bedeckten, und brachte ihn endlich zu einer dichten Gruppe von Bäumen, in deren Kronen eine ganze Schar Affen sich herumtummelte.

„Hier, Massa, viele, viele Affen — Du einen schießen,“ sagte er mit ermunternder Geberde, denn die Affen waren gar nicht scheu und fürchteten sich nicht, sondern wagten sich, wie von Neugier getrieben, auf die äußersten Astspitzen und begrüßten die beiden Eindringlinge mit lebhaftem Geschnatter und Geberdenspiel.

Es war eine Affenart, welche Posko noch nicht kannte, etwa 50 Zentimeter hoch und von schlankem Bau, mit runden Köpfen und langen Schwänzen, und er wollte jedenfalls einen derselben erlegen, um die Art genauer zu studieren. Er lud daher eine Kugel in seine Stockflinte, wählte sich einen der größten und schönsten dieser Affen aus und gab ihm einen wohlgezielten Schuß. Auf den Knall hin bebte der Affe zusammen und klammerte sich mit allen Bieren an den Ast an, während die anderen Affen ein lautes Geschrei erhoben und sich zu dem Verwundeten hindrängten. Posko lud wieder seine Stockflinte und that einen zweiten Schuß, der ebenfalls von Wirkung war, denn das durch den Kopf getroffene Tier stürzte vom Baum in die Büsche, wo Posko und der Kru es bald verendet fanden, und der Kru es mit einem gewissen Bögen auf die Schulter warf, als ob er fürchtete, selbst der tote Affe könnte ihm noch irgend einen Zauber anhängen. Kaum aber hatte Posko sich dieser einen Beute versichert, so sah er sich auch nach dem anderen angeschossenen Affen um und bemerkte, daß derselbe von drei oder vier seiner Brüder gehalten wurde, welche ihn von Ast zu Ast fortzuschleppen suchten, während die ganze Schar ein lautes, zorniges Geschrei erhob und dürrés

Holz und Baumfrüchte auf die beiden Männer herunterwarf. Pojto fürchtete, daß ihm seine Beute entgehen würde, wenn er nicht die anderen Affen abschreckte, welche den verwundeten unterstützten, und er ließ daher schnell eine Schrotpatrone in seine Stockflinte gleiten und schoß mitten in die Gruppe hinein, welche er durch die Baumkronen von Ast zu Ast flüchten sah. Das schmerzliche Geschrei und Gewimmer der Affen, welche erschrocken auseinander stoben, belehrte ihn über die günstige Wirkung seines Schusses, und der nun vereinzelte verwundete Affe suchte sich allein fortzuhelfen, strauchelte aber einige Male und fiel endlich vom Baum herab und auf den Boden. Bevor aber Pojto, der nun seine Stockflinte wieder mit einer Kugel lud, um den Leiden des Affen durch einen Fangschuß ein Ende zu machen, denselben einzuholen vermochte, kam der Kru, welcher den angeschossenen Affen ebenfalls verfolgt hatte, zurückgeeeilt und bedeutete mit einer Miene und Geberde des Schreckens dem Schützen, sogleich umzukehren. Pojto war überrascht, vernahm aber gleichzeitig ein klägliches Geschrei des Affen in kurzer Entfernung vor sich, gefolgt von einem dumpfen knurrenden Laute, während über ihm die Affenschar unter lautem erschrockenen Geschrei nach allen Seiten hin durch die Baumwipfel flüchtete.

Was ist das? fragte sich Pojto, entledigte sich eines Theils der Gegenstände, die er trug, und schlich nun mit dem schußfertigen Gewehr in der Hand langsam und vorsichtig durch die Büsche vorwärts. Bald sah er, um was es sich handelte, denn unter einem Busche ward er der gefleckten Haut eines Tieres ansichtig, das sich dort bewegte, und als er genauer hinschaute, erkannte er in einer Entfernung von kaum 20 Schritten vor sich einen jungen Leoparden, etwa von der Größe eines englischen Hühnerhundes, welcher den Affen zwischen seinen Zähnen und Klauen hielt und heißhungrig zerriß. Im Nu sank Pojto auf den Boden nieder, trock auf allen Vieren lautlos vorwärts, bis er den Leoparden ganz deutlich sah, zielte ruhig und schoß ihm seine Kugel gerade zwischen den beiden Lichtern (Augen) durch den Kopf. Er hörte das Einschlagen der Kugel und den Aufsprung des Tieres und beeilte sich sein Gewehr wieder zu laden, worauf er sich behutsam näherte; allein es war keine Gefahr mehr vorhanden, daß der Leopard ihn annehmen würde, denn das schön gefleckte Ragetier lag mit ausgestreckten Vieren über seiner Beute und nur ein leises Zucken der Beine und ein ohnmächtiges Schlagen

mit dem Schwanze verriet noch das entschwindende Leben. Pojto konnte sich leicht überzeugen, daß das Tier tot war.

Dies war ein vielversprechender Anfang seiner afrikanischen Jagden, und mit großer Befriedigung packte er den Leoparden am Genick und hob ihn auf, er war mausetot. Der arme Affe aber war ein verstümmelter blutiger Haufen Fleisch und für Pojto nicht mehr zu gebrauchen; daher schleppte er den verletzten Leoparden beim Genick nach der Stelle zurück, wo er sein Schmetterlingsnetz und seine übrigen Siebensachen gelassen hatte, und warf ihn dem Kru-Mann vor die Füße. Dieser prallte mit einem Schrei zurück, überzeugte sich dann aber, daß das Tier tot war, und überließ sich nun einer lebhaften Freude und Aufregung. Er tanzte um den Leoparden und um Pojto herum und schwätzte und lachte in einem fort, als wollte er dem glücklichen Schützen seine Bewunderung und Anerkennung zu erkennen geben, und Pojto entsann sich nun, irgendwo gelesen zu haben, daß unter den wilden Stämmen der afrikanischen Westküste die Erlegung eines Leoparden für ein ganz besonderes Heldenthat und der Besitz des Felles und der Zähne eines solchen Tieres für einen besonderen Zauber gilt, und er begriff nun, daß der Kru-Mann nichts Geringeres begehrte, als die Überlassung dieser schönen Jagdbeute. Lachend schlug er ihm dies ab, denn er war selbst über sein Jagdglück sehr vergnügt und konnte es sich nicht anders erklären, als daß der Leopard hier im Dickicht herum verirrt, den Fall des Affen gesehen und sich alsbald auf denselben gestürzt und ihn als gute Beute ergriffen habe, ganz ahnungslos wie nahe ihm selber dabei der Tod sei.

„Zurück nach dem Flusse!“ rief er dem Begleiter zu, denn er fürchtete sich zu verspäten, und der Neger schritt ihm voran, dem Wasser zu, und brach sich mit dem Affen auf den Rücken mühsam den Weg durch das Dickicht. Pojto folgte ihm, mit dem schweren Leoparden und seiner übrigen Jagdbeute beladen. Er wollte das Nagentier nicht dem Kru überlassen, aus Furcht derselbe könnte sich die Fangzähne oder irgend einen anderen Teil desselben als Talisman mitnehmen, und Pojto konnte sich auch nicht die Zeit nehmen, das Tier hier abzustreifen, von welchem er den Kopf und die Fußknochen am Balge lassen wollte, um es besser ausstopfen zu können, — eine Arbeit, welche vorerst zu zeitraubend gewesen wäre. So schritten denn beide in der Richtung des Flusses vorwärts, obwohl Pojto zu bemerken glaubte, daß sie nicht der Uferstelle zu-

strebten, wo sie ihren Kahn zurückgelassen hatten; aber es galt ja zunächst nur das Wasser zu erreichen.

Pojko und sein Begleiter hörten bald das Rauschen des Wassers und drangen in dieser Richtung vor; da war Pojko mit einem Male als hörte er Ruderschläge und menschliche Stimmen. In der Meinung, das könnten die beiden Kähne sein, welche die Wasserfässer führten, rief er laut: „Halloh! Boot ahoi!“

„Halloh!“ rief man zurück, und Pojko und sein Begleiter drängten sich nun desto beeifert durch das Dickicht, um bis zum Wasserrande zu gelangen. Als sie aber aus den letzten Büschen bogen und eine kleine Strecke des Fließchens über-schauten, erblickte Pojko ein ganz fremdes Fahrzeug, bemannt von drei Krü-Männern und einem Europäer in einer einfachen Tracht von grauem, rotgestreiftem Flanell mit einem breiten Strohhut auf dem Kopf. Dieser Weiße, ein sonnenverbraunter junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren stand am Bug des Fahrzeuges, eine schußfertige Doppelflinte in der Hand, und sah sich nach dem Anrufer um. Sein Fahrzeug war ein Kahn aus einem einzigen Baumstamm, ein mittelst Feuer und Art ausgehöhlter sogenannter Einbaum von etwa sieben Meter Länge, in der Mitte mit einer Bedachung von Palm-blättern und einem kleinen Mast. Die drei Krü-Männer, welche die Bemannung desselben bildeten, bemühten sich den Kahn durch Lavieren an Ort und Stelle zu halten.

Pojko und der Fremde hatten sich gegenseitig eine halbe Minute gemustert, dann rief der letztere auf Englisch: „Halloh, Sir, wer seid Ihr?“

„Ein junger deutscher Naturforscher auf einem Jagdaus-fluge,“ erwiderte Pojko in gebrochenem Englisch. „Verzeiht, Herr, ich konnte vorhin Euer Fahrzeug nicht sehen und hörte nur den Ruder Schlag und die Stimmen, und glaubte, es seien die Kähne mit meinen Schiffsgefährten, welche hier herum liegen müssen.“

„So sind wir Landsleute, — ich heiße Heinemann und bin von Bremen,“ sagte der Fremde. „Ihr seid aber nicht von der amerikanischen Mission von Kap Palmas?“

„Mit nichts, ich bin erst heute mit dem Hamburger Barkschiff „Martha“ hier angekommen, das draußen in See vor Anker liegt und hier frisches Wasser einnehmen läßt,“ entgegnete Pojko. „Ich habe meinen eigenen Kahn bei mir

und kam in Begleitung zweier weiterer Kähne, welche die Wasserfässer führen; habt Ihr sie nicht gesehen?"

"Nein, ich habe niemand bemerkt, wenigstens hier oben, — ich komme den Fluß herab von einem Ausfluge ins Innere. Eure Kähne müssen mehr flussabwärts liegen. Aber wollt Ihr nicht mit mir hinunterfahren, anstatt Euch mühsam durch Busch und Wald zu zwängen, Herr . . ."

"Pojko — Bohumir Pojko aus Wien, ist mein Name," sagte dieser. "Ich nehme mit Vergnügen Ihr Anerbieten an, Herr Heinemann, wenn Sie hier landen können."

"Kommen Sie nur, ich werde hinüberfahren," versetzte Heinemann und bald fand sich ein halb im Wasser liegender und im Schlamm und Sande festgerammter Baumstamm, welcher die Stelle einer Anlande vertrat, und über welchen Pojko und sein Begleiter nach dem dicht daneben anliegenden Kahn des Bremensers gelangen konnten. Beim Anblick des erlegten Leoparden rissen auch Heinemanns Kru-Männer die Augen weit auf und betrachteten Pojko mit ehrfürchtiger Bewunderung.

Der Kahn steuerte wieder ins Fahrwasser hinein und ward flussabwärts gerudert, und die beiden jungen Männer waren bald mit einander in einem vertraulichen Gespräch begriffen. Heinemann erfuhr von Pojko, wer dieser war und welche Pläne er verfolgte, und er machte dem jungen Deutschböhmen auch kein Hehl daraus, daß er sich dermalen nur auf einer Art Vergnügungsreise befinde, um die Welt zu sehen und die Länder der westafrikanischen Küste, ihre natürlichen Hülfquellen und Erzeugnisse und die etwaigen Vorteile kennen zu lernen, welche sie dem europäischen Handel darbieten würden. Heinemann war am Kap Verde und am Senegal gewesen, hatte verschiedene Küstenstriche und europäische Niederlassungen an denselben besucht, war von Sierra Leone herübergekommen und seit etwa vierzehn Tagen der Gast der amerikanischen Mission auf der Höhe des Kaps Palmas.

"Meine Absicht ist, auch Lagos und weiterhin die Ansiedelungen am Camerun und Gabun zu besuchen," sagte er, "und wenn Sie glauben, daß Kapitän Udebor mich als Passagier mitnehmen würde, so möchte ich gern die Fahrt mit Ihnen machen."

Pojko zweifelte nicht, daß der Kapitän hierauf eingehen würde, und als man nach einer Viertelstunde die drei anderen Kähne erreichte, welche hier im Fahrwasser lagen, gingen Pojko

und sein Begleiter an Bord ihres eigenen Rahns und Heinemann fuhr weiter, um womöglich noch vor den Wasser-Ginnehmenden an Bord der „Martha“ zu kommen und mit dem Kapitän zu verhandeln. Bis die Rähne mit den gefüllten Wasserfässern wieder an Bord zurückkehrten, hatte Herr Heinemann, welcher mit Kapitän Adebor schnell handelsseinig geworden war, sein Gepäck aus der amerikanischen Missionsstation abgeholt und sich in einer kleinen Kajüte neben derjenigen von Pojko häuslich niedergelassen und begrüßte diesen nun als Reisegefährten auf das freundlichste. Der Kapitän und der Zahlmeister waren zwar einigermassen überrascht, als sie sahen, daß der von ihnen so geringschäßig beurteilte und oft gehänselte Pojko etwa ein Duzend schön gefiederter Vögel, ebenfalls prachtvolle Schmetterlinge, viele schöne Käfer und andere Insekten neben einem Affen und einem Leoparden von seinem kurzen Jagdausflug an Bord zurückbrachte, allein sie enthielten sich, gleichsam beschämt, jeder Bemerkung darüber, und als bald nach Sonnenuntergang ein leichter Landwind aufsprang, lichtete die „Martha“ wieder die Anker und stach in See, um ihre Fahrt nach Lagos fortzusetzen.

II.

Das Leben auf dem Schiff ist so einförmig, daß der Reisende sich für alles ihm neue interessiert und sich rascher als unter irgend anderen Verhältnissen an einen Gefährten anschließt. So schenkte denn auch Eduard Heinemann am folgenden Morgen den Arbeiten Pojkos seine ganze Aufmerksamkeit, als dieser unter dem Zeltdach auf dem Verdeck seine gestrige Beute präparierte, d. h. die farbenglühenden Schmetterlinge ausspannte, die Käfer und Insekten aufsteckte und die Häute des Affen und des Leoparden, welche er noch am Vorabend sorgsam abgezogen und die Schädel- und Fußknochen darangelassen hatte, mit Arsenikseife präparierte und dann trodnete, um sie zu konservieren und später auszustopfen. Er richtete eine Menge Fragen an Pojko, welche dieser freundlich beantwortete, und Heinemann gestand nun, daß einem Reisenden in fernen Ländern viel Genuß entgehe, wenn er nicht mit den Naturwissenschaften vertraut sei.

„Es ist,“ sagte er, „als ob man nur mit einem Auge sähe, und man geht an vielen interessanten Dingen teilnahmslos vorüber, weil man nicht beobachten gelernt hat.“

„So ist es,“ erwiderte Pojto; „das Auge muß an Beobachtung gewöhnt und dadurch geschärft werden, und je mehr man sich damit vertraut macht, desto größer ist der Genuß und die Ausbeute. Es ist übrigens für Sie noch nicht zu spät, etwas Naturgeschichte zu erlernen und praktisch zu studieren, Herr Heinemann,“ fügte er ermutigend hinzu, „mit etwas Interesse, Fleiß und gutem Willen kommt man darin bald weit, und mein bißchen Wissen steht gern zu Ihrer Verfügung, wenn Sie mein Schüler werden wollen.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Pojto, aber ich bin ein wenig gelehriger Schüler,“ sagte Heinemann. „Ich bin kein Bücherwurm und kein großer Freund von Lektüre, namentlich unter diesem erschlaffenden heißen Himmel, welcher einem das Denken und Studieren noch mehr erschwert. Und doch fühle ich, daß der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen mich seither um manchen Genuß gebracht und die Ausbeute meiner Reise-Erfahrungen beeinträchtigt hat — man lernt doch ein Land weit genauer kennen, wenn man sich auch mit seinen Pflanzen und Tieren bekannt macht. Hätte ich dies zu thun vermocht, so würde ich gewiß aus meinen bisherigen Reisen in diesen Gegenden einen größeren Genuß und Vorteil gezogen haben.“

„Ohne allen Zweifel, mein Herr; aber es ist niemals zu spät, um mit dem Lernen zu beginnen, wenn es einem nur Ernst damit ist.“

„Nun ja, so sprechen Sie, Herr Pojto, der Sie eine sorgfältige Schulbildung genossen und dann studiert haben,“ sagte Heinemann; „das ist aber bei mir nicht der Fall, denn ich ward schon mit dreizehn Jahren und einem sehr dürftigen Schulunterricht auf ein Comptoir gesetzt, um die Kaufmannschaft zu erlernen.“

„Und ich,“ entgegnete Pojto lächelnd, „habe in meiner Kindheit nur eine Winterdorfschule im südlichen Böhmen besucht und bin ebenfalls mit dreizehn Jahren zu einem Ausstopfer in Prag in die Lehre gekommen. Ich habe meine Studien nur in der Praxis und dann als Handlanger bei einem Professor der Zoologie und Anatomie gemacht. Ich habe nur aus dem Leben gelernt, wenig genug aus Büchern; aber ich habe die Genugthuung, das Wenige was ich bin, aus mir selbst geworden zu sein.“

„Ist es möglich? ich hielt Sie für einen Studierten, für einen Gelehrten,“ sagte Heinemann.

"Sehr gütig und freundlich von Ihnen, aber ich muß diese Ehre ablehnen," versetzte Posko lächelnd. "Ich darf zwar ohne Selbstüberhebung annehmen, daß ich in meinem Fache etwas Tüchtigeres leiste, als viele meiner Berufsgenossen, denn sonst wäre mir wohl der Posten eines ersten Ausstopfers und Konservators am naturwissenschaftlichen Museum in der Hofburg zu Wien nicht übertragen worden; allein auf den Namen eines Gelehrten kann ich nicht Anspruch machen, wenn ich auch vielleicht in manchen Dingen etwas mehr weiß, als mancher Professor. Das kommt aber nur davon her, daß ich von jeher den offensten Sinn für die Natur und ihr Leben gehabt habe, wie alle diejenigen, welche gewissermaßen halb wild im Walde aufwachsen."

"Wie soll ich dies verstehen?" fragte Heinemann; "finden Sie es nicht unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir dies näher zu erklären?"

"Keineswegs, denn es gehört zu meiner Lebensgeschichte, Herr Heinemann," entgegnete Posko mit einem bescheidenen Lächeln. "Mein Vater war ein kinderreicher Waldläufer und Wildhüter bei einem böhmischen Standesherrn, welcher einen großen wildreichen Waldkomplex besaß. Wir wohnten mitten im Walde in einem kleinen armseligen Häuschen, fast eine Meile vom nächsten Dorfe entfernt. Hier wuchs ich auf, hütete die Ziegen und Schafe meines Vaters oder trug diesem sein Mittagbrot zu, wenn er in diesem oder jenem Teil seiner Hut beschäftigt war. Ich lernte den Wald und alle seine Geschöpfe und Bewohner kennen, vom Habicht und Säher bis herunter zu den Ameisen und wilden Bienen, aus deren Nestern und Häusen ich Ameisenlarven und Honigwaben holte. Wenn ich in den Spreukeln und Dohnen einen Vogel fing, den mein Vater nicht als ein jagdbares Federwild abliefern mußte, oder wenn der Vater einen Raubvogel oder ein Eichhörnchen schoß, wofür er Schutzgeld erhielt, so stopfte ich es aus nach einer rohen Anleitung, welche mir einer der Jagdgehülsen des Grafen gegeben hatte, und suchte es der Natur so ähnlich wie möglich zu machen. Auch stellte ich den Raubvögeln mittelst Habichtskörben und anderen Vorrichtungen nach und nahm ihnen die Brut aus den Nestern, weil dies von der Gutsheerrschaft verlangt wurde, zog die Jungen auf, bis sie groß genug und schön befiedert waren, brachte sie dann um und stopfte sie ebenfalls aus, und ein Büchsen Schmied in einem benachbarten Städtchen verkaufte dann meine ausge-

stopften Tiere an Jäger und sonstige Liebhaber. In der guten Jahreszeit war ich beinahe Tag und Nacht draußen im Walde und beobachtete das Treiben und die Lebensweise der verschiedenen wilden Tiere, bis ich die Gewohnheiten und den Aufenthalt von jedem so genau kannte, daß ich sie zu jeder Zeit leicht zu finden wußte. Im Winter ging ich zur Schule nach dem nächsten Dorf und lernte willig. Der Lehrer war ein wackerer strebsamer Mann, welcher selber eine große Freude an der Natur und der Tierwelt hatte, und dem ich hie und da einen selbstgefangenen Singvogel oder ein von mir ausgestopftes Tier als Zoll meiner Dankbarkeit brachte. Ich wäre am liebsten ein Jäger geworden wie mein Vater; aber es sollte anders mit mir kommen, denn als ich kaum mein dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte, starb mein Vater — die Mutter hatte ich schon früher verloren — und wir sieben Waisen mußten nun für uns selber sorgen. Mein Lehrer machte mir den Vorschlag, er wolle zu meinen Gunsten an einen bekannten Ausstopfer in Prag schreiben, damit mich derselbe in die Lehre nehme, denn dies setze mich schneller in den Stand, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, als wenn ich Jäger werden würde. Ich ließ ihn gern gewähren, und als er dem Ausstopfer schrieb und einen von mir ausgestopften Vogel einsandte, willigte dieser ein, mich zum Lehrling anzunehmen. Mit schwerem Herzen und leichtem Bündel — ein altes Taschentuch umschloß meine sämtlichen Häbseligkeiten — machte ich mich auf den Weg nach dem schönen Prag und fand endlich meinen Lehrherrn. Er war Wittwer und ein geschickter Mann, aber ein Trunkenbold, der nur arbeitete, wenn ihn die Not auf die Nägel brannte, und dabei roh und jähzornig. Aber er nahm sich meiner doch energisch an und lehrte mich, was er mich nur lehren konnte, nur bekam ich dabei mehr Schläge als Mahlzeiten, und mußte oft am Hungertuch nagen. Mein seit ich das Naturalien-Kabinet der Universität gesehen hatte, war mir mein Beruf noch einmal so lieb geworden, denn ich begriff, daß ich in demselben noch etwas werde leisten können, und ich gab mir alle Mühe. Ich besuchte eine Abendschule, wo ich Zeichnen und Modellieren, Schreiben und Rechnen lernte, und Sonn- und Feiertags durchstreifte ich die schönen Umgebungen Prags und sammelte in Feld und Wald Schmetterlinge, Käfer, Raupen u. s. w., fing Vögel, Eidechsen, Schlangen und anderes Gethier, das ich für mich ausstopfte und verwertete, damit ich mir Brot

und einige Bücher kaufen konnte, denn sonst wäre ich verhungert."

"Welch merkwürdiges Lebensschicksal!" sagte Heinemann höchst theilnehmend, "das war eine harte Jugend für Sie!"

"Allerdings, aber es war eine heilsame lehrreiche Schule," fuhr Posko fort. "Ich war meist allein in unserer kleinen Werkstätte, denn wenn mein Lehrmeister Geld hatte, so saß er bombenfest im Wirtshaus. Das Geschäft war ganz mir überlassen, und so mußte ich mich doppelt zusammen nehmen, um etwas zu lernen und zu leisten. So ging dies etwa drittehalb Jahre, da nahm dies Leben ein jähes Ende: mein Lehrherr hatte im Rausche Handel angefangen und einen andern lebensgefährlich gestochen, und kam dafür auf einige Jahre ins Zuchthaus. Seine Werkstätte ward geschlossen und ich auf die Straße gesetzt, so daß ich nicht wußte, wohin ich mein Haupt legen sollte, denn niemand nahm sich meiner an. Nun hatte ich vor längerer Zeit einmal beim Besuch der zoologischen Sammlungen im Karolinum eine Unterhaltung von zwei fremden Herren angehört, welche die Ansicht äußerten, die Prager naturhistorischen Museen könnten sich doch entfernt nicht mit den kaiserlichen Sammlungen in der Wiener Hofburg messen; und seither hatte ich Tag und Nacht keinen andern Gedanken, als dieses Wiener Museum ebenfalls kennen zu lernen. Da ich nun in Prag augenblicklich beim besten Willen kein anderes Unterkommen fand, so entschloß ich mich kurzweg, nach Wien zu gehen und in der großen Kaiserstadt mein Glück zu versuchen. Halb bettelnd wanderte ich mitten im Winter zu Fuß nach Wien, sah die Sammlungen in der Hofburg und stellte mich dem Konservator derselben vor mit der Bitte, mich als Lehrling anzunehmen. Er schlug mir's ab, denn er mißtraute meinem ärmlichen Aussehen und Aufzug, und bot mir endlich nach mehrfachen dringenden Bitten den Posten eines Ausläufers, Handlangers und Hausknechts in seiner Werkstätte an. Ich sah darin nichts demüthigendes, denn ich hatte keine andere Wahl und wollte nur Gelegenheit haben, etwas zu lernen. Ein paar harte Jahre folgten, während deren ich beinahe nur von Brot und Milch lebte; aber ich war geduldig und dienstfertig und hoffte auf bessere Zeiten, und so kam denn auch die Gelegenheit, wo ich zeigen konnte, was ich zu leisten vermochte. Der Vorstand der Sammlungen, ein Hofrat und Professor Schmidt, ward auf mich aufmerksam und begünstigte mich; ich wurde zweiter,

dann erster Gehülfe, vor drei Jahren Konservator, denn ich hatte mich allseitig nützlich zu machen gesucht. An den Wintersonntagen war ich ein ständiger Besucher der Menagerie in Schönbrunn, um die fremden Tiere und ihren Habitus und Wesen zu studieren; aber in der guten Jahreszeit verließ ich schon am Samstag nach Feierabend die enge Stadt und durchstreifte die herrlichen Umgebungen Wiens: den Wiener Wald, den Kahlenberg und Bisamberg, das Marchfeld, die Donau-Auen u. s. w., sammelte Naturalien und beobachtete die wilde Tierwelt. Zuweilen kam ich sogar bis hinunter zum Neusiedler- und Plattensee und bis in den Bakony-Wald. Bald wußte ich den Standort und die Lieblingswechsel der verschiedenen Vögel und Säugetiere und lernte sie mit den von mir erfundenen und konstruierten Netzen, Fallen und sonstigen Hilfsmitteln fangen, und wenn dann Herr Professor Schmidt oder einer der Konservatoren mir sagte: „Posto, ich brauche diesen oder jenen Vogel oder Fisch, dieses oder jenes Säugetier oder eine bestimmte Schlange oder ein Insekt!“ so war ich meistens in der Lage, ihm am Montag früh das Verlangte zu überbringen, und dadurch erwarb ich mir Achtung und Vertrauen und legte kleine Sammlungen an, welche ich mit Vorteil wieder veräußerte. Und so schwanden mir zehn oder zwölf Jahre ganz unvermerkt, bis ich mich endlich an dem einen Ziel meiner Wünsche, nämlich auf der Stelle des ersten Konservators am Wiener Kabinet und in einem gewissen Rufe als Ausstopfer sah, denn mir genügt es nicht mehr, das einzelne Tier in seiner ganzen Eigenart und Lebensstimmung darzustellen, sondern ich hatte mich mit Erfolg darauf verlegt, namentlich von den Tieren und Vögeln unserer Heimat, ganze Familiengruppen darzustellen, welche so viel wie möglich dem Leben abgelauscht waren und überall auf Ausstellungen und in Sammlungen das größte Aufsehen erregten.“

„Fürwahr, ich erinnere mich selber einige davon gesehen zu haben, welche allgemein bewundert wurden,“ fiel ihm Heinemann ins Wort; ich freute mich nun doppelt, den Urheber dieser Kunstwerke — denn das sind jene Gruppen — kennen zu lernen. Aber gerade darum bin ich auch nicht wenig erstaunt, Sie hier zu treffen, fern von Ihrem so erfolgreichem und dankbaren Wirkungskreise.“

„Ja, sehen Sie, das hat seinen besonderen Grund, lieber Herr,“ erwiderte Posto bescheiden und mit einem halb verlegenen Lächeln, welches auf ein fast kindliches Gemüt deutete.

„Leute meines Schlages sind unruhige Köpfe und schwer zu-
frieden zu stellen. Mein einsames, arbeitsvolles, zurückgezogenes
Leben hat mich nicht festhaft gemacht, sondern mir den Drang
gegeben, immer hinauszustreben. Ich habe mir angewöhnt,
möglichst viel zu lesen, namentlich Naturgeschichten und Be-
schreibungen von Forschungsreisen, und das hat in mir ein
förmliches Schwalbengefühl geweckt. Jedes Jahr, wenn der
Frühling wiederkam und ich meine Sonntags-Ausflüge antrat,
hab' ich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der Ferne ver-
spürt, nach den Ländern mit einem recht reichen und üppigen
Tierleben, nach den Tropenländern mit ihren mächtigen Tieren,
und ich habe mir die Lust vergegenwärtigt, den Löwen, Tiger,
Leoparden, Büffel, das Nashorn, den Elefanten, das Fluß-
pferd und Krokodil zu jagen. Ich sah aber ein, daß ich mir
diesen Genuß versagen mußte, denn nur sehr reiche und ganz
unabhängige Männer können sich dieses Vergnügens verschaffen.
Unter den Reisebeschreibungen, welche mir auf diese Weise in
die Hände fielen, waren auch diejenigen von du Chaillu,
Winwood Reade und anderen. Es war darin von dem neuen,
riesigen, menschenähnlichen Affen, dem Gorilla, die Rede, von
welchem die ganze Welt sprach und von welchem alle Samm-
lungen ein Exemplar haben wollten. Auch unser Museum
wollte einen der wenigen Gorillas kaufen, welche nach Europa
gebracht wurden; allein der Londoner Naturalienhändler,
welcher uns daselbe anbot, forderte eine so hohe Summe nur
für den Balg allein, daß wir nicht darauf eingehen konnten
und es mir dünkte, daß ich, wenn man mir diese Summe
zur Verfügung stellen würde, dafür an Ort und Stelle eine
ganze Gorilla-Familie und vielleicht sogar einige lebende Exem-
plare bekommen könnte. Von dieser Überzeugung durchdrungen,
setzte ich ein Schriftstück auf, worin ich den Vorschlag machte,
man solle mich mit einem halbjährigen Urlaub und der von
dem Naturalienhändler geforderten Summe versehen und eine
Reise nach dem tropischen Westafrika machen lassen, und ich
wollte mich anheischig machen, dafür ein halbes Duzend
Gorillas mit Skelett und Bälgen und Schädeln und wo
möglich noch einen lebenden einzuliefern. Allein meine vor-
gelegte Behörde lehnte meinen Vorschlag von kurzer Hand ab,
denn ich war ja nur ein gewöhnlicher Ausstopfer und kein
studierter Gelehrter; die gestrengen Herren hatten mich vom
Auskehrer zum Konservator heraufblicken sehen und schauten
natürlich voll Geringschätzung auf mich herab. Ich hatte

ferner keinen einflußreichen Fürsprecher und keine vornehmen Gönner und vielgeltenden Familien-Verbindungen, und mein Vorschlag ward von niemand unterstützt, als von dem Professor Schmidt. So ward mir mein Besuch abge schlagen aber der Plan gefaßt, diesen Reiseauftrag dem Sohne eines der Herren Hofräte zu erteilen, der zwar ein flotter Student und junger Lebemann, aber nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten ganz und gar ungeeignet zu einem solchen Unternehmen ist, denn derselbe ist weder Jäger noch Zoolog, aber ein weltgewandter Bursche und Sohn eines angesehenen und hochgestellten Mannes, und Sie wissen ja: wer den Papst zum Vetter hat, der wird bald Kardinal!"

"Ja wohl, so geht es in der Welt!" sagte Heinemann teilnehmend; „aber es scheint, daß Sie dennoch die Mittel gefunden haben, Ihr Vorhaben auszuführen."

"Allerdings, mein Herr, aber in ganz anderer Weise und durch einen glücklichen Zufall," fuhr Pojto fort. „Eines Tags besuchte ein Hamburger Kaufherr mit seinen Damen unser Museum. Es fiel ihm auf, daß wir noch keinen Gorilla haben und überhaupt verhältnismäßig wenige Tiere der westafrikanischen Küstenländer. Er ließ sich darüber in ein Gespräch mit dem Professor Schmidt ein, welcher zufällig in der Sammlung anwesend war, und erklärte sich erbötig, irgend einem geeigneten Mann, welcher Gorillas jagen könnte, die kostenfreie Reise nach Lagos und zurück auf einem seiner Schiffe zu verschaffen. Herr Schmidt griff diesen Gedanken begierig auf, ließ mich rufen, stellte mich dem Herrn Weiffert vor und erläuterte mir dessen Auerbieten. Ich sah darin einen Fingerzeig der Vorsehung, welcher mir die Ausführung meines Lieblingsplans ermöglichte, und nahm daher das Auerbieten um so dankbarer an, als mir vor allem daran lag, jenem jungen Herrn Doktor zuvorzukommen, welchem man die von mir geplante Expedition anvertrauen wollte. Ich nahm auf ein Jahr Urlaub, machte meine kleinen Ersparnisse flüssig, traf meine Reise-Vorbereitungen und Zurüstungen, und — hier bin ich nun, auf der Schwelle meiner Expedition!"

"Wie? und Sie wollen diese Reise ins Innere, diese gefährvollen Jagdzüge allein antreten?" fragte Heinemann.

"Was denn anderes, lieber Herr? Selbst ist der Mann, und meine Mittel erlauben mir kein großes Gefolge," sagte Pojto. „Meine Ausbeute muß mir meine Reisekosten decken, denn ich werde alle Arten von Naturalien sammeln und nach

Europa senden, um sie dort durch die bedeutendsten Naturalienhändler in London, Paris und Hamburg verlaufen zu lassen. Dies ist mein Plan, welcher mir hoffentlich gelingen wird, und Sie sehen, der Anfang ist ermutigend.“

„Allerdings, aber Sie haben offenbar verschiedene Hindernisse und ungünstige Umstände nicht in Rechnung genommen“, versetzte Heinemann, „nämlich die Feindseligkeit der wilden Völkerschaften des Innern, die beständigen Fehden und Kriege der einzelnen Stämme unter einander, deren Zweck die Gewinnung von Sklaven zum Sklavenhandel ist, die Mühseligkeiten des Reisens, die ungeheuren Entfernungen, der Mangel an menschlichen Niederlassungen, die Schwierigkeit, sich mit den Eingeborenen verständlich zu machen.“

„Mit nichts,“ ich habe an alle diese Dinge und noch andere wohl gedacht, Herr Heinemann,“ entgegnete Posto lächelnd. „Aber andere haben vor mir mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und sie dennoch überwunden, und andere kochten auch nur mit Wasser. Auch sehen sich alle diese Hindernisse von ferne viel grausiger an, als sie in der Nähe und Wirklichkeit sind, denn immer gilt der Spruch: Kommt Zeit, kommt Rat! Ich habe mir nun einmal meine Aufgabe gestellt, und ich setze meine ganze That- und Willenskraft daran, dieselbe zu lösen. Der Erfolg liegt dann in einer höheren Hand.“

Heinemann war kein lebhafter, sanguinischer und überfrudelnder junger Mann, der gewissermaßen das Herz in den Händen trug; er war im Gegentheil wenig mittheilbar, ernst, wortfarg, beobachtend und nicht gewöhnt, seine hingenommenen Eindrücke dem ersten, besten preiszugeben. Aber Postos einfache und bescheidene Darlegung seines Lebensganges und seiner persönlichen Verhältnisse hatten einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht und ihm eine größere Theilnahme und ein regeres Mitgefühl eingeflößt, als er an die Erscheinung treten ließ, und er freute sich darüber, daß er einen solch interessanten Reisegefährten gefunden hatte, von dem er gar manches Nützliche zu erlernen hoffte. Er schloß sich daher auch alsbald an Posto an, ohne jedoch dies in irgend welcher lebhaften Weise zu betheiligen, und die vier Tage, welche sie mit einander auf der Reise von Kap Palmas nach Lagos zubrachten, überzeugten Heinemann, daß Posto eine biedere, brave, fast kindliche Natur sei, und ließen ihn den Ausstopfer und Naturforscher beinahe Liebgewinnen.

Die Ankunft in Lagos brachte mancherlei Aufregungen mit sich, und die beiden Passagiere waren vor dem Landen jeder so mit sich selber beschäftigt, daß er sich wenig um den andern bekümmern konnte. Ebenso waren der Kapitän und der Superkargo zu sehr von der Vergung ihrer Ladung und von ihren Geschäften in Anspruch genommen, um sich viel um die Passagiere zu bekümmern. Lagos liegt auf einer niedrigen flachen Insel, seewärts senkt sich das Meer hier rasch zu einer bedeutenden Tiefe, aber es herrscht eine so starke Brandung, daß die großen Schiffe weit in See vor Anker gehen müssen, denn an der dem Festland zugekehrten Seite der Insel Lagos ist die Bucht zu leicht für größere Fahrzeuge, und der Verkehr zwischen den hier anlegenden Schiffe und der an der Landseite der Insel liegenden Stadt wird nur durch ein kleines Lichter-Dampfsboot vermittelt. Mit diesem fuhren Pojto und Heinemann in die Stadt und suchten ein Unterkommen in einem deutschen Speisehause, wo die Commis und sonstigen Angestellten der hier befindlichen deutschen Handelshäuser verkehrten. Pojto hatte von Herrn Weißert Empfehlungen an dessen Geschäftsführer und seine Neffen, und so fand Pojto bei diesen die freundlichste Aufnahme, in welche natürlich auch Herr Heinemann eingeschlossen wurde. Es ist in fernen Ländern immer höchst erfreulich, Landsleute zu treffen, mit denen man sich von der Heimat unterhalten kann; um wie viel willkommener waren daher die beiden Ankömmlinge den zehn oder zwölf deutschen Commis und Maschinenisten, welche hier in Lagos lebten, ganz umgeben von lauter Schwarzen und Farbigen, denn die Zahl der damals in Lagos befindlichen Weißen — Engländer, Amerikaner, Deutsche und Franzosen — belief sich kaum auf 50 bis 60 Köpfe, und die ganze übrige Bevölkerung bestand aus Afrikanern und Mischlingen.

Die hier ansässigen jüngeren Weißen und namentlich die Deutschen ließen es sich nicht nehmen, die beiden Landsleute recht zu feiern: sie gaben denselben mehrere Bankette und Schmäuse, bei welchen die Tafel beinahe unter der Menge der leckersten Speisen brach und die besten europäischen Weine in Strömen flossen, denn diese Commis und sonstigen Beamten der verschiedenen Faktoreien waren gut bezahlt und hatten hier keine anderen Genüsse als die Tafelfreuden.

Die Lebensweise und die Unterhaltung dieser jungen Männer gefielen dem einfachen nüchternen Pojto nicht und hatten nichts Anziehendes für ihn, der nur für seinen Reise-

zweck lebte und ein nüchternes arbeitsvolles und strebsames Leben gewöhnt war.

Posko sah sich daher zunächst um eine Reisegelegenheit nach den Niederlassungen an der Mündung des Gabunflusses um, fand jedoch eine solche Gelegenheit nicht und ward auf die Ankunft eines englischen Schiffes vertröstet, welches um diese Jahreszeit gewöhnlich Lagos auf der Fahrt nach dem Gabun und Ogowé berührte. So blieb ihm dann nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und die Zeit bis zur Ankunft dieses Schiffes so gut wie möglich auszunützen, indem er sich zuerst mit der ziemlich spärlichen Tierwelt der Insel Lagos bekannt machte und dann mit den Rähnen der Eingeborenen, welche Palmöl und Palmnüsse vom Festland herüberbrachten, einen Ausflug dorthin machte, um zu jagen und zu sammeln.

Alle angestellten Erkundigungen bei den halbwilden Eingeborenen und bei den auf verschiedenen Pflanzungen und Faktoreien am Festland angestellten Weißen, welche Posko immer auf das gastfreundlichste aufnahmen, aber für einen Sonderling hielten, da er nichts auf die Tafelfreuden und die Genüsse der Weinflasche hielt, sondern am liebsten von Brot, Früchten, Vegetabilien und Thee lebte, — alle diese Erkundigungen ergaben, daß in den Wäldern dieses Küstenstrichs der gesuchte Gorilla nicht zu finden sei. Diese Wälder beherbergten Antilopen, Löwen, Leoparden, Büffel, Paviane und eine Menge anderer Affen sowie eine Unzahl von Vogelarten, oft vom prächtigsten Gefieder. Tiefer im Innern sollte es noch wilde Elefanten, Nashorne, Flußpferde u. s. w. geben, aber vom Gorilla und den anderen menschenähnlichen Riesaffen wußte niemand etwas, und Posko sah, nachdem er allerdings manches Neue und Interessante gesammelt hatte, endlich ein, daß er eigentlich hier seine Zeit vergeuden würde, und kehrte daher nach Lagos zurück mit dem festen Entschluß, so bald wie möglich südwärts weiter zu reisen.

Er war zehn oder zwölf Tage am Festlande gewesen und Herr Heinemann einstweilen in Lagos zurückgeblieben, um sich mit den dortigen Handelsverhältnissen bekannt zu machen. Als beide wieder zusammen trafen und Posko den Wunsch äußerte, baldmöglichst fortzukommen, fand er zu seinem Vergnügen Heinemann von demselben Entschlusse erfüllt. Auch dieser hatte jetzt alles gesehen und kennen gelernt, was Lagos bot, und es drängte ihn ebenfalls weiterzugehen.

„Ich sehne mich nach Ruhe und Natur,“ sagte er zu Pojto. „Wenn Sie irgend ein Reisemittel finden, Herr Pojto, und Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist, so möchte ich mich Ihnen anschließen.“

„Sie sollen mir willkommen sein, Herr Heinemann,“ erwiderte Pojto und versprach, sich gleich am andern Tage nach irgend einer Gelegenheit umzusehen, da es doch hier kleine Küstenfahrer und andere Fahrzeuge sowie Schiffe geben werde, die man chartern (mieten) könne, um die kurze Reise nach dem Gabün, nur etwa 150 Meilen, zu machen.

Pojto suchte am andern Tage den Vorstand der Weißfertschen Faktorei in dieser auf und trug ihm sein Anliegen vor, aber dieser widerriet es, ein Fahrzeug zu mieten.

„Die paar Schaluppen und Küstenfahrzeuge, welche wir hier haben, sind entweder Eigentum der verschiedenen Handelshäuser und diesen unentbehrlich, oder es sind alte, bresthafte und ausrangierte Schiffe, welche in den Besitz von Mulatten und Farbigen übergegangen sind, die darin Handel treiben. Ich bin jedoch überzeugt, daß diese Fahrzeuge Ihnen weder Bequemlichkeit noch Sicherheit genug für eine längere Reise unter diesem Himmelsstriche bieten können, und ich möchte Ihnen bemerken, daß deren Eigentümer meist höchst unzuverlässige und habgütige Leute sind, welchen ich nicht über den Weg trauen würde. — Nein, da möchte ich Ihnen, wenn Sie das englische Schiff nicht abwarten können und wollen, einen anderen Vorschlag machen, draußen auf der Rhee liegt dermalen eine kleine Handelsbrigg, einem portugiesischen Händler namens Pereira gehörig, welcher hier europäische Waren einkauft, um sie nach den Gegenden an den Mündungen des Ogowé zu führen. Ich will Ihnen einige Zeilen an denselben mitgeben, und vielleicht willigt er ein, Sie nach Gabün mitzunehmen, denn Pereira ist ein guter Geschäftsmann und nimmt gern jeden Profit mit.“

Dieser Vorschlag leuchtete Pojto ein, und mit dem Billet des Faktors in der Hand eilte er zu Herrn Heinemann, um diesem das Gehörte mitzuteilen, und beide benutzten sogleich die nächste Fahrt des kleinen Lichter-Dampfsboots, um nach der Rhee hinauszufahren und dem Sennor Affonso Pereira und seiner Brigg einen Besuch abzustatten. Sie fanden ein hübsches, reinliches und zierlich gebautes Schiff, welches ein tüchtiger Segler zu sein schien, und einen höflichen Empfang an Bord desselben bei seinem Eigentümer. Affonso Pereira

war ein kleiner, beweglicher schwarzbrauner Mann von etwa 45 Jahren, mit gezeichneten dunklen Augen und einem aufgeweckten Wesen; er war ein Portugiese von der portugiesischen Insel St. Thomas, welche ungefähr ein Duzend Meilen von der afrikanischen Westküste bei der Mündung des Fernando-Vaz-Stromes liegt. Er war unverkennbar ein alter Seemann und hatte in seinem Gebahren etwas Kühnes, Derbes und Entschlossenes, was ihn in den Ruf brachte, ein ehemaliger Sklavenhändler zu sein. Allein die wenigen Zeilen des deutschen Faktors bewogen Pereira, die beiden Gäste mit der größten Zuversichtlichkeit aufzunehmen und ihr Anliegen anzuhören, auf welches er jedoch nicht sogleich eingehen wollte. Vielmehr wünschte er zuvor zu wissen, was die beiden jungen Männer nach dem Gabun lockte. Pojto machte kein Hehl aus seinen Zwecken und nannte die Gorilla-Jagd und die Sammlung von Naturalien; Keinemann erwiderte zurückhaltender, daß er nur zu seinem Vergnügen reise und um fremde Länder zu sehen, was dem Portugiesen seltsam vorkam.

„Offen gestanden, meine Herren,“ sagte dann Pereira nach einigem Zaudern, „ich habe im Grunde keine große Lust an den Niederlassungen der Gabun-Mündung anzulegen, denn ich siehe auf etwas gespanntem Fuße mit den europäischen Kreuzern, und in der Gabun-Mündung liegen immer ein britisches und ein französisches Kriegsschiff. Was nun Ihr Vorhaben anlangt, Gorillas zu jagen,“ wandte er sich an Pojto, „so kann ich Sie nur versichern, daß Sie dieses weiter südlich, am Ogowai und Fernando-Vaz, weit leichter ausführen können als am Gabun. Am Fernando-Vaz können Sie wenige Kilometer vom Flusse Gorillas treffen und jagen, während Sie am Gabun jetzt verschiedene Tagereisen stromauf- und landeinwärts fahren müßten, bis sie Gorillas finden würden, welche dort von den europäischen Jägern und von den Stämmen der Fun und Bataalai durch eifrige Verfolgung in den letzten Jahren beinahe ausgerieben sind, während sie am Fernando-Vaz und seinen Zuflüssen noch in Menge vorkommen und die dort wohnenden ziemlich friedlichen und sanften Stämme der Commi, welche noch wenig mit dem Schießgewehr umgehen können und ihre Felder und Gärten häufig durch die Besuche der Gorillas verwüstet sehen, einen europäischen Jäger mit Vergnügen aufnehmen und in jeder Weise unterstützen werden, namentlich wenn ich ihn den Häuptlingen und Ältesten der einzelnen Stämme empfehle.“

Dies leuchtete Pojto sehr ein und er war sehr geneigt darauf einzugehen, aber er wollte erst abwarten, was Herr Heinemann dazu sage, den er erwartungsvoll ansah. „Ich möchte zwar sehr gern die Niederlassungen und Gegenden am Gabun kennen lernen,“ erwiderte dieser, „allein dies eilt ja nicht, und wenn es für Sie ein Opfer wäre, uns dorthin zu bringen, so würde ich ebenso gern mit Ihnen nach St. Thomas oder nach dem Fernando-Vaz oder Ogowai gehen.“

„Um so besser, meine Herren, denn Sie können beides miteinander verbinden,“ sagte Pereira, und bewog hierdurch die beiden jungen Männer, mit ihm abzuschließen, daß er sie nach dem Fernando-Vaz bringe und den Häuptlingen der dortigen Stämme empfehle. Bei einer Flasche Portwein wurde man bald handelsseins und kam überein, daß die beiden Passagiere ihr Gepäck sogleich an Bord schicken und am nächstfolgenden Abend vor Sonnen-Untergang sich an Bord der Brigg einfinden sollten, welche mit dem aufspringenden Landwinde unter Segel gehen würde, und Pojto und Heinemann waren froh, die glühend heißen Dünen und breiten Straßen von Lagos verlassen zu können.

III.

Acht Tage später passierte die portugiesische Brigg nach einer glücklichen Fahrt die Insel St. Thomas auf der Seeseite und nahm ihren Kurs ostwärts nach dem Kap Lopez. Am Nachmittag des folgenden Tages kam die niedrige Küste in Sicht und bald lief man in die Bucht ein, in welche der Fernando-Vaz und mehrere andere Flüsse, lauter Arme desselben Hauptstromes, von verschiedenen Seiten her münden. Da jeder dieser Flüsse jedoch eine bedeutende Barre vor seiner Mündung hat, an welcher die langen Wogen des Atlantischen Oceans mit einer furchtbaren Wut branden, und Pereira nicht in der Dunkelheit weiter zu fahren und die Mündung des Fernando-Vaz zu suchen sich getraute, so ging die Brigg hier in Sicht des Landes vor Anker, um ihre Fahrt erst am anderen Morgen zu vollenden.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit sah man dort und dort an der niedrigen Küste die kleinen Rauchwolken auf-

steigen, welche von den Feuern der zerstreuten Dörfschen der Eingeborenen herrührten.

Am andern Morgen fuhr die Brigg näher ans Land heran und man war bald der Barre vor dem Fernando-Vaz ansichtig. Zugleich unterschied man am Lande einige zerstreute Dörfer oder Häusergruppen der Eingeborenen, und kaum hatten deren Bewohner das herangesegelnde Schiff bemerkt, so hielten sie an hohen Flaggenstöcken ihre Fahnen auf, um den weißen Mann zu bewegen, daß er zum Tauschhandel herantomme. Bald sah man auch zwei Kähne herankommen, welche sich kühn durch die Brandung hindurch arbeiteten, und nun ließ Pereira die Segel kürzen und erwartete die Annäherung der Kähne.

In einem derselben war ein junger Häuptling von einem der Dörfer des Stammes Abschiena, welcher den Landstrich an der Flußmündung bewohnt, ein dicker stattlicher Bursche in einem Strohhut, einem Flanellhemde und Schifferhosen, mit einem großen baumwollenen Regenschirm in der Hand, mit welchem er sich vor der Sonne schützte. Er hieß Salambo und war ein Bekannter von Sennor Pereira, welcher ihn mit großer Herzlichkeit bewillkommnete und mit Cognat bewirtete. In dem andern Kahn kam ein älterer Häuptling von einem andern Dorfe, welcher ebenfalls den Sennor Pereira kannte und nicht minder freundlich empfangen wurde. Sennor Pereira stellte seine Passagiere den beiden Häuptlingen vor und empfahl sie angelegentlich deren Fürsorge. Nachdem man miteinander gefrühstückt hatte, wobei die schwarzen Häuptlinge und ihre Begleiter einen großen Appetit und noch größeren Durst entwickelten, wurden Pojko und Heinemann mit ihren Gabseligkeiten ans Land gesetzt.

Hier wurden unsere beiden Reisenden von einer Schar Weiber und Kinder mit Freudengeschrei und Händeklatschen empfangen und angestaunt, denn die Ankunft eines Weißen unter diesen Stämmen ist immer ein Ereignis und bedeutet für diese Wilden ein Fest, weil sie sich nur durch Tauschhandel alle möglichen Genüsse verschaffen können. Sie sehen nämlich in jedem Weißen einen Händler, und waren einigermaßen enttäuscht, nun zu erfahren, daß Pojko und Heinemann nicht die Absicht hatten hier Tauschhandel zu treiben. Vielmehr verweilten diese nur so lange, bis die Kähne mit ihrem Gepäcke glücklich durch die Brandung gelangt waren; dann ward das Gepäck auf zwei besondere Kähne ge-

Iaden, welche demjenigen von Salambo, der die beiden Fremdlinge führte, nach seinem Dorfe folgte.

Eine Ruderschaft von einer Stunde genügte, um dieses zu erreichen, welches aus ungefähr zwanzig hübschen kleinen Häuschen aus Flechtwerk bestand.

Diese standen auf einer alten Sandbank am rechten Ufer des Flusses unter schattigen Bäumchen und waren von kleinen Gartenstücken und Baufeldern umgeben, auf welchen Yamswurzeln und Bananen, und Melonen und andere tropische Nährpflanzen wuchsen.

Östlich von dieser inselartigen Sandbank lief ein kleiner Flußarm hin und jenseit desselben erhoben sich die Mangroven-Wälder, welche überall die Küsten des tropischen Westafrika besäumen und hinter denen dann der dichte und durchdringliche Urwald lag und sich mit den Wäldern vereinigte, die nordwärts das große Delta des Ogowai bedeckten.

Salambo räumte den beiden Gästen nach der Ankunft im Dorfe sogleich eine Hütte ein und trieb seine Weiber an, auf das Beste für die Gäste zu sorgen, und in der That ward diesen bald nach ihrer Ankunft eine Mahlzeit vorgesetzt, welche alles aufbot, was nur die Gegend zu liefern vermochte: Fische, Schildkröten, Leguanbraten, alle möglichen Früchte und Gemüse, und mächtige Krüge voll Palm- und Bananenwein, denn diese Neger lieben den Trunk und wissen aus dem Saft der reifen Bananen ein berauschendes angenehmes Getränk zu bereiten.

Salambo ließ es nicht an Zuspruch fehlen, damit die Gäste sich an Speise und Trank gütlich thun sollten, und er und seine Tischgenossen, die Ältesten dieses und eines benachbarten Abschiena-Dorfes, gingen den Fremdlingen mit ermunterndem Beispiel voran. Salambo wollte, daß es den beiden Weißen bei ihm wohlgefiel, und daß sie sich einige Wochen bei ihm aufhalten möchten.

Salambos Weiber und Sklavinnen bedienten die Gäste, und während des ganzen Essens drängten sich die Dorfbewohner herzu, um unter der Thüre die Fremdlinge neugierig zu beobachten und essen zu sehen, und schienen davon sehr befriedigt, denn sie lachten und scherzten laut und lebhaft mit einander und schienen friedfertige, gutmüthige Leute zu sein.

Nach aufgehobener Tafel saßen die Eingeborenen noch zusammen, um die Vorräte an Palm- und Bananenwein vollends zu vertilgen, während Pojto und Heinemann sich in

ihre Hütte zurückzogen und in ihren Hängematten zu einem Schläfchen niederlegten.

Raum aber waren die heißen Mittagsstunden vorüber, so sprang Pojto wieder von seiner Hängematte herab, versah sich mit seinem Schmetterlingsnetz und Gewehr und schickte sich zum Weggehen an.

"Wohin wollen Sie, Pojto?" fragte Heinemann, welcher sich mittlerweile ebenfalls ermuntert hatte.

"Ich will die paar Nachmittagsstunden zu einem Spaziergang verwenden, um mir die Gegend zu betrachten."

"So nehmen Sie mich mit, denn ich wüßte nicht, was ich hier thun sollte," sagte Heinemann, nahm ebenfalls seine Kinte, und so verließen sie die Hütte.

Unter dem Vordach der Hütte lag Salambo rauchend in seinem Stuhl, eine mit Palmwein gefüllte Kürbisflasche neben sich. Er war anscheinend so betrunken, daß ihm die Füße den Dienst versagten, aber immer so weit bei Besinnung, daß er die Absicht seiner Gäste begriff und denselben einen seiner Sklaven, welcher etwas Englisch verstand, zur Begleitung mitgab, denn eine solche ist unter diesem Volke doppelt notwendig, wegen des herrschenden trassen Aberglaubens und der Furcht der Neger vor Bezauberung, sowie wegen ihrer eigentümlichen Bräuche, mit denen sie den Fremden bei Lebensgefahr den Zutritt in ihre Hütten und Grundstücke oder zu den Stellen verwehren, wo sie ihre Toten — nicht bestattet, sondern ausgelegt haben.

Die Regenzeit war noch nicht lange vorüber und die ganze Pflanzenwelt stand in der üppigsten Entfaltung. Der Himmel war etwas bedeckt und eine kühlende frische Brise wehte von der See herein über die weite Niederung, deren Boden mit weißem Sande bedeckt war.

Alle Sümpfe und Tümpfel standen noch voll Wasser, frisches Gras und Gestrüpp sproßten überall, und als unsere Freunde das Dorf hinter sich und eine Strecke von einigen Kilometern zurückgelegt hatten, sahen sie sich in einer Umgebung, welche beinahe an einen englischen Park erinnerte. Prachtige alte Bäume mit mächtigen Kronen bildeten anmutige Gruppen, am Wasserrande zogen sich grüne Gebüsche hin, aus welchen sich schlanke Palmen mit ihren schönen Kronen erhoben, und auf den Sandbänken des Ufers standen ganze Scharen von Sattelstörchen, Marabus, Pelekanen und anderen Wasservögeln, und um sie her tummelten sich unter lautem

Gefchrei oder zogen in Flügen rührige Möven, Seeichwalben, Sturmtaucher, u. s. w., während Wasserläufer und andere kleine Stelzvögel in Menge auf den sandigen Rändern des Flußarmes und der Tümpel herumtrippelten.

Als die beiden Fremdlinge hier eine Strecke weit über die Felder und Pflanzungen gewandert waren, trafen sie zuerst in einer sumpfigen wiesenartigen Niederung ein Rudel der einheimischen wilden Ossen (*Bos brachyceros*) und sahen weiterhin in der Ferne am Rande eines Waldes ein Rudel Antilopen sich ruhig äßend hinziehen. Sehr zufrieden mit ihrem Ausfluge und entzückt von der eigenthümlichen Schönheit dieser Landschaft trotz aller ihrer eintönigen Form kehrten Pojko und Heinemann in Salambos Dorf zurück und freuten sich auf weitere Ausflüge, die sie unter der Führung ihres Wirtes unternehmen wollten.

Der Fernando Baz hatte ungefähr acht deutsche Meilen stromaufwärts von seiner Mündung ein sehr breites Bett, welches mit vielen größeren und kleineren Inseln und Sandbänken besetzt ist. Die weitere Niederung, welche er hier durchströmt, läßt seinen Gewässern Raum sich auszubreiten. Oberhalb der genannten Strecke aber verengt sich der Fluß, bewaldete Hügel schließen ihn von beiden Seiten ein und bilden gleichsam das Portal des gebirgigen und malerischen Innern von Afrika, und der Strom verändert dort seinen Namen in Kembo, was in mehreren westafrikanischen Sprachen schlichtweg Fluß bedeutet. Westlich von diesem Punkte liegt der Sumpfwald, der die Gorillas beherbergen sollte, und südlich und östlich davon begannen jene Berg- und Hügel-Gegenden, in welchen Pojko sich eine dankbare Ausbeute für seine Sammlungen versprach. Es handelte sich daher für ihn darum, möglichst bald dorthin zu kommen, um keine Zeit zu verlieren, und die Frage war nur die, wie und auf welche Weise dies zu bewerkstelligen sein würde.

Ehe Pojko noch mit sich selbst darüber im Klaren war, wünschte Heinemann sich mit ihm über einen Plan zu beraten, welchen er unmaßgeblich gefaßt hatte.

„Lieber Pojko,“ hub er an, „ich muß Ihnen etwas anvertrauen, was ich seither vor Ihnen geheim gehalten habe, obwohl darin kein Unrecht liegt. Allein nachdem das Schicksal uns auf so merkwürdige Weise zusammengeführt hat, muß vollständige Offenheit und Klarheit zwischen uns herrschen.“

Und so erfahren Sie denn, daß der Zweck meiner Reise an diesen Küsten keineswegs ein solch selbstloser und uneigennütziger ist, als ich seither vorzugeben suchte. Meine Reise bezweckt nämlich einfach nur, diejenigen Örtlichkeiten auszukundschaften, wohin wir Bremenser mit Vorteil Handel treiben, wo wir deutsche Waren mit Nutzen und in Menge absetzen und die Erzeugnisse dieser Tropenländer wie Palmnüsse, Palmöl, Gummi, Rotholz und dergleichen am billigsten einkaufen könnten.“

„Ich habe dies längst geahnt und aus dem Interesse erkannt, womit Sie in Lagos Ihre Erkundigungen einzogen,“ versetzte Posko lächelnd; „ich beobachte ebenfalls und genau.“

„Nun denn — um so besser,“ fuhr Heinemann fort. „In Lagos ist nichts mehr zu machen; da sind uns unsere Hamburger Geschäftsgenossen schon zuvor gekommen. Dort werden Palmöl und Palmnüsse von Jahr zu Jahr etwas teurer, weil sie so sehr gesucht sind, und die europäischen Waren wohlfeiler, weil sie in Masse dorthin gebracht werden. Ich bin daher zu der Überzeugung gekommen, daß ich südlich vom Äquator dasjenige suchen muß, was an der Gold- und Sklavenküste nicht mehr zu finden ist, und ich habe mir vorgenommen, die ganze Küste bis Benguela hinab zu bereisen. Weil aber die Bewohner der Westküste nur vor dem Händler Respekt haben und ein Mann unter ihnen mehr wegen seiner Warenvorräte und seines Reichthums an Handelsgütern als wegen seines Landbesitzes geschätzt ist, und weil man nur als Händler mit einiger Sicherheit und einigem Erfolg reisen kann, so will ich hinfort offen als Händler auftreten und in dieser Masse mir die Freundschaft und das Vertrauen der Eingeborenen und ihrer Häuptlinge zu gewinnen suchen. Ich habe eine Kiste Steinschloß-Musketen, eine Kiste blecherner Trink- und Kochgeschirre, einige Päckchen Knöpfe, Glasperlen, Kleiseisenwaren, Nadeln, Scheren, Messer &c. und ein Fäßchen Pulver und Kugeln bei mir, und Sennor Alfonso Pereira, welchen ich um Rat gefragt und ins Vertrauen gezogen habe, hat mir versprochen, mir meinen weitem Bedarf an derartigen Waren zu liefern, wogegen ich ihm die eingetauschten Naturprodukte senden werde. Ich gedenke mir in den nächsten Tagen einen größern Kahn und einige Sklaven sowie einen Vorrat von Lebensmitteln zu kaufen und meine Reise anzutreten, und möchte Sie nun fragen, ob Sie mich auf dieser Reise begleiten wollen.“

„Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mir erlauben wollen, meinen eigenen Zwecken nachzugehen und mein eigenes Gepäck mitzuführen,“ entgegnete Pojko; — „natürlich immer vorausgesetzt, daß Sie dahin reisen, wo es Gorillas giebt,“ setzte er lächelnd hinzu, „und daß Sie mir keine zu harten Bedingungen für meine Reise und Verpflegung machen.“

„Fahrt und Verpflegung sollen für Sie ganz frei sein,“ sagte Heinemann. „Der Wert Ihrer Begleitung wiegt diese unbedeutenden Auslagen reichlich auf. Sie sollen der Jäger der Expedition sein und mir helfen, meine Schwarzen im Zaum zu halten, und mit den Häuptlingen der einzelnen Dörfer und Stämme Verbindungen anzuknüpfen und etwaige Angriffe feindseliger Eingeborenen abzuwehren.“

„Topp, ich bin dabei, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein,“ entgegnete Pojko. „Und wohin gehen wir zunächst?“

„In die Gegend des großen Sumpfwaldes, worin sich die Gorillas aufhalten sollen,“ sagte Heinemann; „ich beabsichtige zunächst den Fernando-Baz und Kembo hinauf zu fahren und die verschiedenen Dörfer des Commi-Stammes kennen zu lernen.“

„Dann bin ich Ihr Mann, Herr Heinemann, obwohl ich auf die Aussagen der Eingeborenen wegen der Gorillas kein großes Gewicht lege,“ erwiderte Pojko, „denn diese schwarzen Burschen sind große Lügner und Aufschneider und schwören meist nur dem Fremden zu Gefallen. Ich glaube, ich muß mich ganz auf mich selber verlassen und die Gorillas selber auskundschaften und auffuchen, dazu kann ja die Reise mit Ihnen Gelegenheit geben.“

Die beiden jungen Männer besprachen dann den Plan genauer und schritten gemeinsam zur Ausführung desselben.

Da jedes dieser Dörfer unter der patriarchalischen Regierung seines erblichen Häuptlings steht und diese zusammen gewissermaßen Unterthanen oder Lehensleute des Königs der Commi-Stämme sind, welcher in der Nähe des Kaps St. Katharina wohnt, so galt es, sich mit den Häuptlingen der einzelnen Dörfer bekannt zu machen und die Gunst jenes Königs zu erwerben, von welcher für das Gelingen von Heinemanns Expedition alles abhing.

Heinemann besuchte daher mit Salambo einen Teil der benachbarten Dörfer, um deren Häuptlinge kennen zu lernen,

und schickte dem Könige, welcher auf seiner Pflanzung am Oberlaufe des Fernando-Baz lebte, durch einen Boten verschiedene Geschenke, um sich die Gunst und den Schutz desselben zu sichern.

Inzwischen versäumte Posko keine Stunde, um seine eigenen Zwecke zu verfolgen, und durchstreifte mit Gewehr und Netzen die Niederungen am Strome und ihre Wälder, um interessante Naturalien zu sammeln.

Die Ausbeute war denn in der That auch lohnend, denn abgesehen von demjenigen, was er selber mit Auswahl sammelte, steckte sein Beispiel die Eingeborenen förmlich an, die ja, wie alle Wilden, nur eine Art großer Kinder sind und alles nachahmen, was sie sehen, und so brachten sie ihm denn Tiere und Pflanzen aller Art, Eier, Fische, Schlangen, Vogelbälge u. dgl. m., oft unendlich mehr als ihm lieb war und in einem Zustande, welcher diese Naturalien für ihn gänzlich unbrauchbar machte und ihn zwang, dieselben zum Verdruss und zur Enttäuschung derjenigen, welche dieselben brachten, abzulehnen.

Beinahe alle diese Eingeborenen waren mit alten Stein- schloß-Musketen und Schießpulver versehen und kannten kein größeres Vergnügen, als zu schießen und zwar mit möglichst starken Ladungen, denn je mehr es knallte, desto größer war das Vergnügen.

Allein mit dem Gewehr im Ernste umzugehen und einen wirksamen Gebrauch davon zu machen, verstanden sie nicht, theils weil sie zu stark luden, theils weil sie zu wenig genau zielten, um größeres Wild mit einem sicheren Schuß niederzustrecken. Sie blickten daher mit einer an Ehrfurcht und Schreck grenzenden Verwunderung auf Posko, wenn er mit dem Schrotlauf seiner Büchsklinte große oder kleine Vögel im Fluge schoß, oder wenn er, an ein Rudel wilder Ochsen oder Antilopen angeschlichen, irgend ein von ihm außersehenes Stück des Rudels mit der sicheren Kugel niederstreckte, daß es nicht wieder aufstand.

Wo Posko jagte, da war immer eine sichere Beute zu erwarten, und da es ihm weniger um das Wildpret, als um die Haut nebst Schädel und Fußknochen zu thun war, welche er mit Arsenikseife zum späteren Ausstopfen präparierte und haltbar machte, so überließ er das Wildpret der erlegten Tiere den Geiern und Sattelförchen oder den ihm folgenden Schwarzen, welche ungemein lüstern nach Fleisch sind und bei

ihrer geringen Geschicklichkeit im Jagen es doch nicht verstehen, sich daselbe zu verschaffen, und außer Hunden und Schweinen keine Haustiere haben, welche sie verspeisen, weshalb sie nun immer scharenweise Pojto folgten, so oft er auf die Jagd ging, und ihm alles Wild dieser Gegenden aufspüren halfen. Sein Ruf als gewaltiger Jäger wanderte ihm stromaufwärts voran, als Heinemanns Vorbereitungen vollendet waren und beide in dem erkauften Kahn und mit den erkauften Sklaven die Reise den Fernando-Vaz hinan angetreten hatten.

Sobald der Kahn anlegte und die Eingeborenen der beiden Weißen ansichtig wurden, welche von Salambo begleitet wurden, so strömten sie neugierig und voll Interesse herbei, um Tauschhandel zu treiben oder um dem großen Jäger ihre Dienste anzubieten und denselben mit einer an Ehrfurcht grenzenden Beßissenheit anzustaunen.

Pojto hatte sich von Salambo den Hausknecht aus dem Stamme der Bakalai, welcher etwas Englisch verstand und verschiedene Sprachen und Mundarten der eingeborenen Stämme redete, gemietet, und Peter, wie ihn unsere beiden Reisenden getauft hatten, war ein sehr anständiger und intelligenter Bursche, welcher sich seinen weißen Begleitern als Koch und Fleischer in vielfacher Weise nützlich erwies und namentlich den Dolmetscher machte.

Trotz der emsigsten Nachforschungen war es Pojto seither noch nicht gelungen, in den Dörfern am unteren Fernando-Vaz etwas Näheres über den Gorilla zu erfahren, außer daß derselbe früher in den dichten Wäldern des rechten Ufers ziemlich häufig gewesen sei und oft verheerende Einfälle in die Felder und Pflanzungen der Neger gemacht habe.

Dann seien aber Weiße gekommen, um Jagd auf die Gorillas zu machen, und hätten viele derselben erlegt, und seit dieser Zeit scheine der gewaltige und von diesen Negern unerkennbar gefürchtete Affe sich tiefer ins Innere zurückgezogen zu haben und zeige sich nicht mehr.

Pojto wäre, bei der lebhaften Phantasie, der Lügenschaft, der Sucht dieser Neger, anderen zu Gefallen zu reden und sich selbst ein Ansehen zu geben, sehr geneigt gewesen, diesen Erzählungen zu mißtrauen, und das Vorkommen der Gorilla in diesen Gegenden trotz aller gegentheiligen Behauptungen für unwahr zu halten, wenn ihm nicht hier und da in Dörfern wirkliche und echte Gorilla-Schädel gezeigt

worden wären, welche bei ihren Besitzern in hohem Werte standen und für einen besonders wirksamen Zauber galten.

Alles dies hatte Pojko's Verlangen, jenen gefürchteten menschenähnlichen Affen in seinem Naturzustande selbst kennen zu lernen, nur noch gesteigert, und er brannte vor Begierde, jene Gegenden zu erreichen, wo der Gorilla noch seinen Standort haben sollte.

Er war daher sehr erfreut, als der an den König Olenga-Zombi geschickte Bote zurückkehrte und den beiden Fremdlingen die Erlaubnis brachte, das Innere des Küstenlandes zu bereisen, und zugleich eine freundliche Einladung des Königs zu einem Besuch auf seiner Pflanzung, in der Nähe des Kaps St. Katharina.

Außerdem hatte der König den Häuptlingen der einzelnen Dörfer am Strome zu wissen thun lassen, daß die beiden Weißen unter seinem speziellen Schutze ständen und er die Häuptlinge für die Sicherheit des Eigentums derselben verantwortlich mache, so daß Keinemann seine bisher eingetauschten Waren unbesorgt in Salambos Dorf und unter dessen Schutz zurücklassen durfte.

Keinemann war ebenfalls darauf erpicht, mehr von dem Innern des Landes zu sehen, kaufte daher noch einen Kahn und nahm einige weitere Ruderer an, und so ward denn schon am Tage nach der Rückkehr des Boten aufgebrochen, um ohne weiteren Aufenthalt die Reise stromaufwärts zu machen.

Die ehemalige Residenz des Königs Olenga-Zombi heißt Anjambis und liegt beinahe am Meeresstrand, war aber damals fast verlassen.

Der nächste Weg dorthin führte vom Strome aus und von einem bestimmten Punkte an quer über diese sandige Landzunge, und etwas südlich von diesem Punkte an und dem Innern des Landes zu, hört das niedrige Flachland auf und beginnt eine hügelige und dichtbewaldete Gegend, in welcher auch die Pflanzungen des Königs liegen, wo derselbe nun wohnte.

Eine Ruderfahrt von zwei Tagen brachte unsere Reisenden zu der Stelle, wo der nach Anjambis führende Pfad abzweigt. König Olenga-Zombi hatte Leute hierher geschickt, um die Fremdlinge in seinem Namen zu bewillkommen, und hatte zu deren Aufnahme einen großen offenen Schuppen (in der Landessprache Ewando genannt) anbauen und mit Brennholz

und einem Vorrat von Lebensmitteln, worunter auch eine milchende Ziege, für sie versehen lassen. Dieser Schuppen stand an den Ufern eines kleinen Flützchens, dessen Mündung dem unteren Ende einer der größeren Inseln des Stromes gegenüber lag.

Hier rasteten unsere Reisenden einige Tage, bis Antwort vom König kommen würde, daß er sie empfangen wolle. Die Gegend war schön und malerisch und die Landschaft landeinwärts wechselvoll, denn weite Strecken von Grasfluren waren von Strecken üppigen Hochwaldes unterbrochen und an einzelnen Stellen zeigten sich sumpfige Niederungen mit sehr dichtem Urwald bedeckt, welcher in der Landessprache „Dvolo“ heißt und von wilden Tieren wimmelt, auch der Standort des Gorilla sein soll.

Pojto ging sogleich mit Peter und einigen Eingeborenen auf die Jagd und durchstreifte mit zwei Hunden den Wald, allein ohne ein Ergebnis.

Am folgenden Tage wandte er sich nach einer anderen Richtung und durchstreifte eine weite Strecke sumpfigen und dornigen Dickichts; da riß sich einer der Hunde los und verwarf Pojto die Jagd, die ihm mit einem Male günstig zu werden versprach, denn ein Rauschen und Zerren im Dickicht deutete auf die Nähe von Gorillas, welche im Begriffe sich an Beeren und Früchten zu äßen, die Äste der niedrigen Bäume herunterbogen und wieder schnappen ließen.

Als aber der Hund losbrach und bellend nach jener Richtung rannte, hörte Pojto nur einen gellenden Schrei und das Geräusch, welches die durch die Büsche brechenden Gorillas machten.

Rasch entschlossen setzte er ihnen nach und fand auch die Fährten von zwei Tieren, welche er für diejenigen von Gorilla-Weibchen ansah, bekam aber die Tiere selbst nicht mehr zu sehen.

Seine Begleiter bedeuteten ihm, daß auch das Männchen in der Nähe sein müsse, allein er fürchtete vergebens darnach. Als er aber sodann der Fährte der beiden Weibchen folgte, welche auf allen weichen und feuchten Stellen des Bodens leicht zu bemerken waren, kam er an eine Stelle, wo diese Fährten sich in eine Menge anderer und älterer Gorillafährten verloren und wo zahlreich abgebrochene und geknickte junge Bäume verrieten, daß die Gorillas sich hier an dem frischen saftigen Mark dieser Bäume geäst hatten.

Weiterhin führten ihn diese Fährten in eine ehemalige Pflanzung, wo noch Zuckerrohr stand, an dessen gebrochenen und zerknickten Stengeln diese Riesennassen sich ebenfalls gütlich gethan hatten.

Pojko war nun seelenvergnügt und in der größten Aufregung, seit er sich dem Zwecke seiner Reise so nahe sah. Er studierte mit besonderer Aufmerksamkeit die Fährten von den Händen und Füßen des Gorilla und fand sie ganz deutlich aber eigentümlich, denn die Fährten der Füße zeigten niemals die Zehen, sondern nur die Fersen, und die Fährten der Hände bestanden nur in dem Abdruck der Fingerknöchel, mit welchen diese Tiere den Boden berührten. Außerdem hatte er nicht über Mangel an Jagdglück zu klagen und brachte eine ziemlich reiche Ausbeute mit.

In der frohlichsten Laune und Aufregung kehrte Pojko am Abend zu dem Schuppen zurück und theilte Heinemann seinen Entschluß mit, am anderen Tage in jener Gegend von neuem auf Gorillas zu pürschen; allein kurz nach Sonnenuntergang traf ein Kahn mit drei Negern ein, worunter ein Bote von König Olenga-Zombi, welcher den Fremdlingen jagan ließ, er sei soeben von einem Palaver oder Ratsversammlung mit dem Stamme der Ngobi, welcher südlich vom Kap St. Katharina wohnt, zurückgekehrt und erbötig, die beiden Weißen am anderen Tage auf seiner Pflanzung zu empfangen, und so mußte Pojko seinen Plan aufgeben, denn man durfte nicht wagen, die Weisung des wilden Königs zu mißachten.

Man brach also am folgenden Morgen in aller Frühe zu Wasser nach der Pflanzung des Königs auf und erreichte diese am Nachmittage.

Die königliche Residenz war eine große Hütte von Flechtwerk, umgeben von einem Duzend anderer kleinerer, ähnlicher Hütten, worin seine Weiber und Sklaven wohnten, welche sehr ärmlich und heruntergekommen aussahen.

Einer der Vertrauten des Königs empfing die weißen Gäste und wies ihnen eine der Hütten zum Aufenthalte an. Den König selbst aber konnten Heinemann und Pojko nicht sprechen, denn Olenga-Zombi, ein dicker schwerfälliger Neger in einem Lendenschurz und dem alten Uniformrocke eines französischen Tambourmajors, war so betrunken, daß er nicht auf den Beinen stehen konnte, sondern im Schatten seines Vordachs auf einer Matte lag, eine Kalabasso mit gährendem Palmwein neben sich, und laut und barsch seinen Leuten

Befehle gab und zwischen hinein lachte: „Ich bin ein großer König! ich bin ein mächtiger Herrscher!“ bis er, nachdem er noch eine halbe Gallone Palmwein getrunken hatte, für diesen Tag fertig war und bewusstlos niedersank.

An einen Empfang von Seiten des Königs war daher an diesem Abend nicht zu denken, und die beiden Weißen begnügten sich damit, die Vertrauten und Söhne des Königs zu bewirten.

Am andern Morgen in aller Frühe machte sich Pojto mit Peter und einigen Eingeborenen auf den Weg nach einem nahen Sklavendorfe des Königs, wo dieser Pflanzungen von Olpalmen u. s. w. besaß und in deren Nähe eine seltene Art Pangolin, von den Einheimischen „Ipi“ genannt, vorkommen sollte, an deren Erlegung Pojto viel gelegen war.

Diese Pflanzung lag nur etwa zehn Kilometer von Anjambié, in einer wellenförmigen waldigen Gegend, und auf dem Gipfel eines Hügels, um dessen Fuß sich ein reizendes Flüschen schlängelte; sie war mit ungefähr vierzig Sklaven und ihren Familien besetzt, unter denen Pojto Angehörige von nicht weniger als elf Stämmen unterscheiden konnte. Darunter waren einige alte Sklaven aus dem fernen Innern, welche sich an Gestalt und Zügen nur wenig von den großen menschenähnlichen Affen unterschieden, denn die plumpen schwerfälligen Leiber auf den dünnen Beinen, die vorspringenden Hängebäuche, die zurücktretenden Stirnen und vorspringenden Backenknochen und Unterkiefer u. s. w. waren entschieden mehr tierisch als menschlich.

König Nlenga-Zombi trieb hier auch Sklavenhandel, denn wie Pojto erfuhr, waren erst wenige Tage zuvor achthund-siebzig Sklaven an Bord eines portugiesischen Schiffes nach der Insel St. Thomas eingeschifft worden.

Am folgenden Tage ging Pojto auf die Jagd des Ipi, welcher bei den Naturforschern *Pholidotus* oder *Manis africanus* heißt und jener Familie der ameisenfressenden Schuppentiere angehört, welches nur dem tropischen Afrika eigen ist, in seinem Aussehen mehr einer Eidechse als einem Säugetiere gleicht und ein harmloses nur den Termiten und anderen Ameisen gefährliches Nachtthier ist.

Pojto wußte, daß dieser sogenannte Ipi eine ganz besondere und in den europäischen Kabinetten noch gar nicht vertretene Art des afrikanischen langschwänzigen Pangolin ist, und war daher sehr darauf erpicht, sich einige Exemplare da-

von zu verschaffen, nachdem er sich durch Erkundigungen und Beobachtung der Baue mit der Lebensweise des Tieres vertraut gemacht hatte.

Da dasselbe aber, wie schon erwähnt, ein Nachttier ist, bei Tage in seinem Baue schläft, und nur bei Nacht auf Kung ausgeht, wo man dann, nach der Versicherung der Neger, das Rauschen der Schuppen des gehenden Tieres auf einige Entfernung hin hören kann, so verbrachte Pojko mehrere Tage mit vergeblichen Versuchen, ein Exemplar der Ipi zu erlegen.

Er besorgte anfangs die Fangart, deren sich die Neger bedienen, d. h. er suchte die Einfahrt der Baue auf und machte darin ein Feuer von grünem Holze an, um das Tier auszurauchern, und stellte sich an der Ausfahrt des Baues auf, um dem fliehenden Tiere aufzulauern und es durch einige Streiche auf den Kopf mit einem Knüttel zu töten.

Allein wie viele Baue er auch in dieser Weise mit Feuer behandelte, so schienen dieselben trotz der daran sichtbaren Fährten doch leer zu sein, denn Pojkos Mühe war immer vergeblich.

Endlich fand er in einer kleinen sandigen Niederung am Waldsaume und in der Nähe einiger Termitenbaue einige Mundlöcher von derartigen Ipi-Bauen, welche bewohnt zu sein schienen, und verfertigte nun von gehämmertem Messingdraht, dessen er sich stets zu seinen Fallen und Schlingen bediente, einige leichtgleitende Schlingen, legte diese fängisch in die Ausfahrtröhre und machte erst um Sonnenuntergang Feuer in die Einfahrtlöcher. Dies erwies sich als praktisch, denn als er eine Stunde nach Einbruch der Nacht die Ausfahrtröhren mit Peter bei Fackelschein besuchte, fand er zwei Tiere in den Schlingen, nämlich ein erwachsenes Weibchen, 1,3 Meter lang, und ein Junges, welche sogleich erschlagen und nach der Pflanzung mitgenommen wurden, wo ihr Fang große Freude erregte und die Neger sich sogleich um das Wildpret stritten, welches zwar sehr mager war, obwohl es nach der Versicherung der Eingeborenen zuweilen sehr fett sein soll, aber auch von Pojko als zart und schmackhaft erkundet wurde.

Nach der Aussage der Neger lebt der Ipi immer paarweise, und Pojko brannte daher vor Begierde, auch das Männchen zu erlegen; deshalb zog er am andern Morgen schon in aller Frühe aus, um die Termitenhäuser zu unter-

suchten, ob sie nicht von einem Pangolin besucht worden seien, konnte aber keine Spur von einem solchen finden.

Nun durchstreifte er mit seinen Begleitern den Wald in weiterem Umlaufe, fand andere Termitenhäuser und das sogenannte „Gesichlepp“ eines Pangolins, nämlich die breite Spur, welche der schwere Schwanz des Thieres auf dem Boden und namentlich im Sande zurückläßt. Als Pojko dieses Gesichlepp verfolgte, stieß er plötzlich auf frische Fährten eines starken Rudels Gorillas im Sande. Die Fährte überquerte eine kleine sandige Hügelwelle und senkte sich auf deren anderer Seite zu einer sumpfigen Niederung hinab, welche mit dichtem Hochwald bestanden war.

Pojko geriet in die fröhlichste Aufregung beim Anblick dieser Fährten und vergaß alsbald den Pangolin. Er war seinen Leuten um einige hundert Schritte voran und hatte nicht einmal seine Stocklinde bei sich, sondern nur einen tüchtigen Knüttel und sein Schmetterlingsnetz, aber er wollte gleichwohl die Fährte verfolgen, um endlich einmal eines Gorilla ansichtig zu werden.

Die Fährte war anfangs auf dem feuchten Grunde ganz deutlich zu erkennen und er folgte ihr so leise und vorsichtig wie möglich; endlich aber hörte sie auf, und Pojko machte einen weiten Bogen in der Hoffnung, sie wieder aufzufinden. Er wagte kaum zu atmen und trat äußerst behutsam auf, damit ja kein Rauschen der Büsche und kein Knacken eines dürren Reisiges seine Annäherung den Gorillas verrate, die ja so scharfe Sinne haben sollen.

Noch war er aber keine fünfhundert Schritte weit auf dieser Suche gekommen, als er plötzlich durch ein lautes Rauschen und Knarren in den Bäumen unmittelbar vor ihm aufmerksam gemacht wurde. In der Meinung, dieses Geräusch rühre von einer Affenschar her, welche sich von den Früchten irgend eines Baumes äße, blieb Pojko stehen, schaute hinauf und erschraf beinahe, als er auf einem großen Baume ein ganzes Rudel von zehn oder elf Gorillas beschäftigt sah, die beerenartigen Früchte dieses Baumes abzureißen und zu verSpeisen.

Unbewaffnet wie er war, sah er sich von diesem Anblicke so verblüfft, daß er wie an den Boden gewurzelt stehen blieb und dem Treiben dieser großen Affen zusah. Es dauerte aber nicht lange, so ward einer der Gorillas seine Anwesenheit inne, stieß einen heisern gellenden Schrei aus und begann

über die dünneren Äste des Baumes herab zu flüchten. Im Nu theilte sich der Alarm auch den anderen Tieren mit, welche sich ebenfalls vom Baume herunterließen, so daß sich die Astspitzen ordentlich unter ihnen bogen; dann ließen sie halb aufrecht auf allen Vieren, indem sie sich auf die Knöchel der Hände stützten und damit im Gleichgewicht erhielten, ziemlich rasch davon, und nur ein altes Männchen, unverkennbar das Leittier des Rudels, hielt kühnlich Stand und wandte sich gegen Pojko.

Mit dem einen Fuße auf einem Aststumpf stehend, hielt sich dieser Gorilla mit den beiden mächtigen Armen an zwei höheren Ästen, beugte den Oberkörper vor und ließ unwillige, dumpf drohende Laute hören und knirschte hörbar mit den Zähnen. Pojko vermochte ganz deutlich sein häßliches schwarzes Gesicht, seine vorstehenden buschigen Augenbrauen, seine gewaltigen Zähne und zornglühenden schwarzen Augen zu sehen, und fand es, da er ohne Waffen war, für das Geratenste sich zurückzuziehen; bevor er aber noch einige Schritte gemacht hatte, kamen Peter und die anderen Neger schwachend heran, und kaum vernahm der Gorilla die Menschenstimmen, so stieß er einen Alarmschrei aus, kletterte mittelst der verschlungenen Lianen am Baume herab, wandte sich zur Flucht und war bald in derselben Richtung, welche seine Gefährten eingeschlagen hatten, im dichten Sumpfwalde verschwunden.

Pojko bedauerte nun sehr, daß er sein Doppelgewehr nicht bei sich gehabt hatte, denn er würde es unbedingt gewagt haben, dem alten Gorilla-Männchen eine Kugel auf den Pelz zu brennen und den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Dieses Leittier schien das einzige Männchen im ganzen Rudel zu sein und war ein prächtiges Tier in seiner Art, beinahe fünf Fuß hoch, breit von Brust und Schultern, mit einem ganz schwarzen Gesicht und einem mit Grau untermischten dichten Backenbarte; er schien also ein alter Bursche zu sein und wäre deshalb eine um so wertvollere Beute gewesen.

Als Peter und die anderen Neger erfuhren, daß es sich um ein so starkes Rudel handle, wollten sie durchaus nicht weiter vordringen, weil sie keine Speere und Schießgewehre bei sich hatten, und so mußte Pojko wohl oder übel mit ihnen umkehren.

Er hatte aber doch den Genuß gehabt, diese gefürchteten menschenähnlichen Affen lebend und in ihrer ganzen Wildheit

zu sehen und ihr Treiben zu beobachten, und er mußte sich nun gestehen, daß diejenigen Reisebeschreiber, wie du Chailu und andere, deren Schilderungen vom Gorilla er seither gelesen, nicht zuviel von dem wilden Aussehen und der anscheinend ungeheuren Körperkraft dieses Tieres gesagt hatten. Aber Pojko's Wunsch, es mit diesen Herrschern des Waldes aufzunehmen, war dadurch nur gesteigert worden, und er brannte vor Begierde, wieder mit Gorillas zusammen zu treffen.

Schon am andern Morgen war er wieder auf der Pirsch nach Gorillas, hatte aber nicht nur selbst seine Büchsflinte mitgenommen, sondern auch Peter mit einem Gewehr bewaffnet und die anderen Neger mit Speeren versehen; allein vergebens verfolgte er die Fährte des Rudels den ganzen Tag — es gelang ihm nicht, dasselbe einzuholen, denn die Gorillas waren offenbar auf einer Wanderung begriffen und hatten nach dem Zusammentreffen mit ihm ihre Flucht noch beschleunigt.

IV.

Herr Heinemann hatte mittlerweile auf König Olenga-Zombis Pflanzung mit diesem und seinen Nachbarn Handel getrieben und sehnte sich darnach, seine Reise fortzusetzen; er hatte daher Pojko zur Rückkehr einladen lassen und dieser war von der Pflanzung zurückgekehrt und wieder bei seinem Begleiter eingetroffen.

Pojko war darauf dem König Olenga-Zombi in einem von dessen nüchternen Augenblicken vorgestellt worden und hatte durch Vermittelung des Dolmetschers Peter ein langes Palaver mit demselben gehabt, worin ihn der König ermächtigte, alle Gorillas und Schimpansees in seinem Gebiet zu schießen, weil diese nur die Ernten zerstörten, und worin der König ihn seiner ganz besondern Achtung wegen seiner Schützenfertigkeit versicherte.

Noch ehe unsere beiden Reisenden sich von dem Könige verabschiedet hatten, traf bei ihnen ein Bote von dem Häuptling eines Negerdorfes ein, welches auf dem östlichen ober rechten Ufer des Fernando-Vaz lag, und zwar so ziemlich dem

Punkte gegenüber, wo der Weg nach Anjambié vom Strome abzweigt.

Mburu Shara, der Negerhäuptling, hatte von der Anwesenheit der Weißen gehört und bat ebenfalls um die Ehre ihres Besuchs und um die Gelegenheit, mit ihnen Tauschhandel zu treiben, und da er, ein noch junger Mann, in dem Kufe stand, den Weißen sehr geneigt zu sein, so wollten Pojko und Heinemann diese Einladung nicht ablehnen.

Sobald sie daher sich von dem Könige Olenga-Zombi verabschiedet hatten, kehrten sie nach dem Strome zurück, fuhren über diesen und landeten auf dem Gebiete des Mburu Shara.

Hier kamen ihnen die Einwohner des Dorfes sogleich entgegen, breiteten vor ihnen Matten auf den Boden und häuften darauf Bananen und andere Früchte auf, womit sie die Fremden beschenkten.

Der Häuptling schickte ihnen eine Ziege als Geschenk, empfing sie auf das Zuborkommendste und ruhte nicht eher, als bis die beiden Weißen ihm versprochen, mindestens drei Tage bei ihm zu bleiben.

Pojko machte hier die für ihn sehr wertvolle Bekanntschaft eines portugiesischen Mulatten, namens Luis, eines Händlers, welcher zugleich ein großer Jäger und dormalen ebenfalls Gast des Mburu Shara war.

Luis hatte kaum erfahren, was der Reisezweck Pojkos war, so suchte er ihn auf, bot ihm drei Gorilla-Häute und zwei Skelette zum Kauf an, welche Pojko natürlich sogleich erwarb, und erbot sich ihm sogar lebendige Gorillas zu liefern. Er selbst behauptete, schon manche Gorillas erlegt zu haben, und lud Pojko ein, ihn auf einige Jagden in die Umgebung zu begleiten, was Pojko natürlich ebenfalls annahm.

Die Gegend war ungemein mannigfaltig, weite Grasfluren und einzelne Waldkomplexe wechselten mit einander ab, und in den letzteren sollten viele Schimpanses, aber keine Gorillas hausen.

Von den Schimpanses kamen in dieser Gegend angeblich drei Arten vor, welche in Europa ebenfalls noch kaum bekannt sind und die an Größe den Gorilla nur wenig nachgeben, nämlich der gewöhnliche Schimpanse, der mit dem gelben Gesicht, welchen die Neger Ntengo Nschingo nennen, und der kahlköpfige Schimpanse mit dem schwarzen Gesicht, welcher bei den Negern Nschingo Mbouvé heißt.

Außerdem soll noch tiefer im Innern eine andre große menschenähnliche Affenart vorkommen, welche bei den Negern Kula Kamba heißt, aber ziemlich selten sein soll.

Auf einem solchen Jagdzuge mit Luis schoß Pojto ein ausgewachsenes Weibchen von dem Kengo Nchingo oder Schimpanse mit dem gelben Gesicht und hatte Gelegenheit, einige der seltsamen Nester oder Hütten zu sehen, welche diese Affenart sich auf Bäumen erbaut.

Die Leute, welche Luis bei sich hatte, besaßen eine ganz besondere Übung, diese Nester zu entdecken, und zeigten sie Pojto. Sie sind in den Bäumen in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß dadurch erbaut, daß jene Affen eine Anzahl dünnerer Äste und Zweige herunterbiegen und so in einander verschlechten, daß sie eine Art Laube bilden, unter welcher die Tiere geschützt vor den ausgiebigen tropischen Regen sitzen können, welche nicht durch das dichte Laubdach dringen. Luis wußte Pojto eine Menge nützlicher Winke über die Gorillas und über die großen Tiere dieser Zone zu geben, und versicherte ihm, daß er tiefer im Innern in den Wäldern des rechten Stromufers noch viele Gorillas finden würde, welche dort im Schutze der fast undurchdringlichen Wälder als Standwild vorkämen, während die Rudel in den offeneren Gegenden am Flusse meist nur Wechselwild seien und namentlich in der trockenen Jahreszeit fortwährend hin und her wanderten, um die reisenden Früchte und Beeren aufzusuchen.

Luis war auf der Rückkehr von einer Wanderung ins Innere nach der Küste und nach der Insel St. Thomas, wo er seinen Wohnsitz hatte, begriffen, sonst würde er sich Pojto angeschlossen und mit diesem gesagt haben, vor dessen sicherem Schusse und großer waidmännischer Gewandtheit er einen großen Respekt hatte.

Beide trennten sich aber unter gegenseitiger Zufriedenheit mit dem Versprechen, später einmal einen großen Jagdausflug ins Innere mit einander zu machen.

Von dem Dorfe des Mburu Shara fuhren Pojto und Heinemann den schmälern, von schön bewaldeten Höhen eingefassten Rembo hinan, der eine jagend und sammelnd, der andere Tauschhandel treibend und die Fruchtbarkeit und Bodenverhältnisse des Landes studierend und mit einem aufmerksamen Auge auf das Vorkommen der Olpalmen, Gummie und Rotholzbäume und anderer wichtigen Handelsgewächse.

So kamen sie von Dorf zu Dorf, und hatten bald so viele Kisten gefüllt, daß sie solche nach Salambos Dorf hinunter zu schicken beschloßen.

Bojko allein hatte vier große Kisten mit Tier- und Vogelbälgen, mit Skeletten, Schmetterlingen u. s. w. gefüllt, welche er an Sennor Affonso Pereira nach St. Thomas schicken wollte, damit dieser sie gelegentlich nach Lagos an die Faktorei des Herrn Weisert schicke, von wo solche nach Hamburg verladen werden sollten.

Es erschien aber Herrn Heinemann notwendig, daß er selber mit dieser Ladung nach Salambos Dorf reise, damit seine Waren und Kisten dort sicher ankämen, weil er niemand hatte, dem er eine solche Sendung anvertrauen konnte, und weil er ohnedem an die Mündung des Fernando-Vaz zurückkehren mußte, um dort die weiteren europäischen Waren zum Austauschhandel in Empfang zu nehmen, welche er bei Sennor Affonso Pereira bestellt hatte, denn seine eigenen mitgebrachten Vorräte waren bereits erschöpft.

Ehe Herr Heinemann noch zu einem Entschluß gekommen war und während er noch in einem Negerdorf am Rembo als Gast eines Negerhäuptlings sich aufhielt, traf ein Mann aus dem Innern ein als Bote von einem andern Häuptling eines Commi-Stammes, welcher einen Beutel mit Goldstaub sandte mit dem Auftrag, dafür Steinschloß-Musketen einzutauschen. Dieser Häuptling, namens Jambai, wohnte etwa zwei Tagesreisen landeinwärts im Hügellande und galt für reich und angesehen, weil er in einer fruchtbaren Gegend wohnte.

Herr Heinemann hatte noch ungefähr zehn Steinschloß-Musketen zu verkaufen, welche er los werden wollte, und da er hier zum ersten Male Goldstaub und Waschgold als Tauschartikel erhielt und Bojko sehr wünschte, einen solchen Ausflug ins Innere des rechten Ufers des Rembo zu machen, so entschloß sich Herr Heinemann schnell, unter Führung des Boten die Reise zu dem sogenannten König Jambai zu machen und an Ort und Stelle mit ihm zu handeln, seine Rähne und sein übriges Eigentum aber einstweilen unter dem Schutze des befreundeten Negerhäuptlings am Rembo zurückzulassen.

Die Reise konnte nicht zu Wasser, sondern mußte ganz zu Lande gemacht werden, und zu diesem Behufe mußte man Träger annehmen und die Waren in den landesüblichen Otaitai oder Tragetörben auf dem Rücken von Menschen transportieren.

Heinemann erhielt die Körbe und Träger von dem befreundeten Negerhäuptling beschafft, und an einem schönen Morgen brachen er und Pojko, begleitet von zehn Trägern und Peter, sowie von dem Boten des Königs Jamba' und dessen beiden Sklaven, aus dem Dorfe auf und traten die Wanderung frohen Mutes an.

Der Weg führte erst durch kumpfiges Schwemmland auf dem rechten Ufer und war ein kaum bemerkbarer Pfad, der oft so verwachsen war, daß die Sklaven des Führers mit der Happe die hemmenden Zweige der Büsche weghauen mußten. Nach einem Marsch von einigen Stunden stieg jedoch das Gelände etwas an und hier wechselten weitere Grasfluren und einzeln stehende Baumgruppen mit schönen bewaldeten Hügeln und Strecken üppigen Hochwaldes, welcher die verschiedenen Riesebäume der afrikanischen Flora in den kräftigsten Exemplaren zeigte.

Affen und zahlreiche Flüge der verschiedensten Vögel belebten diese Wälder, und unsere beiden Weißen sahen hier so viel Neues und Interessantes, daß sie der Strapazen des Marsches unter dieser glühenden Sonne (unter dem 1. Grad südl. Breite) kaum achteten.

Der Pfad ging ganz schnurgerade wie Bienenflug fort, war aber, wie gesagt, teilweise so überwuchert, daß nur das geübte Auge eines Eingeborenen ihn erkennen konnte. In den heißen Mittagsstunden ward in einem Thälchen bei einem kleinen Wasserlaufe Halt gemacht, das Nachtquartier aber auf einem kleinen Hügel unter Bäumen aufgeschlagen, wo man ein Feuer unterhielt, um die Stechmücken und wilde Tiere abzuhalten und wo man, in Decken und Matten eingehüllt, am nackten Erdboden schlief.

Am andern Morgen mit Tagesgrauen ward nach einem fastigen Frühstück aus gebratenen Bananen und etwas Schiffszwieback der Marsch fortgesetzt, und die lange Linie der Reisenden zwangte sich, einer dicht hinter dem andern, wieder durch das dichte Unterholz des Waldes.

Voraus gingen die beiden Sklaven des Boten, bewaffnet mit Speeren und den landesüblichen gekrümmten eisernen Hapen, mit denen sie den Weg bahnen mußten; dann kam der Bote selbst, gefolgt von Pojko, welcher sein Doppelgewehr trug. Diesem folgten die zehn mit ihren Staitais belasteten Träger hinter einander, und den Zug beschloß Herr Heine-

mann mit Peter, beide ebenfalls mit Gewehren versehen, um die Träger zu beschützen und zugleich zu überwachen, damit sie nicht durchgingen oder etwas von der Ladung verloren.

Man mochte etwa zwei Stunden unterwegs sein, als die beiden Führer plötzlich stehen blieben und sich dann eilends und ängstlich auf die anderen zurückzogen. Der ganze Zug kam augenblicklich zum Stehen, denn die Mienen der beiden Sklaven verrieten einen jähen Schreck.

„Was giebt es?“ fragte Pojto den Boten, welchem die Führer verdutzt eine Mitteilung gemacht hatten, und Peter ward herbeigewinkt, um den Dolmetscher zu machen.

Die beiden Sklaven behaupteten, in einer kurzen Entfernung vor sich einen großen Gorilla gesehen zu haben, welcher auf einer kleinen Lichtung, über die der Pfad führte, hockte und offenbar den Weg sperren wolle.

Pojto lächelte über diese thörichte Behauptung und ging vorwärts um zu rekonoscieren; Keinemann folgte ihm und auf das Geheiß des Boten mußte einer der Sklaven mitgehen, während der übrige Zug Halt machte.

Pojto war ungefähr hundertundfünfzig Meter weit bescheiden und leise vorangeschritten, die schußfertige Büchsklinge in der Hand, als der Pfad auf eine kleine Lichtung ausbog, wo das aus beerentragenden Sträuchern bestehende Unterholz zum Teil ganz niedgetreten und zerrissen war.

Dort hockte auf dem knorrigen Wurzelhalse eines von Sianen durchrankten mächtigen Baumes ein großer alter Gorilla, anscheinend schlafend. Pojto betrachtete sich staunend die mächtigen Formen dieses Tieres und schlich fachte heran. Als er ihm etwa auf fünfzig Schritte nahe war, zog er langsam das Gewehr an die Wange und zielte. In diesem Augenblick schien der Gorilla zu erwachen, richtete den Kopf auf und nach Pojto hin und stieß ein zorniges Gebrüll aus. Aber nun frachte der Schuß und die Kugel schlug ihm seitwärts hinter dem linken Ohr in den Schädel.

Das Tier sprang auf, brüllte, sank wieder zusammen und erhielt in der nächsten Minute den zweiten Schuß in die Brust; da ballte es die Fäuste und schlug damit auf die Brust, daß es ganz hohl erklang, während Pojto sein Lefaucheur-Gewehr schnell wieder lud. Allein ehe er noch damit fertig war, kollerte der Gorilla von dem Wurzelhalse herunter, schlug,

mit allen Vieren um sich, vergrub die stämmigen stumpfigen Finger tief in die Erde, röchelte und ward noch von einigen krampfhaften Zuckungen durchrieselt, dann reckte er langsam Hände und Füße aus und ward starr. Er hatte verendet und war unschädlich.

Pojko atmete tief auf, denn es war ihm wie ein Traum, und als er vorsichtig näher trat und sich das erlegte Wild betrachtete, dieses ungeschlachte, unförmliche, menschenähnliche Tier mit der dunkelbraunen Behaarung, dem schwarzen salzigen, von einem grauen Bart umrahmten Gesicht, dem furchtbaren Gebiß, den mächtigen Armen und Händen, der breiten Brust und dem großen Hängebauch, und als er in dem Gesicht und den gebrochenen Augen des Gorilla noch den Ausdruck von Wut und Ingrimm bemerkte, da pries er sich im Stillen sehr glücklich, daß die erste Begegnung mit diesem starken und wilden Tiere so glücklich abgelaufen war.

Die Nachricht von seinem glücklichen Schusse erregte bei seinen Begleitern eine wilde Freude. Heinemann beglückwünschte ihn mit aufrichtiger Bewunderung. Der Vöte, die beiden Führer, Peter und die zehn Träger geberdeten sich aber wie närrisch, tanzten um das verendete Tier herum, stießen es mit Füßen und Stöcken und überhäuften es mit Schimpfwörtern und Schmähungen. Pojko aber holte sein Waidmesser hervor und machte sich sogleich mit Peter daran, das erlegte Wild abzustreifen.

Es war ein sehr altes Männchen, ein alter, zäher Bursche, dessen Haut mit Narben aller Art bedeckt war und der wohl schon mancher Generation dieser feindlichen Commi-Roger Entsetzen eingeflößt haben mochte.

Während Pojko dem Tier das Fell abzog und den Schädel und die Arm- und Fußknochen auslöste, lagerten sich seine Begleiter um ihn herum und sahen ihm verwundert und voll Theilnahme zu, und die Arbeit, so sehr er auch daran gewöhnt war, flößte selbst Pojko ein gewisses Grauen ein durch die Ähnlichkeit dieses Affen mit einem menschlichen Kadaver. Dann wurden die Innenseite der Haut und die Knochen mit Arsenikseife bestrichen und zusammen gelegt und der ganze Pack einem der stärksten Träger auf seinen Otaitai gebunden, worauf die ganze Gesellschaft ihre Wanderung fortsetzte.

In gehobener Stimmung und unter dem fortwährenden Geplauder der Träger, welche ihre Bewunderung für den

Mut und die Kaltblütigkeit des glücklichen Schützen laut äußerten, ward der Marsch fortgesetzt, und am späten Nachmittag erreichte die Karawane das Dorf des Königs Jambai, wohn die Kunde von der Erlegung des Gorilla durch den einen der vorausgeeilten Führer bereits gedrungen war. Das ganze Dorf lief herbei, um den erfolgreichen Schützen zu betrachten, dessen Blick für eine Art günstigen Zaubers galt.

Jambais Herrscherstolz und Selbstgefühl verboten ihm zwar, den Fremdlingen entgegenzugehen, und er empfing sie, umgeben von seinen Weibern und seinen angesehensten Stammesgenossen, in der größten und besten seiner Hütten; allein die Artigkeit und Zuborkommenheit seines Empfangs ließ nichts zu wünschen übrig und er begrüßte sie mit einer langen blumenreichen Rede, welche Peter zu verdolmetschen Mühe hatte. Dann aber führte er sie zu einem festlichen Schmause, dessen Hauptbestandteile Ferkel- und Ziegenbraten und große Mengen Palmwein bildeten, und ließ selbst den Trägern eine reichliche Mahlzeit reichen.

Am folgenden Tage trat Heinemann in lebhaften Tauschhandel mit König Jambai, welcher als Tauschware auch ein halbes Duzend schöne Stoßzähne von Elefanten und einen Beutel Goldstaub zum Vorschein brachte. Der König kaufte nicht nur die zehn Musketen und den ganzen Pulvervorrat von Heinemann, sondern bestellte bei ihm noch weitere dreißig Musketen nebst Kugeln und Feuersteinen und eine Anzahl Messer und Beile, sowie Zugsisen zur Anfertigung von Lanzen- und Pfeilspitzen, denn er war, wie die beiden Gäste nun erfuhren, von einer Fehde mit einem benachbarten Stamm der Bakalai-Neger bedroht, welche Miene machten, in sein Gebiet einzubrechen. Es lag ihm daher sehr viel daran, bald in den Besitz der weiteren Waffen zu gelangen, und er suchte Heinemann zu bestimmen, dieselben sogleich zu holen, womit dieser gern einverstanden war.

In Poiko aber drang er, bei ihm zu bleiben, und in der Gegend zu jagen, wo ab und zu auch Elefanten und Löwen vorkommen sollten und Leoparden und Gorillas ziemlich häufig seien. Poiko verlangte nichts besseres, denn nachdem seine erste Begegnung mit dem Gorilla so günstig ausgefallen war, brannte er vor Begierde, sich wieder mit diesen Thieren zu messen und noch einige weitere zu erlegen, namentlich um vollständige Skelette zu gewinnen.

Einstweilen durfte er der aufmerksamsten Gastfreundschaft von Seiten Jambazs gewiß sein. Pojko verabschiedete sich also von Heinemann, welcher wieder nach dem Kembo zurückkehrte und dem der König ein Ehrengelbte von sechs Mann nebst einem reichen Vorrat von Lebensmitteln mitgab, und die beiden Weißen verabredeten sich nach Heinemanns Rückkehr von der Küste wieder zu treffen.

Pojko hatte in Jambazs Dorf keine Langeweile. Er ging auf die Jagd, welche er sehr ergiebig fand, und er lehrte in seinen Mußestunden diese gutmütigen friedlichen Neger mancherlei kleine Künste der Zivilisation und den richtigen Gebrauch des Feuergewehrs sowie den Vorteil der Befestigungen.

Während nämlich im Innern Afrikas die meisten wilden Stämme ihre Dörfer mit Pallissaden oder Verhauen und anderen Umzäunungen umgeben, um sich hierdurch vor den Überfällen von Raubtieren oder menschlichen Feinden zu schützen, schien dieser Stamm des Commi-Volks hiervon noch keine Ahnung zu haben, — ein Beweis, daß derselbe früher ein nomadischer gewesen war und erst vor kurzem feste Wohnsitze angenommen hatte.

Pojko schlug nun durch Peter dem König vor, wenigstens seine eigenen Hütten, welche in einer unregelmäßigen Gruppe beisammen standen, mit Wall und Graben und einer Umfassung zu umgeben, und versinnlichte ihm den Vorschlag dadurch, daß er ihm aus Thon ein kleines Modell anfertigte. Jambaz war ganz entzückt von diesem Vorschlage, denn er war gescheit genug, die hierdurch gebotenen Vorteile einzusehen, und erbot sogleich seine Sklaven und seine Stammesgenossen zur Ausführung dieses Bauwerks aus.

Pojko steckte den Umfang der Verpfählung ab, ließ den Graben anderthalb Meter breit und tief ziehen, die ausgegrabene Erde auf der Innenseite desselben aufwerfen, zu einem festen Wall stampfen und durch eingeschlagene Pfähle befestigen, welche mindestens drei Meter über den Wall emporragten.

Diese Pfähle wurden durch ein dichtes Flechtwerk von dornigen Mimosenzweigen unter einander verbunden und so ein Zaun hergestellt, über welchen weder ein heutigetieriger Löwe hinwegspringen konnte, um sich eine Ziege oder einen Hund zum Fraß zu holen, und welcher auch vor der Überumpelung durch einen anschleichenden Feind einigermaßen schützte.

Vor dem Wall und Thore ließ Pojto in einiger Entfernung Schützengräben anbringen, in denen sich die Verteidiger verbergen und einem andringenden Feind einen heißen Empfang bereiten konnten.

Die Arbeiten selbst beaufsichtigte Pojto täglich und befeuerte die Arbeiter je nach Verdienst durch Lob und Tadel.

Mitten unter diesen Arbeiten kam aber eine für ihn nicht unwillkommene Unterbrechung. Eines Morgens erschien nämlich ein Negerweib beim König und meldete, daß auf einer Pflanzung, welche nur wenige Kilometer vom Dorfe entfernt war, sich Gorillas gezeigt hätten, welche Schaden anrichteten. Die Pflanzung gehörte Jambai und es bedurfte nicht erst der Aufforderung desselben, um Pojto sogleich zum Ausbruch zu veranlassen. Er nahm nur seine Büchslunte und einen Jungen zum Wegweiser mit.

Die Pflanzung war groß und lag auf unebenem Boden, allseitig von Urwald umgeben, und die auf der Pflanzung ansässigen Sklaven waren Augenblicklich bei der Herstellung der Einfriedigung von Jambais Wohnsitz beschäftigt, so daß das Grundstück nicht bewacht war. Der Morgen war wunderschön, der Himmel beinahe wolkenlos und die ganze Natur still und friedlich bis auf das Rauschen der von einem leichten Winde bewegten Baumkronen.

Als Pojto an Ort und Stelle kam, mußte er sich erst seinen Weg durch das Gewirr von Baumstämmen und halbverbrannten Ästen bahnen, welche sich neben einem neu angelegten Cassawa-Felde hinzogen. Sobald er aber diesen Gürtel passiert hatte, hörte er in der vor ihm liegenden Bananenpflanzung, auf welche er zuschritt, ein starkes knackendes Geräusch, wie wenn junge Bäume umgerissen würden. Als bald deckte er sich hinter einen Busch und erblickte nun ein Gorilla-Weibchen, welches zwischen den hohen und breiten Blättern der Musa auftauchte, und ehe er noch recht Zeit gehabt hatte, dessen Bewegungen zu beobachten, kamen noch einige weitere Gorillas zum Vorschein, bis er nicht weniger als vier alte Weibchen vor sich sah, von denen eines ein Junges bei sich hatte.

Diese Gorillas waren emsig damit beschäftigt, die hohen Schäfte, die die Bananen trugen, umzureißen und sich an den Früchten gütlich zu thun. Pojto hatte eine treffliche Gelegenheit, die Bewegungen und das ganze Treiben dieser zerstörungslustigen Tiere zu beobachten, welche mit ihren zottigen

Häuten, dicken Köpfen, vortretenden Hängebäuchen, häßlichen Gesichtern und menschenartigen Gestalten die vollkommenste Ähnlichkeit mit Dämonen hatten.

Viele dieser Musa-Pflanzen zerstörten die Gorilla offenbar nur aus bloßem Mutwillen, und hie und da standen sie still und sahen sich scheu und horchend um, mochten auch etwas Ungewöhnliches wittern, denn mehrmals schienen sie auf dem Punkte, sich zur Flucht zu wenden, beruhigten sich aber wieder und fuhren in ihrem Zerstörungswerk fort.

So kamen sie an Pojto vorüber, welcher so darauf erpicht war, sie zu beobachten, daß er nicht daran dachte auf sie zu schießen. Erst als sie schon etwa fünfzig Schritte weit von ihm gekommen und dem Waldsaum ganz nahe waren, erinnerte er sich, daß er sie nicht ungestraft entkommen lassen dürfte. Er zog daher das Gewehr an die Wange, feuerte den ersten Schuß auf das Junge, den zweiten auf dessen Mutter ab und stieß einen gellenden Schrei aus, auf welchen das ganze Rudel sich zu eiliger Flucht wandte.

Beide Schüsse schienen ihre Schuldigkeit gethan zu haben, denn das Junge, durch den Rücken getroffen, war nieder- gestürzt und hatte sich erst nach einer Weile wieder aufgerafft, um den anderen zu folgen, das alte Weibchen aber war auf den Schuß in die Höhe gesprungen, hatte sich umgedreht und wütend die Zähne gefletscht und war dann erst den andern gefolgt, hinter denen es merklich zurückblieb.

Sobald Pojto beide Läufe wieder geladen hatte, rückte er vorsichtig vor, um nach seiner Beute zu sehen. Das Junge war durch den Rückgrat getroffen und konnte sich nicht mehr fortschleppen, sondern war am Verenden und stieß ein klägliches Wimmern aus. Dies mochte der Mutter zu Ohren gedrungen sein, und ihr Muttergefühl bewegt haben, denn sie kehrte um und stand plötzlich Pojto auf wenige Schritte gegenüber, auf den Hinterbeinen gegen ihn heranwatschelnd wie ein Bär, die mächtigen Arme und Hände wie zum Schlag ausholend und ein heiseres Gebrüll ausstoßend.

Pojto erschrak, aber er ward sich der Gefahr, von dem wütenden Tier angegriffen zu werden, so rasch bewußt, daß er mit dem Gewehr heraufruhr und mit sicherem Zielen dem Gorilla eine Kugel durch die Schläfe schoß.

Das gewaltige Tier brach zusammen, versuchte sich auf Händen und Füßen wieder aufzurichten, schüttelte den Kopf,

schwankte und stürzte endlich mit einem schweren Fall zusammen.

Die Schüsse hatten die Weiber aus den nahen Hütten der Pflanzung herbeigelockt, und mit Grauen und Verwundung staunten sie den Schützen und seine doppelte Beute an, waren aber durchaus nicht zu bewegen, eine Hand an die verendeten Tiere zu legen, um diese in den Schatten der Hütten zu tragen, wo Pojko die beiden Gorillas abstreifen wollte, denn sie schienen zu fürchten, daß dadurch für sie ein böser Mondah oder Zauber entstehen würde, und so mußte Pojko selber mit dem Jungen die beiden Tiere nach einem Schuppen schleppen, wo er sie abzog.

Die Nachricht, daß er zwei Gorillas auf einmal erlegt habe, machte, daß ihn die Neger in Jambar's Dorfe mit einem abergläubischen ehrfurchtsvollen Staunen wie eine Art Zauberer betrachteten; aber sie waren gern erbötig, wenigstens den Kadaver des Gorilla-Weibchens zu holen und nach einem Ameisenbaue zu schleppen, wo derselbe leicht mit Erde bedeckt wurde. Pojko wollte sich die Mühe des Macerierens dieser Fleischmassen und des Präparierens des Skeletts ersparen, was in diesem heißen Klima ohnedem ein ungesund und ekelhaftes Geschäft ist, und wollte dasselbe den Termiten und großen Ameisen überlassen, welche darin so geschickt sind wie bei uns die rote und die große Waldameise, denn nach vierzehn Tagen war der mächtige Körper des Gorilla-Weibchens von den Termiten so vollständig aufgezehrt, daß nur noch die blanken Knochen vorhanden waren, welche Pojko nun an der Sonne bleichte.

Der Landstrich, über welchen der sogenannte König Jambar das Eigentums- oder Hoheitsrecht in Anspruch nahm, erstreckte sich ostwärts bis an den noch beinahe unbekannten und unerforschten Fluß Olobi Albuna, jenseit dessen einige Stämme der Bakalai wohnten.

Diese Neger sind ein schöner stattlicher Menschengeschlag, hoch gewachsen und kräftig, mit beinahe europäischen Gesichtszügen, denn die Backenknochen stehen bei ihnen nicht so stark hervor, das Gesicht ist mehr länglich und die Lippen sind nicht so wulstig und aufgeworfen wie bei den anderen Negerstämmen, und namentlich die Weiber zeichnen sich durch einen zierlichen und ebenmäßigen Wuchs und angenehme Gesichtsbildung aus.

Die Batalai sind intelligent, anständig, kriegerisch und tapfer und haben vieles mit den Kaffern gemein, wie denn auch die Sprachen beider große Ähnlichkeit mit einander haben sollen, aber sie galten bei ihren Nachbarn für grausam, treulos, heimtückisch und verrätherisch.

Die paar Batalai-Stämme nun standen bei ihren Nachbarn im Ruf, sich durch Raubzüge Sklaven zu verschaffen und zu den Commistämmen am Ogowai und Npulanay zu bringen, um sie dort an die Händler zu verkaufen. Ferner schienen sie geneigt, sich eines Theils von Jambais Gebiet zu bemächtigen, und dieser wollte von seinen näher am Olobi Abuna gelegenen Pflanzungen aus die sichere Kunde erhalten haben, daß die Batalai jenseit des Flusses einen Raubzug gegen sein Gebiet beabsichtigten.

Aus diesem Grunde hatte Jambai solche Eile, sich mit Gewehren zu versehen und nun die Umzäunung seines eigenen Wohnsitzes zu vollenden, deren Vorteile zur Verteidigung ihm so sehr einleuchteten.

Deshalb mußten Männer und Weiber und selbst die halbwüchsigen Kinder emsig mitarbeiten, um den Graben zu ziehen, den Wall aufzuwerfen und in den Wäldern die Pfähle und die Äste und Zweige zu dem Flechtwerk zu schlagen, und die Vollendung dieser Befestigung vollzog sich unter Postos Leitung und Energie mit einer Schnelligkeit, welche für die sonstige Trägheit und Gleichgültigkeit dieser Neger ganz außergewöhnlich war.

Mit ungemeiner Befriedigung betrachtete Jambai das ganze Werk, als es eines Abends fertig und selbst die beiden Thore an den Enden geschlossen waren, als er seine Schweine, Schafe und Ziegen innerhalb der Umwallung in einer Einfriedigung vor den nächtlichen Überfällen der Löwen und Leoparden gesichert sah, welche früher seinen Viehstand so sehr beeinträchtigt hatten, und es nicht mehr nötig erschien, diese Tiere nachts zu sich in die Hütten zu nehmen, um sie vor dem Raubzeug sicher zu stellen.

Jeden Abend nach Sonnenuntergang wurden nun die beiden Thore geschlossen, und Jambai mit seinen Weibern und Kindern, seinen Gästen und Sklaven war nun von der Außenwelt abgeschlossen und brauchte eine Überraschung durch menschliche Feinde weniger als bisher zu fürchten. In seiner Herzensfreude hatte daher Jambai nach vollendeter

Arbeit seinen Leuten einen großen Schmaus gegeben, bei welchem es Palmwein und Schweinsbraten in Menge gab.

Einige Abende später erwachte Pojto, welcher mit Peter und den zwei Jungen, die ihm Jambai geschenkt hatte, in einer Hütte innerhalb der Verpfählung wohnte, an einem furchtbaren dumpfen Gebrüll, welches an sein Ohr schlug. Hastig sprang er auf, machte Licht und griff nach seinem Gewehr.

Auch Peter war davon erwacht, hatte sich halb aufgerichtet und sagte bänglich: „Es ist ein Löwe, welcher um die Umzäunung herumischleicht und sich eine Ziege oder ein Schweinchen holen will!“

Entsetzt schien sich der ganzen königlichen Residenz bemächtigt zu haben, denn man hörte die Weiber und Kinder weinen und schreien und Männer umher laufen, die Schafe und Ziege blöcken und mätern und die Schweine unruhig in ihrem Gehege umher rennen, — so gewaltig ist der Schrecken, welchen die Nähe des Königs der Wüste unter diesen Negern verbreitet.

Von Zeit zu Zeit erscholl wieder das furchtbare grimme Gebrüll, und zwar aus verschiedenen Richtungen, als ob es der Löwen mehrere wären oder als ob der eine Löwe die ganze Umzäunung umschleiche, um eine Lücke zu suchen, durch welche er zu dem eingesperrten Vieh gelangen könne.

„Ist es nicht möglich, den Löwen abzuschrecken oder zu vertreiben, Peter?“ fragte Pojto.

„Nacht ist finster, Mond untergegangen, Commi haben kein Herz,“ versetzte Peter. „Bakalai würden Feuerbrände hinauswerfen oder nach ihm schießen und ihn so vertreiben.“

„Das können wir ebenfalls,“ und das Tier soll wo möglich nicht ungerufen davon kommen,“ sagte Pojto, „nimm Dein Gewehr und folge mir!“

Zugleich ergriff Pojto seine Büchsflinte, lud sie mit zwei Kugelpatronen, steckte noch ein halbes Duzend Patronen zu sich und eilte ins Freie.

Der Mond war allerdings untergegangen und die Nacht dunkel, aber nicht so, daß man nicht noch wenigstens einen Schimmer von den Gegenständen gehabt hätte.

Pojto eilte an die Innenseite des Flechtzaunes und horchte, bis das Gebrüll wieder erscholl, dann ging er demselben nach und Peter, welcher ebenfalls viel kühnen Mut besaß, war an seiner Seite.

Durch die Lücken des Flechtzauns schauend, suchte Pojko des Löwen ansichtig zu werden, allein die Dunkelheit war doch so groß, daß man kaum den gegenüber liegenden Rand des Grabens erkennen konnte, geschweige denn entferntere Gegenstände.

Plötzlich ertönte das heisere grimmige Gebrüll in ganz kurzer Entfernung von Pojko, welcher einen dunkeln Körper in dieser Richtung zu erkennen glaubte.

Er schob also sein Gewehr durch das Flechtwerk, und zielte so gut er in dieser nächtlichen Finsternis konnte, und feuerte beide Läufe ab.

Ein Wehgeschrei und ein dumpfes Knurren folgte, dann war alles still, und man hörte nicht einmal mehr das Geräusch des davoneilenden Tieres.

„Löwe ist getroffen, — schwer,“ sagte Peter. „Morgen ich ihn suchen und verendet finden werde. Löwe ist sehr weich; wenn getroffen, er schleicht wimmernd davon, steckt sich in irgend ein Dickicht und stirbt.“

Pojko bezweifelte dies, weil er den Löwen für ein viel zu kräftiges und kühnes Tier hielt, als daß es sich so feig zurückziehen sollte; allein er fand in der Folge die Behauptung Peters bestätigt, der schon in seinen jungen Jahren tiefer im Binnenlande Löwen gejagt hatte, denn die Bakalai sind weit bessere Jäger als die Negerstämme an der Westküste.

Pojko und Peter kehrten wieder in ihre Hütte zurück, allein ersterer wollte sich nicht wieder schlafen legen, weil er der Ansicht war, der Löwe könnte nach einiger Zeit wiederkommen, was Peter jedoch bestritt.

So plauderte denn Pojko mit Peter, und ließ sich von demselben erzählen, was dieser vom Löwen und seiner Lebensweise wußte.

Unter derartigen Unterhaltungen, welche als Ergebnisse von Erfahrung und Naturbeobachtung für Pojko ganz interessant und lehrreich waren, verstrich der Rest der Nacht, und mit dem grauenenden Morgen ward das ganze Hosiager Jambai munter, und alle waren höchst vergnügt, daß der Löwe nicht in die Herde gefallen war, und sehr erwartungsvoll, ob Pojkos Schüsse von Wirkung gewesen seien.

Am befriedigsten aber war Jambai selbst durch diesen Beweis von der Festigkeit der Umzäunung, welche die Löwen abhielt.

Sobald Pojto sein Morgenbad in dem nahen Flüsschen genommen und seinen Thee getrunken hatte, welcher sein gewöhnliches Frühstück bildete, da er sich zum Grundsaß gemacht hatte, niemals frisches Wasser in diesen Gegenden zu trinken, weil dasselbe oft durch Verunreinigung oder Beimischung von faulenden tierischen oder pflanzlichen Stoffen bei den Fremdlingen heftige Ruhranfälle hervorrief, — so erklärte Pojto, daß er nach dem vermeintlich angeschossenen Löwen suchen werde. Peter sollte ihn begleiten, weil dieser so fest überzeugt war, daß der Löwe schwer getroffen sei, und Jambai gab ihnen noch ein Duzend seiner Sklaven und Anhänger mit, welche mit Speeren und Steinschloß-Musketen bewaffnet und voll Eifers waren, dem angeschossenen Löwen vollends den Garaus zu machen.

Pojto vermochte der nächtlichen Dunkelheit wegen nicht genau den Punkt anzugeben, von wo aus er durch das Flechtwerk der Umzäunung geschossen habe, und man mußte daher die ganze Umzäunung umgehen, um die Stelle zu finden, wo der Anschuß stattgefunden hatte. Bei dieser Gelegenheit stieß man mehrfach auf Löwenfährten, so zwar, daß Peter behauptete, es müßten deren mehrere gewesen sein, welche in der Nacht die Umwallung umschlichen hatten.

Nachdem Pojto mehrmals große Bogen abgeschritten hatte, fand er endlich eine blutige Fährte, welche ihn einerseits auf den Anschuß, wo der Löwe niedergestürzt war, andererseits auf den Weg führte, auf den das angeschossene Tier geflohen war.

Bald mehr, bald weniger deutlich sichtbar führte die Fährte des angeschossenen Löwen durch Busch und Dorn; überall lag Blut in der Fährte, und da und dort bezeichneten ganze Lachen von Blut die Stellen, wo der Löwe geruht oder sich niedergethan hatte, bevor er wieder weiter lief. Je länger desto mehr gewann nun auch Pojto die Überzeugung, daß das Tier schwer getroffen und nicht zu weit geflohen sei, und hoffte den Kadaver desselben aufzufinden.

Endlich, vielleicht drei Kilometer von der Umwallung, bog die Fährte in ein Mimosendickicht ein, welches Pojto vorsichtig umging, um zu sehen, wo der Löwe dasselbe wieder verlassen habe; allein nur die eine Fährte, wo derselbe in das Dickicht hineingetroßt war, konnte ermittelt werden, aber nirgends eine Spur von seinem Wiederaustritt, daher

mußte das Tier noch in dem Dickicht stecken. Da man aber nicht wissen konnte, ob nicht auch noch unverwundete Löwen in demselben steckten und keiner der Neger den Mut hatte, in das Dickicht hinein zu kriechen, so befahl Pojto seinen Begleitern, ein lautes Geschrei zu erheben und mit ihren Speeren auf die Schilde zu klopfen, während er selbst sich auf den Boden niederlegte, um zu horchen.

Die menschliche Stimme hat nämlich die Eigenschaft, auch die wildesten Raubtiere so zu erschrecken, daß sie sich auf die Flucht begeben, und wenn deshalb noch gesunde Löwen in dem Dickicht steckten, so mußten diese notgedrungen heranzubrechen. Da Pojto aber nur die eine blutige Fährte bemerkt hatte, glaubte er auch nur das angeschossene Tier in der Dichtung vermuten zu dürfen.

Als die Neger ihr mißtöniges Geschrei erhoben und auf ihre Schilde und an die Baumstämme schlugen, hörte Pojto, mit dem Ohr am Boden liegend, ein schwaches Reitzen und Rauschen in den Büschen, das sogleich wieder verstummte.

Dadurch ermutigt, kroch er, das schußfertige Doppelgewehr in der Hand, auf allen Vieren leise und vorsichtig in das Dickicht hinein und war erst wenige Mannslängen weit gekommen, als er einen graugelben Körper am Boden bemerkte, der sich aufzurichten und zur Flucht zu wenden versuchte. Es war der Löwe, der also offenbar an keinen Widerstand dachte und dessen Kraft gebrochen schien, und in dem ersten Augenblick, wo Pojto den Kopf desselben sehen konnte, jagte er ihm eine wohlgezielte Büchsenkugel durch den Schädel, daß der Löwe mit einem Sprung zusammenfiel und verendete. Auf Pojtos Ruf kam Peter herbei und nun wagten sich nach und nach die anderen Neger heran und schleppten den Kadaver des Löwen heranz, welcher nun im Triumph nach dem Dorfe zurückgeschleppt wurde.

Es war ein schöner ausgewachsener Löwe von etwa sechs Jahren, mit einer prächtigen Mähne; beide Schiffe Pojtos von der vorigen Nacht hatten das Tier getroffen: die eine Kugel war in den Rückgrat, die andere in die Eingeweide eingeschlagen, und so war der Löwe gelähmt und gezwungen worden, sich niederzuthun.

Das Fleisch des Löwen ward von den Negern gierig verspeist und diente zur Verherrlichung des Freudenfestes über den Tod des Raubtieres. Pojto aber konnte nicht genug acht

geben, daß die Neger nicht einen Teil der schönen Mähne ausrauten, denn jeder wollte einen Büschel von dem Löwen als Mondaß haben.

V.

Pojkos Ansehen bei König Jambai und dessen Stamme war durch die Erlegung des Löwen nur noch gestiegen und das Tier mochte wohl das einzige in der Gegend gewesen sein, denn man verspürte keine weiteren mehr und auch das nächtliche Gebrüll außerhalb der Umwallung ließ sich nicht mehr hören.

Jambai überhäufte daher seinen Gast mit Ehren und Artigkeiten und schützte ihn vor Diebereien. Auch hatte Pojko allen Grund mit seinem Jagderfolg zufrieden zu sein, denn er hatte bereits wieder einige Kisten mit Naturalien aller Art gefüllt. Aber gleichwohl sehnte er sich nun von hier hinweg, um weitere Streifzüge ins Innere zu machen, und sah mit Ungeduld der Ankunft Heinemanns entgegen, womit sein eigener Aufenthalt in Jambais Dorf zu Ende gehen sollte. Heinemann war nun schon über drei Wochen hinweg und Pojko ohne alle Nachricht von ihm, obwohl der erstere darauf gerechnet hatte, nur etwa vierzehn Tage lang auszubleiben, so daß Pojko sich nachgerade einiger Sorge um den Gefährten nicht entschlagen konnte und ihm am liebsten entgegengeeilte wäre, wenn Jambai ihn fortgelassen hätte.

Eines Morgens war Pojko in seiner Hütte mit dem Präparieren von Naturalien beschäftigt, als Jambai ihn plötzlich rufen ließ.

Pojko traf den König vor dem östlichen Thore der Umwallung in einem Palaver mit einigen fremden Negern begriffen, welche Händler zu sein schienen und ihm verschiedene Dinge anboten. Es waren lauter große stattliche Männer, ganz nackt bis auf eine Lendenschürze von Rattun, welche bis zu den Knien herabreichte, und ein Halsband von Glasperlen; sie waren alle fünf mit Steinßloß-Musketen bewaffnet und

trugen Messer mit einem Lederriemen am linken Oberarm angebunden. Sie hatten nicht viele Waren bei sich, sondern nur einige Päckchen Gummi, einige Päckchen Palmnüsse und einige Säckchen mit sogenannten Kola-Nüssen, mit Pfeffer und sogenannten Kalabassen-Muskatnüssen, deren sich die Neger zum Würzen der Speisen bedienen.

Die Fremdlinge verlangten hauptsächlich Messer, Nägel, Schießpulver und Bleikugeln, sowie Glasperlen einzutauschen, und Jambai hatte Pojko rufen lassen, weil er wußte, daß dieser noch einige Schnüre Glasperlen und einige Duzend Messer hatte, während Jambai selber sich seiner Vorräte an Schießpulver und Bleikugeln nicht entledigen wollte. Da aber Pojko mit den Waren, welche die Fremden ihm anboten, nichts anzufangen wußte, und sich mit jenen nicht verständigen konnte, so begnügte er sich damit, dieselben zu bewirten und genau zu beobachten und sie durch Zeichensprache und durch Vorweisen von Tierbildern auszuforschen, woher sie kämen und ob in ihrer Heimat auch gewisse Tiere, wie Gorillas, Löwen, Elefanten, Nashörner, Krieger u. dgl. vorkämen.

Diese etwas mühselige Unterhaltung war im besten Gange, hinderte aber die fremden Händler nicht, sich die ganze Unterhaltung recht genau zu betrachten und überhaupt eine Art heimlich lauernder und forschender Neugier an den Tag zu legen, welche Pojko auffiel und veranlaßte, sich diese schwarzen Burschen mit den regelmäßigen europäischen Gesichtern etwas näher zu betrachten.

Währenddem kam Peter zur Stelle, welcher seither im Walde gewesen war, und geriet beim Anblick der Fremden nicht nur in eine fröhliche Aufregung, sondern auch alsbald in die angelegentlichste Unterhaltung mit denselben, da er deren Sprache ganz fließend sprach. Er trug nun Pojko den Wunsch derselben vor, mit ihnen in Tauschhandel zu treten und ihm Schießpulver, Messer, Zügeisen und Glasperlen abzutauschen, allein Pojko hatte selbst nur noch einen Vorrat von einigen Pfunden Schießpulver, dessen er sich vor Heinemanns Ankunft nicht entledigen wollte, und von den angebotenen Waren wußte er, wie er Peter sagte, keinen Gebrauch zu machen.

„Oh,“ sagte Peter, „diese Männer sind Batalai, von einem Stamme, der ganz in der Nähe über einem fließenden Wasser wohnt. Sie bringen Kolanüsse, welche uns unentbehrlich sein werden, wenn wir weiter nach Norden und nach

dem Innern kommen." Und nun erklärte er ihm die guten Eigenschaften dieser bitteren, zusammenziehenden Früchte des Kolabaumes.

Pojto erinnerte sich nun, in Barth's Reisen gelesen zu haben, daß diese Ruß, welche dort Guro-Ruß heißt, neben Salz und Goldstaub einer der wichtigsten Handelsartikel im Innern des nördlichen Afrika bildet, und er tauschte daher gegen Glasperlen und Messer sich einige Pfund dieser Kola-Rüsse ein, und knüpfte durch Peters Vermittelung eine Unterhaltung mit den Bakalai an, welche nun sehr theilnehmend wurden und ihn einluden, sie in ihren Dörfern am oberen Olobi Abuna zu besuchen, wo sie ihm eine ergiebige Jagd auf Gorillas, Schimpansen und Wildschweinen und einen vortheilhaften Tauschhandel in Sklaven u. s. w. versprochen.

Peter mochte seinen Landsleuten eine begeisterte Schilderung von seinem Herrn und dessen waidmännischer Geschicklichkeit und sonstigen wunderbaren Kenntnissen und Eigenschaften gemacht haben, denn diese Bakalai betrachteten ihn mit einem Gemisch von Neugier und Ehrerbietung und drangen sehr in ihn, sie nach Hause zu begleiten, damit er mit ihnen jage.

Sie sicherten ihm die freundlichste Aufnahme von Seiten ihrer Häuptlinge zu, versicherten ihn ihrer Freundschaft, suchten ihn durch die Schilderung der reizenden und reichen Natur ihrer Heimat zu dieser Reise zu überreden, und wurden darin durch Peter sehr lebhaft unterstützt. Pojto versprach den Bakalai einen gelegentlichen Besuch in ihren Dörfern am Olobi, und man trennte sich unter gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen, nachdem die Bakalai gegen den weißen Fremdling weit zuvorkommender gewesen waren, als gegen Jambai.

Als aber Pojto am Nachmittag einen Ausflug nach der schon erwähnten Pflanzung Jambais machen wollte und kaum einige hundert Schritt weit von dem Dorfe entfernt war, glaubte er die fünf Männer mit ihren Bädern noch unter einer Gruppe von Bäumen auf einem kleinen Hügel zu erblicken, von wo aus man eine Aussicht auf Jambais Dorf und Umwallung hatte, und auffallenderweise schlugen sich die fünf Männer rasch ins Dickicht, sobald sie sich von Pojto bemerkt wählten.

Der Besuch dieser Bakalai schien übrigens ein so bedeutender und gewöhnlicher Zwischenfall zu sein, daß bald

niemand im Dorfe mehr daran dachte. König Jambai dagegen schien noch ganz andere Pläne zu haben, um die Kenntnisse und Fähigkeiten seines Gastes auszunutzen, denn er ließ demselben schon am zweiten oder dritten Tage nach dem Besuch der Batalaien den Vorschlag machen, Pojto solle eine andere Pflanzung des Königs auf der Grenze seines Gebiets besuchen um ihm seinen Rat bezüglich der Befestigung derselben durch eine Umzäunung und Umwallung zu machen.

Der Vorschlag kam Pojto sehr gelegen, weil er eine willkommene Unterbrechung seines eintönigen Aufenthalts im Dorfe war; er nahm ihn daher an und machte sich schon am anderen Tage auf den Weg dorthin, begleitet von einem Sohne Jambais, welcher Mpotu hieß, von Peter und einigen Trägern.

Der Weg dorthin war ungefähr eine Tagereise, achtundzwanzig bis dreißig Kilometer, und führte über Hügel- und durch Wald und Prairien zu der weiten Niederung hinab, welche der noch wenig bekannte Olohi Abuna durchströmte. Die Pflanzung selber bestand aus einer Gruppe von Hütten auf einem kleinen Hügel, und den ausgedehnten Feldern, welche sich ringsherum über die Abhänge und die Niederung ausdehnten und mit Bananen, Kaffawa, Pfeffersträuchern, Olpalmen, Zuckerrohr u. s. w. bepflanzt waren.

Die Lage war wunderlich, denn man überschaute von der Höhe des Hügels aus ein weites wechselvolles Gelände von Wald und Grassluren, und aus dem grünen Kranze des tropischen Urwaldes blinkten zuweilen silberglänzende Strecken des Flusses herauf, welcher hier mit tragem Laufe hinzog.

Mit dem Fernrohre sah Pojto Rudel von wilden Ochsen und von Antilopen in den Niederungen stehen oder ziehen, und namentlich die Anschwemmungen am Flusse selbst waren mit ihren vielen Palmen und anderen hohen Bäumen gar lieblich anzusehen.

Pojto gefiel es hier gut und er fand, daß die Hütten der Pflanzung, welche über einen Kilometer vom Flusse entfernt waren, sich leicht besichtigen lassen würden, weil die Hügelkuppe, worauf sie standen, ziemlich rund war.

Er steckte daher die Grenzen oder Umrisse des künftigen Grabens aus und überließ es Mpotu und dessen Vater, die trägen Neger zum Ausbau dieser Befestigungen anzutreiben.

Wenn man an einem schönen windstillen Abend hier oben bei den Hütten auf dem Hügel stand und über die weite Gegend hinblickte, so konnte man da und dort am linken östlichen Ufer kleine Rauchsäulen aufsteigen sehen, welche von Dörfern der Bakalai und anderen Negern herrührten, und Pojto hatte nun große Lust, eins oder einige dieser Dörfer zu besuchen und die Lebensweise der Bakalai kennen zu lernen.

Man riet ihm zwar ab und schilderte namentlich diese Bakalai als verrätherisch und tückisch, aber Peter widersprach dieser Behauptung und behauptete, seine Stammesgenossen seien nur gegen Feinde so mißtrauisch und erbittert, sonst aber gutmütig, gastfreundlich und neugierig, und Pojto selbst war gewohnt, diese Neger des Küstenlandes nur mit Mißtrauen und Abgunst oder mit Haß und Vorurteil von den benachbarten Stämmen sprechen zu hören. Als er daher eines Tages mit Peter und einigen anderen Begleitern in einem Sumpfsvalde flusshaufwärts auf der Jagd nach Wildschweinen war und an das Ufer hinausgelangte, wo er eine Hütte und einen Kahn fand, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich des Kahnes zu bedienen und eines der Bakalai-Dörfer auf dem jenseitigen Ufer zu besuchen.

Der Olobi Abuna war hier ungefähr hundertundachtzig Meter breit und mit dichtem Wald eingerahmt, aber Pojto hatte sich genau die Richtung bemerkt, in welcher er eine Rauchsäule hatte aufsteigen sehen, die auf das Vorhandensein eines kleinen Dorfes deutete.

Er ließ sich also von seinen ziemlich widerstrebenden Begleitern über den Fluß setzen, fand eine Art Anlande und einen Pfad auf dem jenseitigen Ufer und schlug denselben ein, nachdem man den Kahn im Gebüsch versteckt und angebunden hatte. Eine Wanderung von einer halben Stunde brachte Pojto und seine Begleiter zu dem Dorfe, welches mitten in einer von Wald umgebenen Grasflur stand, worin die zerstreuten Felder und Pflanzungen der Bewohner lagen.

Als Pojto sich näherte, sah er, wie einige in den Feldern arbeitende Weiber mit Kindern sich rasch nach dem Dorfe flüchteten, und als er auf dem Pfade weiter ging und zu den ersten Häusern gelangte, fand er das zwischen den beiden Häusern befindliche Thor versperrt.

Das Dorf bestand aus zwölf bis fünfzehn Lehmhütten, welche zu beiden Seiten einer engen Gasse erbaut waren, an

deren beiden Enden sich je ein Thor befand; die Hütten selbst hatten keine Thüren nach außen, sondern boten dorthinans nur nackte Wände. Dies vermochte das Dorf wirksam gegen nächtliche Überraschungen von Seiten solcher Feinde zu sichern, mit denen die Dorfbewohner etwa in Fehde lagen, sollte aber, wie Pojko später erfuhr, noch einen andern Zweck haben, nämlich den, irgend eine Gesellschaft von Händlern, welche die Dorfbewohner etwa ins Dorf hereinlocken konnten, niederzumekeln und zu plündern, weil dieselben durch die geschlossen Thore nicht entweichen konnten.

Pojko ahnte vorerst eine solche Gefahr nicht, denn nirgend war ein Mann zu sehen, und auf sein Pochen und Rütteln an dem verrammelten Thore erschien nur hie und da ein Weiberkopf scheu und furchtsam unter einer der Thüren, sah sich argwöhnisch um und verschwand dann augenblicklich wieder. Peter mußte sich jezt ins Mittel legen und brachte endlich nach langem Rufen in der Bataalai-Sprache einen alten Mann und einige Weiber zur Stelle, denen er sein Gesuch um Einlaß und um einen Imbiß vortrug, worauf endlich nach langem Hin- und Herreden die Sperrstangen vom Thore hinweggenommen und dieses geöffnet wurde.

Der alte Mann, einer der Verwandten des Häuptlings, führte die paar Gäste in eine Hütte, wo sie mit Kassawa-Brot, Bananen, Palmwein u. dgl. bewirtet, aber zugleich ängstlich und mißtrauisch beobachtet wurden und namentlich Pojko der Gegenstand der allgemeinen Neugier war.

„Wo sind denn die Männer? wie kommt es, daß wir hier keinen einzigen mannbaren Einwohner sehen?“ fragte Pojko seinen Peter, der sich in ein angelegentliches Gespräch mit dem greisen Neger und den Weibern eingelassen hatte.

„Man sagt, sie seien auf einem Jagdzuge,“ erwiderte Peter achselzuckend aber mit einer halb verlegenen Miene, als ob er es selber nicht glaube. „Die Weiber fürchten uns, wollen uns nicht über Nacht behalten. Besser wir kehren rasch nach der Pflanzung zurück.“

Dies machte Pojko erst stuhlig, dann argwöhnisch, denn offenbar war es selbst Peter nicht wohl bei der Sache, und er beeilte sich daher, den Imbiß zu beendigen, beschenkte die Wirtin mit einigen Glasperlen und trat dann den Rückweg nach dem Flusse an. Peters Benehmen war ein ganz räthselhaftes, denn er hielt auf dem ganzen Pfade nach dem Wasser sein Gewehr schußfertig unter dem Arme, blickte spähend in

alle Büsche zur Seite oder rückwärts und trieb zur Eile, antwortete aber auf keine der Fragen, welche Pojko an ihn richtete.

Wenn dieser den Peter nicht als einen mutigen Burschen gekannt hätte, würde er geglaubt haben, derselbe habe den Kopf verloren. Eiligst ward der Kahn wieder ins Wasser geschoben und bestiegen und man ruderte schnell hinüber zu der Hütte, wo die beiden erlegten Wildschweine zurückgelassen worden waren; man nahm diese in den Kahn und fuhr damit flussabwärts bis zu einer Stelle, wo einer der Neger von der Pflanzung einen Pfad zeigte, welcher direkt nach derselben abhog. Diesen schlug nun die ganze Gesellschaft ein und schritt rasch vorwärts, Pojko von unheimlichen Gedanken erfüllt.

Es war beinahe Abend, vielleicht nur noch eine halbe Stunde bis zu Sonnenuntergang, als man den Fuß des Hügels erreichte, und nun erschraf Pojko bis ins Mark, als er statt der Hütten auf der Hügelkuppe nur einen Haufen rauchender schwarzer Trümmer erblickte.

„Was ist das? ist die Pflanzung überfallen worden? haben das die Bakalai gethan? Sprich?“ rief er Peter zu und dieser nickte wehmütig bejahend und verlegen.

„Es scheint so; die Männer sind nicht auf einer Jagd, sondern auf einem Kriegszug abwesend,“ sagte er. „König Jambai ist in Gefahr. Die Bakalai, welche vor einigen Tagen da waren, sind keine Händler, sondern nur verkappte Späher gewesen.“

„Dacht ich es doch!“ rief Pojko, „aber warum hast Du mir nichts gesagt?“

„Ich habe ja selbst nichts Gewisses gewußt, hatte nur meine Gedanken und Vermutungen. Glende Hunde diese Bakalai!“ setzte er hinzu und spuckte heftig aus.

Als Pojko und seine Begleiter den Hügel hinaanstiegen und an einem Pisangfelde vorbeikamen, sahen sie einen der Neger von der Pflanzung in seinem Blute am Boden liegen; er war in den Rücken geschossen und dann mit mehreren Speerstichen durchrannt worden, weil er offenbar die Feinde bemerkt und sich zur Flucht gewandt hatte, um seine Brüder noch rechtzeitig zu warnen. Weiterhin bei den niedergebrannten Hütten fand man noch zwei erschlagene Neger und die gräßlich verstümmelte Leiche einer alten Negerin, sonst aber war alles öde und leer und man sah nicht einmal mehr Hühner,

Ziegen und Schweine, denn diese waren entweder hinweggeschleppt oder in die Wälder verjagt worden.

Pojto selbst hatte eine halbe Kiste voll gesammelter Naturalien und einige Fangapparate nebst einer Wolldecke eingelegt, welche er am Morgen auf der Pflanzung zurückgelassen hatte; aber an diesen Verlust dachte er zunächst nicht, sondern nur an das Schicksal Mpotu und der armen Sklaven auf der Pflanzung. Waren sie von den Batalai gefangen genommen worden, um als Sklaven nach der Küste geschleppt und verkauft zu werden? Waren sie erschlagen worden oder war es ihnen gelungen, noch rechtzeitig zu fliehen und nach Jamba's Dorf zu entkommen? Dies war der Gedanke, der ihn zunächst beschäftigte, und diesem folgte der Entschluß, noch in der Nacht aufzubrechen und zu Jamba zurückzukehren, um diesen zu warnen und sich für ihn zu schlagen.

In aller Eile wurden die beiden erlegten Wildschweine gestreift, zerstückt und in Stücke von je dreißig Pfund zerteilt, um mitgenommen zu werden, während man aus den besten Stücken eine hastige Mahlzeit bereitete.

Sobald diese eingenommen und der Mond aufgegangen war, wurde der Rückweg nach Jamba's Dorf angetreten, und zwar auf dem kürzesten Wege, welchen nur die Neger von der Pflanzung angeben konnten, und man schritt trotz der mangelhaften Beleuchtung über Grassuren und durch dichten Wald rüstig vorwärts, bis der Mond unterging und die Finsternis zwang, auf einem Waldsaume Halt zu machen und den Morgen zu erwarten. Mit Tagesgrauen ward dann der Weg fortgesetzt und zwar mit größter Vorsicht, da nun jeder Schritt die Gefahr vermehrte, mit dem vorausziehenden Feind zusammenzutreffen.

Gegen Mittag trafen Pojto und seine Begleiter in Jamba's Dorf ein und fanden dessen Bewohner in der größten Aufregung.

Mpotu war, durch die Schüsse der heranstürmenden Batalai gewarnt, noch rechtzeitig mit einem Teil der Sklaven und ihren Familien entkommen, und hatte noch vor Nacht das heimatlische Dorf erreicht und die Kunde von dem drohenden Überfall überbracht, worauf man noch in der Nacht die Männer und Weiber aus den umliegenden Hütten mit ihrem Vieh in die Umwallung aufnahm und sich auf die Möglichkeit eines nächtlichen Überfalles vorbereitete.

Allein die Nacht und der Morgen waren vergangen, ohne daß Jambai eines Feindes ansichtig ward, und erst bei der Ankunft von Pojtos Truppe war er erschrocken, weil er sie für die Bakalai gehalten hatte. Sobald er aber Pojto erkannte, fiel ihm eine ganze Zentnerlast vom Herzen, denn er hatte nach Mpotus Schilderung angenommen, sein weißer Gast sei am gestrigen Morgen den streifenden Bakalai in die Hände gefallen und von denselben getödtet worden. Nun er ihn aber gesund und frisch wieder sah, stieg Jambais Hoffnung wieder, denn eine Ahnung jagte ihm, dieser Verteidiger allein wiege ein Duzend seiner Neger auf.

Pojto nahm sich alsbald der Verteidigung energisch an und ließ noch Erde hinter dem Flechtwerkzaun anschütten, vor allem aber die Sklaven von der benachbarten Pflanzung hereinholen, um diese Unglücklichen vor Tod und Gefangenschaft zu retten.

Dann ließ er vor den beiden Thoren und bei den anderen Hütten noch Schützengräben aufwerfen und sandte nach allen Seiten Spähwachen aus, um von dem Herannahen der Feinde so schnell wie möglich benachrichtigt zu werden.

Gegen Abend kam eine dieser Spähwachen atemlos zurück und meldete, daß auf dem Pfade von den Dörfern am Rembo her ein Haufen Leute heranrücke.

„Das sind Heinemanns Leute,“ rief Pojto zuversichtlich, als man ihm dies meldete, denn von dieser Seite brauchte man die Bakalai nicht zu erwarten. Er hatte sich auch nicht getäuscht, denn es zeigte sich bald, daß die Herannahenden lauter Träger mit Otaitais waren, denen in einiger Entfernung Heinemann in einer Sänfte folgte, welche von zwei stämmigen Commi-Regern getragen wurde.

Pojto eilte dem Freunde sogleich entgegen, ihn herzlich zu bewillkommen, erschrak aber förmlich über Heinemanns Magerteit und Blässe und die trüben, tief eingesunkenen Augen mit dem matten Blick.

„Um alles! sind Sie krank, Heinemann?“ rief er besorgt, und erfuhr nun, daß Heinemann wirklich an dem erschlassenden sogenannten Guinea-Fieber krank gelegen und dadurch in Salambos Dorf zurückgehalten worden war, daß er sich nun aber wieder etwas besser befinde, obwohl er noch sehr schwach auf den Beinen sei. „Mein armer Freund,“ sagte er, „und hier erwartet Sie jetzt auch nicht die nötige Ruhe. Indessen

wollen wir Gott danken, daß Sie noch gesund und wohl= behalten hier angekommen sind, denn wenn die Bakalai, von denen wir stündlich einen Angriff befürchten müssen, eine Ahnung von Ihrer Ankunft mit den Gewehren und dem Schieß= bedarf gehabt hätten, so wären sie Ihnen sicher entgegen= gezogen und hätten Sie ausgeplündert und niedergemacht.“ Und nun erzählte er ihm in Kürze die Ereignisse der jüngsten Tage.

Heinemann pries sich glücklich, dieser Gefahr entgangen zu sein und in solch gewichtigem Augenblick dem König Jambai einen solchen Zuwachs an Waffen und Verteidigungsmitteln zuführen zu können, und Jambai war darüber nicht minder erfreut und hieß Heinemann herzlich willkommen.

Wie dumm stolz und geringschätzig brutal der Regier in seiner Heimat, wo er den Herrn spielt, auch auf den Weißen herabsehen mag, so fühlt er doch instinktmäßig, wie sehr ihm dieser an Intelligenz, Umsicht, Mut und anderen wichtigen Eigenschaften des Charakters überlegen ist, und Jambai war sehr froh, daß er ausgedacht des ihm drohenden feindlichen Überfalls die beiden Weißen mit ihren Leuten bei sich hatte. Heinemann war nämlich fest entschlossen, sich persönlich am Kampfe zu beteiligen.

„Diese ewigen Fehden und Handel, durch welche sich die eingeborenen Stämme gegenseitig aufreiben, gehen mich zwar nichts an,“ sagte er zu Posko, „und ich bin fest entschlossen, mich nicht in dieselben zu mengen. Allein jetzt bin ich der Gast des einen bedrohten Theiles und würde es für Feigheit halten, ihm nicht aus Kräften beizustehen, und für eine große Unklugheit, zwischen den beiden streitenden Parteien unthätig stehen zu wollen; darum will ich mich jetzt sogleich mit meinen Leuten zu Schutz und Trutz rüsten.“

In der Aufregung des Augenblicks vergaß Heinemann der eigenen Schwäche und ward von einem wahren Feuereifer erfüllt; er überlieferte sogleich an Jambai die von diesem bestellten Gewehre nebst Schießbedarf; die weiteren, zum Tausche sogleich an seine eigenen Träger und Begleiter ausgeteilt, nachdem Posko dieselben mit Feuersteinen versehen und hergerichtet hatte, und noch vor Sonnenuntergang wuchsen der Mut und die Zuversicht der Belagerten mächtig, als sie sahen, daß sie außer den beiden Weißen und Peter, welche mit guten Jagd=

Gewehren versehen waren, über sechzig Musketen musterten. Seinemann staunte nicht wenig über die Veränderung, welche mit dem Dorfe Jambais vor sich gegangen war, und über die ziemlich feste Umwallung, deren Stärke nun erprobt werden sollte, und sah einer erfolgreichen Verteidigung im Fall eines Angriffs entgegen, zu welcher nun alle Vorbereitungen getroffen wurden.

Obwohl in der Nacht wohl kaum ein Angriff zu befürchten war, da die Neger viel zu abergläubisch und voll Gespensterfurcht sind, um in der Dunkelheit etwas zu unternehmen, so bezogen die Leute Jambais doch unter Pojko's Befehl abwechselnd die Wache während der Nacht und umgingen die Innenseite des Flechtwerkzauns, um zu hören, ob die Bakalai keine Ueberrumpelung versuchen würden, allein alles blieb ruhig, und nur in den ersten Stunden der Nacht verkündigte eine Rote am Himmel, wie der Widerschein einer Feuersbrunst anzusehen, in der Richtung jener Pflanzung, wo Pojko die Gorillas geschossen hatte, daß die Bakalai dort waren und die leer gefundenen Hütten angezündet hatten, denn die dort ansässigen Sklaven samt dem Vieh waren ja noch glücklich gerettet und nach der Umwallung geflüchtet worden.

Am Morgen vor Tage war Pojko munter und musterte die waffenfähige Mannschaft. Er schickte in jeden der aufgeworfenen Schützengräben vier von den mit Musketen bewaffneten Negern unter der Führung zuverlässiger Leute mit dem gemessenen Befehl, nicht eher auf den Feind zu schießen, als bis derselbe auf etwa fünfzig Schritte herangekommen sei, und nicht alle auf einmal zu feuern, damit die Schützen Zeit fänden, einstweilen wieder zu laden.

Den äußersten Schützengraben bezog Mpotu mit einigen anderen Söhnen Jambais und den zunächst dem östlichen Thore der Umwallung gelegenen ersah sich Pojko selber aus, und legte sich mit Peter und zwei anderen Negern hinein, denn Peter, obwohl von Geblüt ein Bakalai, wollte doch mit seinen räuberischen Stammesgenossen nichts gemein haben und verspürte eine gewisse Anhänglichkeit und Pflichttreue gegen die Weißen, denen er nun diente und die ihn immer gütig und milde behandelt hatten.

Die Sonne war aufgegangen und der schönste friedliche Morgen lag über der Grasflur und den umgebenden Wäldern, in deren Schutz der mord- und heugierige Feind herannahte.

Aber eine Stunde verging vergebens in gespannter Erwartung, ohne daß die Batalai sich zeigten.

Die Verteidiger lagen in den Schützengräben, durch vor-gesteckte belaubte Zweige geborgen, oder lauerten hinter dem Zaun von Flechtwerk, zur Abwehr bereit; da tippte Peter leicht auf Pojtos Arm und deutete vor sich hinaus.

„Dort — das Gras bewegt sich und die Büsche beben — dort die Batalai,“ murmelte er.

Pojto überzeugte sich, daß dort irgend welche Geschöpfe im hohen Gras und Gestrüpp auf dem Bauche heranschleichen müßten, allein noch war von den braunschwarzen Feinden nichts zu sehen. Da knallte links ein Schuß aus dem Schützengraben, wo Mpotu war, man sah einen schwarzen Mann in einiger Entfernung davon aufspringen und mit einem wilden Schrei zusammenbrechen, und gleich darauf sah auch Pojto kaum sechzig Schritte vor sich den nackten Oberleib und kurz geschorenen Kopf eines Batalai sich aus dem Grase aufrichten und mit den rollenden Augen umsehen, aber ehe derselbe noch den Grund des Alarms ermittelt haben mochte, hatte Pojto ihn durch einen wohlgezielten Schuß in die Schulter nieder-geworfen.

Im Nu sprangen einige Duzend Batalai auf allen Seiten vom Boden auf, schossen ihre Musketen ab und drangen mit einem teuflischen Kriegsgeschrei gegen die Umwallung vor, im Laufen ihre Musketen ladend. Allein sie wurden von den Schützengräben aus mit einem so wohlgezielten und wirksamen Feuer empfangen, daß sie erschrocken und mit einem Wut-geschrei zurückprallten und sich rasch wieder auf den Boden warfen, um sich dem Feuer der Verteidiger zu entziehen, denn wo nur ein handbreiter Fleck schwarzer Haut oder ein ge-schorener Krauskopf sichtbar wurde, da feuerten Pojto, Heine-mann und Peter mit wohlgezielten Schüssen darauf.

Dreimal wiederholten die Batalai im Lauf des Vormittags ihren Angriff und dreimal wurden sie mit Verlust zurück-geschlagen. Da änderten sie ihre Taktik und schickten einige ihrer jungen Krieger voraus, welche ihre Wurfspeere mit Moos und dürrm Grase umwickelt hatten und dieses in Brand steckten, wenn sie nahe genug herangekommen waren, um mit einem wichtigen Wurf diese Brandfackel in den Zaun von Flechtwerk zu schleudern.

Da aber diese Batalai hierzu vom Boden aufstehen mußten, um ihre Wurfspeere oder Asageien mit dem richtigen

Erfolg zu schleudern, so setzten sie sich dabei dem sicheren Feuer der wachsamten Schützen aus, und die meisten dieser Batalai-Speerwerfer mußten ihren Versuch, die Umwallung anzuzünden, mit dem Leben bezahlen.

Außerdem hatte dieser vereitelte Versuch noch eine weitere unangenehme Folge für sie: einer oder einige der mit Brennstoffen umwickelten Affageien waren von ihren mehr oder minder schwer getroffenen Trägern fallen gelassen oder weggeworfen worden und hatten das von der Sonnenhitze schon ziemlich verdorrte Gras und Gestrüpp angezündet, das nun in Flammen aufschlug und um sich griff, und nach allen Seiten sich weiter verbreitend einen Prairiebrand im kleinen darstellte, so daß die Batalai selber sich zurückziehen mußten und keine Deckung mehr für ein heimliches Anschleichen fanden.

Die heißen Mittagsstunden vergingen ruhig und ohne Zwischenfall, obwohl Pojto befürchtet hatte, daß die Batalai diese Zeit zu einem Sturmangriff benutzen würden, weil sie annehmen konnten, daß die meisten Neger jetzt ihren Mittagschlaf machen würden.

Pojto kehrte aus dem Schützengraben nach der Umwallung zurück, um mit Heinemann und Jambai Kriegsrat zu halten, und hörte nun, daß ein Neger durch die aufs Geratewohl abgefeuerten Schüsse der Batalai beim ersten Angriff leicht verwundet, eine Sklavin aber getödtet worden sei.

Pojtos Vorschlag ging dahin, Jambais Leute sollten nur eine kleine Besatzung in der Umwallung zurücklassen, die übrigen aber unter seiner eigenen Führung einen Ausfall machen und die Batalai zurückwerfen, welche dann wohl unbedingt den Angriff aufgeben und nach Hause zurückziehen würden. Denn wie stumpf und gleichgültig auch der einzelne Neger gegen den Tod ist, so fühlen diese Stämme sich dormalen doch schon so schwach und wenig vollreich, daß sie es nicht darauf ankommen lassen können, viele ihrer streitbaren Leute zu verlieren. Pojto aber war gleich nach der Rückkehr in der Verschanzung auf einen riesigen Baobab-Baum gestiegen, welcher innerhalb jener stand und die Stelle einer Warte versah, und hatte sich überzeugt, daß nicht weniger als acht Batalai tot um die Umwallung herum lagen, welche bei den verschiedenen Angriffen niedergeschossen worden waren, und jedenfalls hatten die Batalai auch noch einige Verwundete.

Zu Pojtos Erstaunen aber lehnte Jambai trotz Heine-
manns Zureden den Vorschlag eines Ausfalls ab, weil er zu
befürchten schien, daß seine Schwarzen im offenen Felde nicht
Stand halten würden, und so blieb nichts übrig, als gegen
Abend die Leute in den Schützengräben einzuziehen, denn für
die Nacht war eine Erneuerung des Angriffs nicht zu befürchten,
und die Leute hatten nach dem glühend heißen Tage Ruhe
und Erfrischung nötig.

Bevor aber die kurze Dämmerung eintrat, schlich Pojto
sich noch einmal ins Freie und ging die ganze Umgebung des
befestigten Lagers ab, um nach den Batalai zu sehen, allein
er fand auf eine Entfernung von einem Kilometer nirgends
eine Spur von denselben, welche sich also zurückgezogen zu
haben schienen. Gleichwohl wagte er nicht zu hoffen, daß die
Batalai abgezogen seien.

Die Kriegsführung dieser Wilden gleicht allzu sehr dem
Treiben der Raubtiere, als daß nicht anzunehmen war,
die Batalai werden ihren Angriff in Gestalt einer über-
rumpelung wiederholen, sobald sie die Gelegenheit dazu für
günstig hielten, und Pojto beschloß daher in der Wachsamkeit
nicht nachzulassen, und lag Jambai dringend an, den Leuten
ja nicht zu viel Palmwein zu verabreichen, damit dieselben
sich nicht betrinken sollten.

Die Nacht verging ruhig, und alle Weisfähigen konnten
wenigstens abwechselnd einige Stunden schlafen; aber am andern
Morgen noch lange vor Tag ließ Pojto die Schützengräben
von neuem besetzen und ermahnte die Schützen, doch ja recht
auf ihrer Hut zu sein, da sie diesen Morgen unfehlbar ange-
griffen werden würden.

In der That war die Sonne noch nicht eine halbe Stunde
über dem Horizont, als aus einem nahe gelegenen dichten
Waldstück ein wildes Kriegsgeschrei, begleitet von den Tönen
der Trommeln und Muschelhörner, erklang und eine Schar
von mindestens hundert Batalai in langer Plänklerfette
schreiend und tanzend heranrückte und unter drohenden Ge-
berden die Waffen schwenkte.

An der Spitze des Haufens ging ein Mann, dessen phan-
tastischer Aufputz mit Tierfellen und Schlangenhäuten verriet,
daß derselbe ein sogenannter Zauberer war. Der Lärm,
welchen dieser schwarze Haufe verursachte, war wahrhaft
dämonisch und betäubend, und die mit Musketen Bewaffneten

feuerten schon aus großer Entfernung ihre Gewehre im Bogen-
schuß gegen die Umwallung ab.

Alles schien darauf berechnet, Jambais Leute einzu-
schüchtern.

Pojto lag diesmal mit Heinemann, Peter und zwei von
Heinemanns Leuten in dem äußersten Schützengraben, welcher
am vorigen Abend mitten in der verbrannten Grasflur neu
aufgeworfen worden war. Sie hatten noch einige weitere
Musketen als Reserve bei sich, und talten Blutes erwarteten
Pojto und seine Gefährten die Bafalai.

Als diese bis auf etwa fünfzig Schritte herangekommen
waren, nahm Pojto den Zauberer fest aufs Korn und drückte
los — dieser wankte, drehte sich um sich selber, und stürzte
zusammen, und nun schossen auch die anderen. Einen Augen-
blick schienen die Bafalai den Schützengraben nehmen zu
wollen, allein nun begann auch das Feuer aus den anderen
Schützengräben und von der Verschanzung her, und die Bafa-
lai wichen bestürzt zurück.

In diesem Augenblick sprangen Pojto und Peter aus dem
Graben heraus und stürmten mit Geschrei und Schießen
hinter den Bafalai her und auch aus den anderen Gräben
sprangen die Verteidiger auf und beteiligten sich an dem
Ausfall, und siehe da! die wegen ihrer kriegerischen Tapferkeit
so berufenen Bafalai, welche ohne Zweifel der Tod ihres
Zauberers schon sehr erschreckt hatte, flohen vor dem kleinen
Häuflein nach dem nächsten Walddickicht, bis an dessen Saum
hin verfolgt von Pojto und einem Duzend Schwarzer, die
sich hier hinter Bäumen deckten und auf die Flüchtigen schossen,
so lange diese noch in Sicht waren.

Pojto war überzeugt, daß er mit einem Duzend Europäer
den Feind bei weiterer Verfolgung bis über den Olobi Abuna
zurückgeworfen hätte. So aber mußte er sich begnügen, noch
eine Viertelstunde zu warten und dann seine Mannschaft
wieder nach der Verschanzung zurückzuführen.

Der Angriff von diesem Morgen hatte die Bafalai an
Toten und Schwerverwundeten, welche übrigens von Jambais
Leuten alsbald niedergemacht wurden, weitere sieben Mann
gekostet und ihnen vermutlich die Überzeugung gegeben,
daß weitere Versuche einer Überrumpelung noch mit
größeren Verlusten verbunden sein würden, und sie schienen
daher abgezogen zu sein.

Um aber hierüber ins Klare zu kommen, schickte Jambai seinen Sohn Mpotu mit etwa zwanzig Mann, die sämtlich mit Musketen bewaffnet waren, hinter den Flüchtigen her, um sie zu beobachten, während die Zurückgebliebenen die toten Feinde auflesen und in einem benachbarten Thale verscharften, wo die Hyänen leicht an die Leichen geraten konnten.

Die Verschanzung ward aber Tag und Nacht emsig bewacht, um sie vor jedem Handstreich sicher zu stellen, bis Mpotu mit seiner Schar am dritten Tage zurückkehrte und die Gewißheit brachte, daß die Bakalai über den Olobi zurückgewichen seien und daß auch zwei ihrer Dörfer am Flusse, worunter wahrscheinlich dasjenige, welches Pojto bei Gelegenheit seiner Wildschweinjagd besucht hatte, verlassen seien, — sei es weil unter den Bakalai die Gewohnheit herrscht, ein Dorf auf einige Zeit zu verlassen, wenn darin ein Mann gestorben ist, sei es daß die Bakalai fürchteten, König Jambai und die Häuptlinge der benachbarten Commi-Stämme könnten sich zusammen thun und einen Rachekriegszug gegen sie unternehmen.

VI.

Unter der Aufregung der vorangegangenen Tage mit ihren Kämpfen und Gefahren hatte Herr Heinemann nicht viel von seiner Krankheit gefühlt oder dieselbe vergessen. Nun aber die Ruhe wieder hergestellt war, fühlte er seine Mattigkeit und Schwäche von neuem, und es drängte ihn, an den Kembo zurückzukehren, wo seine Rähne mit den Waren ihn in dem Dorfe Soumbe erwarteten.

Auch wollte er vielleicht, wie Pojto, nicht weiter in diesen Handel der Neger unter einander verwickelt werden, und so belud er denn die Otaitais seiner Träger mit den Waren, welche er von Jambai eingetauscht hatte, nahm von diesem einen gerührten Abschied unter gegenseitigen eifrigen Freundschaftsbeteuerungen, und kehrte mit Pojto wieder nach dem Kembo zurück.

In seiner Sänfte liegend, neben welcher Pojto herwandelte, erzählte nun Heinemann diesem, wie er auf der Fahrt nach der Mündung des Fernando-Vaz plötzlich erkrankt und sehr schwach und leidend in Salambos Dorf angekommen sei, wo dessen Weiber alle möglichen Hausmittel an ihm versuchten, während sein Fieber sich nicht einmal durch starke Dosen Chinin bannen ließ; wie er bei der Ankunft in Salambos Dorf die bei Sennor Affonso Pereira bestellten Waren, welche doch längst hätten angekommen sein sollen, nicht vorgefunden habe, wie er dadurch Gelegenheit gehabt, sich einigermaßen zu pflegen, und wie dann durch Bäder und Theetrinken das Fieber sich einigermaßen habe bannen lassen. Dann war Sennor Pereiras Brigg endlich eingetroffen, hatte die bestellten Warenvorräte gebracht und die von Heinemann gesammelten Vorräte an Landesprodukten mitgenommen und Heinemann hatte die Rückreise stromaufwärts wieder angetreten, sobald er sich etwas besser fühlte; allein das Fieber und die Mattigkeit steckten ihm noch in allen Gliedern.

Pojto erzählte dagegen dem Freunde alles das, was er selber seither erlebt hatte. Über seine Gesundheit konnte er nicht klagen, denn seine ungemeine Mäßigkeit erhielt ihn selbst unter diesem tödtlichen Klima, welches sonst für das Grab der Europäer gilt.

Pojto hatte sich eine besondere Lebensordnung vorgegeben, welche er mit großer Beharrlichkeit einhielt. Er trank jeden Tag, wo möglich am frühen Morgen, wenn er zur Hand war. Er trank niemals ungekochtes Wasser, das er gehört hatte, daß es häufig sehr verunreinigt sei und die Ruhr hervorrufe, die Ruhr aber in diesen Gegenden als Leiden Darmgeschwüre beim Menschen hinterläßt, welche sehr heftig verlaufen und gefährlich sind und unter Umständen einen tödtlichen Verlauf nehmen können.

Sein Hauptgetränk war ein leichter Aufguß von chinesischem Thee ohne Milch und Zucker. Seine Speise bestand in Schiffszwieback oder selbstbereitetem Kassawa-Brot, in rohen und gebratenen Bananen, Yamswurzeln und anderen Vegetabilien, und in sehr wenig Fleisch.

Die hitzigen Gewürze, wie sie unter den Eingeborenen dieser Gegenden so sehr in Schwange sind, wie Pfeffer und Tabak, mied er geflissentlich; in den heißesten Mittagsstunden ruhte er gewöhnlich und vermied es, sich der Sonnen-

glut auszufehen; Palm- und Bananenwein mied er soviel wie möglich, dagegen labte er sich gern an Ananas, Anonen, Melonen und anderem Obst dieser Zone. Dabei aß er immer nur spärlich und oft, machte sich viel Bewegung im Freien und wenig Sorgen.

So erhielt er sich seine Gesundheit und litt nicht allzu sehr von der Hitze.

Branntwein und andere gegohrene Getränke führte er nicht mit sich, wie Heinemann und die anderen Europäer, welche in diesen Gegenden reisen, und wenn ihn der Durst plagte, so kante er lieber irgend ein grünes Reis oder ein Stückchen Schiffszwieback, bestrichen mit der landesüblichen Schib-Butter, denn er behauptete, kein Mensch könne gesagen, ob er Hunger oder Durst habe, und diese beiden Bedürfnisse einander so ähnlich, daß dasjenige, was den einen befriedige, auch Linderung von dem andern verschaffe, und soles ein Bissen Butterbrot lösche ihm daher den Durst einstuß. Es besser, als wenn er ein ganzes Liter Fluß- oder Zitronenwasser mit einem starken Zusatz von Branntwein trinken würde.

Heinemann wollte nicht bestreiten, daß diese Diät sehr vernünftige und dem Klima angepasste sei, denn Gesundheit und frohnde Kraftfülle sprach ja allzu sehr zu gunsten derselben; allein er meinte, er könne die Fleischspeisen nicht entbehren, zumal nicht in einem solch erschöpfenden heißen Klima, und die Folge davon war, daß er auch Gewürze geistige Getränke nicht entbehren konnte.

Posso aber fand, daß diejenigen Eingeborenen, welchen körperlich schönsten, sanftesten und gesündesten Stämmen gehörten und die ältesten Leute aufzuweisen hatten, gerade lebten, wie er es für sich angenommen hatte, und hegte die Ansicht, daß Heinemanns Krankheit, gleich derjenigen meisten Europäer, welche so leicht von Guineafieber und Malaria befallen werden, nur von ihrer allzu reichlichen Konsumtion namentlich von den Fleischspeisen und geistigen Getränken herrührten.

Das Dorf Soumbe liegt der Mündung des Ombou gegenüber auf dem linken Ufer des Kembo und ist von einem bewohnt, deren Häuptling den Weißen sehr gewogen war. Herr Heinemann die Sicherheit der unter seiner Aufsicht zurückgelassenen Waren und Kähne verbürgt hatte.

Als Pojto mit Heinemann zurückkehrte, ward er von dem Häuptling ebenfalls freundlich aufgenommen und als großer Jäger sehr geehrt.

Der Häuptling forderte ihn sogleich auf, in den Hügeln der Umgebung zu jagen, wo es ebenfalls Gorillas geben sollte, und da Heinemann sich hier einige Zeit aufhalten wollte, um Tauschhandel zu treiben, so ward Pojto einstweilen Gast des Häuptlings und lag der Jagd ob. Er hatte das Glück, zwei Gorillas zu erlegen, und auf die Kunde, daß er nicht nur deren Häute und Skelette kaufe, sondern auch einige lebendige Exemplare dieses Thieres haben möchte, welche er einen hohen Preis bezahlen würde, geriet die Bevölkerung der ganzen Umgegend in Aufregung und streifte nach Gorillas, denn die dortigen Neger fürchteten diesen Menschenaffen nicht so sehr wie die tiefer am Fernando-Vaz wohnenden.

Von Soumbe aus berührten die Rähne die verschiedenen Ufer auf beiden Ufern, um zu handeln, und verweilten kürzer bald länger in denselben. Die Nachricht von der Ankunft eines Gorillajägers aber war den Rähnen vorausgegangen, und wo Pojto eintraf, da erhielt er Einladungen zu ungewissen, welche aber selten von Erfolg waren.

So waren Heinemann und Pojto nach dem Dorfe Conaco gekommen, welches ungefähr zwanzig Kilometer oberhalb Soumbe auf dem rechten Ufer des Kembo liegt, und als Pojto am nächsten Tages als Gast des Häuptlings in dessen Hütte im Essen saß, brachte Peter ihm die Nachricht, daß man drei lebende Gorillas gebracht habe, worunter einen ausgewachsenen, um sie ihm zum Kaufe anzubieten.

Pojto eilte nach dem Flusse hinunter und fand in der dritten Rähne drei Rähne mit Negern, welche die Gorillas brachten. Eine derselben war ein sehr starkes erwachsenes Weibchen, verwundet und an Händen und Füßen gebunden; der zweite das weibliche Junge desselben, etwa achtzig Centimeter lang, der dritte war ein junges Männchen.

Das alte Weibchen war von den Negern sehr sinnreich und klug, es war an eine Stange gebunden worden und zwar so, daß die Füße desselben an das obere, die Fußknöchel an das untere gebunden und nach ihrer ganzen Länge ausgereckt waren, so daß das Tier mit seinen Zähnen nicht die Stricke losreißen konnte, und auch die beiden anderen Tiere waren weniger wirksam gefesselt.

Es war Nacht, und Pojko besichtigte bei Fackelschein diese Tiere, deren vor Wut und Schmerz verzerrte Züge und nutzloser Ingrimim einen Anblick gewährten, welchen er niemals vergessen konnte, und er hätte nur gewünscht, diese Gruppe einige Tage lang in Wien oder irgend einer andern großen Hauptstadt Europas zur Schau stellen zu können.

Pojko kaufte natürlich die drei gefangenen Tiere um einen hohen Preis und ließ sie ans Land bringen. Am andern Morgen bei Tage untersuchte er sie genauer und fand, daß das alte Weibchen einen Arm gebrochen, einen Lungenstich in die Brust und schwere Verletzungen am Kopfe erhalten hatte, infolge deren es im Verlauf des nächsten Tages starb.

Dem jungen Männchen wurde eine Kette um den Leib gelegt, welche Pojko parat hatte, und dann Hände und Füße losgebunden.

Raum aber sah das Tier sich frei, als es zum schuldigen Danke unter lautem Geschrei einen wütenden Angriff auf Pojko machte, welcher Mühe hatte, aus dem Bereich seiner Fäuste zu kommen. Zum Glück war die Kette fest und hielt gut, und Pojko und seine Begleiter bemühten sich, dem Tiere aus dem Wege zu gehen.

Pojko bemerkte an diesem und den folgenden Tagen, daß der junge männliche Gorilla, wenn er auf jemand eingeschprungen war und denselben verfehlt hatte, sich immer wieder zurückzog, und dies stimmte genau mit demjenigen überein, was er von der Lebensweise der alten Männchen in der Wildnis hatte erzählen hören, nämlich daß sie, wenn von einem Verfolger angegriffen, ganz wütend auf denselben eindringen, demselben einen Arm zerschmettern oder den Bauch aufreißen, dann aber sich zurückziehen und ihr Opfer seinem Schicksal überlassen.

Dieses junge Männchen war aber so wild und unbändig, daß man es trotz der Kette nicht einschiffen konnte, als man von Conaco abfuhr, und Pojko sich genötigt sah, es durch einen Schuß in den Kopf zu töten.

Das alte Weibchen war infolge von Verblutung und Entkräftung nach langem Stöhnen beinahe wie ein Mensch gestorben, und sein Tod hatte auf Pojko einen tieferen Eindruck gemacht, als er es für möglich gehalten hatte.

Das kleine Junge war bis zum letzten Augenblick an der Brust der Mutter gehangen und hatte noch aus der Toten

Milch zu saugen versucht. Dann war Pojto bemüht gewesen, es mit Ziegenmilch zu nähren, da es noch zu klein war um Beeren oder Früchte zu fressen, allein am dritten Tage nach dem Tode der Mutter verendete es ebenfalls.

Diese drei Gorillas waren in einem Dorfe stromabwärts gefangen worden. Ein Neger-Weib, welches auf seinem Felde Bananen holte, war ins Dorf zurückgeeil mit der Nachricht, daß sie in den Pflanzungen zwei Rudel weiblicher Gorillas, zum Teil mit Jungen gesehen habe, welche sich von den Bananen und dem Zuckerrohr äßen.

Auf diese Nachricht hin rückten die Männer mit Flinten, Speeren und Ärten bewaffnet aus, um die Gorillas anzugreifen, und die Örtlichkeit war ihnen günstig, denn sie drängten das eine Rudel auf einem schmalen Streifen Landes vorwärts bis zum Wasserrand und bemächtigten sich endlich nach hartem Kampfe dieser drei, welche sie dann sogleich dem weißen Gorillajäger zuzuführen beschloßen.

Lange Wochen vergingen auf dieser Fahrt den Rembo hinauf, um mit den Eingeborenen, Commi sowohl als Bataalai, zu handeln, und die Kähne füllten sich rasch mit Waren. Es war unseren beiden Reisenden gelungen, sich den Schutz eines alten Häuptlings namens Quenqueza zu sichern, welcher für den „König des Rembo-Flusses“ galt und sie wirksam vor den Diebereien und Gewaltthatigkeiten der Eingeborenen sicher stellte.

Aber Heinemanns Waren gingen zu Ende, und die Zufuhren, welche er sich von Salambos Dorf aus hatte nachschicken lassen, kamen noch immer nicht. Mehrere Artikel waren den Reisenden schon ausgegangen, namentlich der Schiffszwieback und der Thee, und der Mangel an letzterem machte sich sehr fühlbar, weil er beinahe das einzige Getränk der beiden Weißen war.

Pojto behalf sich allerdings dadurch, daß er beharrlich nur abgekochtes Wasser trank oder Kolanüsse zwischen Steinen zerquetschte und einen Absud davon machte, welcher den Magen stärkte und ungefähr dieselben stimulirenden Wirkungen hatte wie der Thee.

Alein Heinemann liebte den bitteren Geschmack dieses Aufgusses nicht, und ließ sich, trotz Pojtos Warnungen, durch Hitze und Durst zuweilen verleiten, das Flußwasser oder

dasjenige der kleinen Waldbäche zu trinken, welches Pojto für äußerst schädlich hielt.

Der Mangel an Zwieback war eher zu ertragen, denn in den Dörfern konnte man meist Cassawa-Mehl und Yamswurzeln eintauschen und dadurch das Brot ersetzen, und Peter lehrte unsern Reisenden ein anderes gutes Surrogat kennen in Gestalt einer Baumfrucht, welche eben jetzt zu reifen begann. Diese Frucht ward von den Eingeborenen als Npequitun bezeichnet, wächst auf einem schönen und sehr hohen breitkronigen Baume in solcher Menge, daß zur Reifezeit die Äste ganz schwer von diesen Früchten sind und der Boden unter denselben von den herabfallenden reifen Früchten ganz bedeckt ist.

Die Nuß hat eine harte Schale und einen dreilappigen fleischen Kern, welchen die Eingeborenen zwischen flachen Steinen zerquetschen, worauf sie die Masse fest in Blätter einrollen und am Rauch ihrer Feuer trocknen.

Sie verspeisen sie dann wie Brot zu gebratenem Fleisch und Fischen und leben auch wohl in Ermangelung von anderen Nahrungsmitteln ausschließlich von dieser Frucht.

Die Bäume sind tiefer im Binnenland noch häufiger, und kommen hier am Rembo nur einzeln vor, trugen aber so reichlich, daß Pojto immer einen Vorrat davon aufbringen konnte.

Eines Tages hatten die Nöhne eine Fahrt auf einem der kleineren nördlichen Zuflüsse des Rembo gemacht, um ein größeres Dorf aufzusuchen, wo sie handeln wollten, aber dieses Dorf verlassen gefunden, denn hier hatten die Boken geherrscht, und die Bevölkerung war theils von der Seuche hingerafft worden, theils vor derselben geflohen und die Neger fürchteten sich hier zu übernachten.

Unsere Reisenden mußten daher umkehren und wurden unterwegs von der Nacht überrascht, so daß sie am Ufer des kleinen Flüsschens sich eine passende Stelle zu einem Nachtlager ausuchten und hier nach Landesart einen kleinen Schuppen aus Stangen errichteten und mit breitblättrigen Zweigen decken mußten.

Pojto hatte einige Affen geschossen und etwa ein Duzend Fische gefangen, welche den Ruderern ein reichliches Abendbrot lieferten.

In der darauf folgenden Nacht erwachte Pojto an einem kläglichen schmerzhaften Stöhnen neben sich; er schürte das

Feuer auf und sah, daß Herr Heinemann halb bewußtlos dalag und so laut wimmerte, denn er hatte heftige Kolikschmerzen und einen Anfall von Ruhr in Folge eines vor-
schnellen Trunkes Wasser, den er am vorigen Abend aus dem
Fläschchen gethan hatte, weil er nicht hatte warten wollen,
bis das Wasser gefotten war.

Pojto bereitete sogleich einen Aufguß von Kolanüssen und flößte ihn dem Kranken ein, der ihn willenlos trank. Der Krankheitsanfall war ein ungemein heftiger und mit solch starkem Fieber gepaart, und Pojto saß daher für den Rest der Nacht an der Seite seines Freundes und verpflegte denselben mit der Aufmerksamkeit einer Mutter für ihr Kind, er fürchtete sehr für Heinemanns Leben.

Der ankündende Tag brachte noch keine Besserung, denn Heinemann war sehr schwach und meist bewußtlos; es war daher nicht an die Fortsetzung der Reise zu denken. Pojto sandte die Neger aus, um flache Steine im Bett des Fläschchens zu suchen, welche er dann in der Glut des Feuers erhitzte, und in Matten eingewickelt dem Kranken auf den Bauch legte. Außerdem flößte er demselben alle Viertelstunden etwas von dem Aufguß der Kolanüsse ein und wandte diejenigen Hausmittel an, welche Peter als die unter den Negern üblichen bei derartigen Anfällen kannte.

Drei Tage und drei Nächte schwebte Herr Heinemann in großer Gefahr von diesem Ruhranfall, dann besserte sich sein Zustand einigermaßen und er kam wieder zu klarer Besinnung, war aber noch sehr schwach, und wußte Pojto gar nicht lebhaft genug zu danken, denn er fühlte deutlich, daß er ohne dessen treue und umsichtige Pflege dem Anfall erlegen wäre.

„Lassen Sie uns umkehren, Pojto, und wo möglich das Dorf Soumbe erreichen, wo mich vielleicht meine Vorräte erwarten,“ sagte Heinemann sehr matt. „Wenn es sich mit mir nicht bessert, so gedenke ich nach Salambos Dorf zurückzukehren und mich von dort nach der Insel San Thomas bringen zu lassen, um mich zu erholen. Dort finde ich dann vielleicht auch einen Arzt. Sterbe ich unterwegs, so sind Sie mein Erbe und werden dann meinen Eltern nach Bremen Nachricht von meinem Tode geben.“

Allein es sollte nicht so weit kommen.

Die Fahrt stromabwärts ging rasch von statten, und nach wenigen Tagen war Soumbe erreicht, wo ein Sohn von

Sennor Pereira bereits mit einigen Kähnen voll Waren angekommen war.

Nun waren unsere Reisenden wieder in Besitz von Vorräten von Schiffszwieback, Thee, Mehl, Chinin und allen möglichen anderen Gegenständen, und Herr Heinemann fand in einer der Hütten des Häuptlings von Soumbe ein behagliches Unterkommen und eine liebevolle Verpflegung durch dessen Weiber, und Pojko beaufsichtigte diese Verpflegung und sorgte dafür, daß dem Genesenden alle zwei Stunden etwas Speise gereicht wurde, daß er wieder zu Kräften komme.

Der junge Pereira hatte seine Ladung gelöscht und statt dessen die Landesprodukte, welche Heinemann auf seiner seitherigen Fahrt eingetauscht hatte, sowie die Kisten mit den von Pojko gesammelten Naturalien mitgenommen und war wieder nach der Küste zurückgekehrt, und unsere beiden Reisenden waren wieder allein unter den Commi-Negern.

Da kam eines Tages ein Bote vom König Olenga Zombi und lud Pojko ein, nach dem Gelände zwischen dem Fernando-Vaz und dem Kap Santa Katharina zu kommen, wo sich verschiedene Rudel von Gorillas gezeigt hätten, auf welche der König nun unter Pojkos Führung Jagd machen wollte.

Pojko weigerte sich anfangs, seinen Freund zu verlassen; allein Herr Heinemann selber drang in ihn, der Einladung des Königs zu folgen, weil er selber sich auf dem Weg der Besserung und Genesung fühle, und er nicht haben wollte, daß Pojko sich langweile und seinen Reisezweck hintansehe, und ruhte nicht eher, als bis Pojko einwilligte, der Einladung des Königs zu folgen, mit welchem man es ohnedem nicht verderben dürfe.

Pojko nahm also Peter und die beiden Jungen mit, welche er von Zambai zum Geschenk erhalten hatte, fuhr mit dem Kahn des Boten den Fluß hinunter und erreichte glücklich die Pflanzung am Weg nach Anjambie, wo König Olenga Zombi lebte.

Hier fand er schon einige Duzend Commi-Neger versammelt, welche auf die Gorillas Jagd zu machen gedachten und nur Pojkos Ankunft erwarteten, dessen Teilnahme an der Jagd ihnen einen besonderen Erfolg versieß.

Pojko verteilte sogleich Mondahs oder Fetische an die Commi-Jäger, um ihnen noch mehr Vertrauen einzustößen und sich ihrer Dankbarkeit zu versichern.

Diese Fetische waren kleine Figuren von der abenteuerlichsten Form, welche Posto unterwegs aus Langeweile aus Holz geschnitz hatte, fingerlange plumpe Menschengestalten, verziert mit eingehämmertem Messingdraht oder mit Glasperlen und Kauri-Muscheln, oder abenteuerliche Tiergestalten, verziert mit Tierzähnen oder mit Pangolinischuppen u. s. w., wie sie der wilden Phantasie und dem krassem Aberglauben dieser Neger entsprachen, welche sich äußerst dankbar dafür erwiesen und unverkennbar große Stücke auf deren Zauberkräft hielten.

Nach den Schilderungen, welche man Posto von den zahlreichen Rudeln der angeblich hier zu findenden Gorillas machte, erschien es ihm, als haben diese Tiere, durch die Trockenheit aus anderen Gegenden vertrieben, jetzt die sumpfigen Urwälder dieses schmalen Landstrichs am Meere aufgesucht, weil nun hier viele Beeren und Früchte reiften, welche die Nsung dieser riesigen Affen bilden.

Nach einem großen Gelage, welches der König Olenga Zombi den schwarzen Jägern gab, zogen diese dann auf die Pirsch aus, begleitet von einem Duzend Trägern, welche Lebensmittel und Kochgeschirre trugen. Diese Neger sind übrigens so sorglos, daß sie selten für mehr als zwei Tage Lebensmittel mitnehmen, weil die Bananen so schwer sind. Posto aber war vorsichtiger und versah sich mit mehr Proviant, denn er wußte, daß man in jenem Landstrich nur wenige Pflanzungen und keine Dörfer mehr finden werde.

Das letzte Dorf, welches unsere Jäger auf ihrem Jagzuge passierten, war Mongon Mbumba, welches dem König Olenga Zombi gehörte und in dessen Nähe derselbe eine große, von seinen Sklaven betriebene Pflanzung hatte.

Hier hörten sie, daß erst wenige Tage zuvor ein Rudel Gorillas in eine Bananenpflanzung eingefallen sei und große Verwüstungen angerichtet habe, und mehrere Neger erklärten sich bereit, mit den Jägern auszuziehen und ihre Führer zu machen.

Man suchte zunächst die Fährten der Gorillas auf und verfolgte sie, und am andern Morgen stieß der Vortrab der Jäger, bei welchem Peter sich befand, auf eine Stelle, wo niedergerissene und ihrer Herztriebe beraubte wilde Pisange dafür zeugten, daß die Gorillas in einem starken Rudel erst wenige Stunden zuvor sich hier geäst haben mochten. Peter brachte sogleich den Vortrab zum Stehen und eilte zu Posto

zurück, um ihm die Nachricht zu bringen, und nun begann alsbald die Jagd.

Ein Teil der Neger sollte sich in eine weite Kette auflösen, eine große Kurve beschreiben und mit dem Winde durch den Wald dringen, während fünf oder sechs Schützen unter dem Wind den entgegengesetzten Saum eines kumpfigen Dickichts besetzten. Peter und einer der Führer sollten die Treiber anführen, Pojto aber die Schützen aufstellen.

Es währte nicht lange, so fand Peter bei seinem Vordringen die Fährten eines ziemlich zahlreichen Rudels und folgte nun denselben; er hatte Mühe bei den lebhaften und geschwätzigen Negern Stille aufrecht zu erhalten und ihnen langsames Vorgehen anzupfehlen, bis die Schützen auf der andern Seite sich aufgestellt haben würden.

Diese waren aber kaum angestellt, so hörten sie auch schon das Reizen und Krachen im Dickicht, welches die Annäherung des Rudels verkündigte, denn der Wind hatte den scharfen Sinnen der Gorillas die Witterung der palmbefallenen Neger-Treiber zugetragen und sie zu raschem Flüchten verursacht, und bald sah man denn auch ein Rudel von etwa zwölf Gorillas unter der Führung eines starken alten Männchens auf allen Vieren durch den mit dichten Schlingengewächsen durchrankten Wald herankommen.

Einer der Commi schoss schon vor der Zeit und auf große Entfernung, und die Gorillas schlugen nun eine andere Richtung ein und näherten sich mehr der Stelle, wo Pojto stand.

Zu seiner Linken stand ein Schwiegersohn des Königs namens Ogundo, zu seiner Rechten ein junger Neger namens Mobana; vor ihnen war eine kleine Lichtung, welche vielleicht von einem Windbruch herrührte.

Sobald die Gorillas von Süden her an diese Lichtung kamen, stukten sie und zögerten, dieselbe zu überschreiten, und Pojto übersah nun zum ersten Mal ziemlich deutlich das ganze Rudel und erkannte, daß es meist Weibchen und Junge waren. Das alte Männchen, welches das Leitthier des Rudels bildete, lief eine Weile wie ratlos am jenseitigen Ende der Lichtung hin und her, bevor er sich auf die freie, nur mit Buschwerk bewachsene Stelle herauswagte; dann aber kam es gerade auf Ogundo zu, der es ruhig erwartete und bis auf etwa dreißig Schritte herankommen ließ und dann schuß. In demselben Augenblicke schuß auch Pojto auf eines der vordersten alten

Weibchen und traf es in die Brust, so daß es niederstürzte, sich aber sogleich aufrichtete und mit einem Schrei auf den Hinterbeinen auf Pojto zuging, der es nun mit angeschlagenem Gewehr erwartete und bei der ersten Gelegenheit, wo er es wieder deutlich sehen konnte, ihm eine Kugel durch den Kopf jagte. Die andern Gorillas wurden nun mit lautem Geschrei mächtig und brachen zwischen Pojto und Mobana hindurch, welcher nun auch in das Rudel hineinschoß, dann aber sich auf Pojto zurückzog.

Dieser schob soeben zwei neue Kugelpatronen in seine Lefaucheur-Büchseflinte, als ein Schrei zu seiner Linken seine Aufmerksamkeit dorthin lenkte und er den erschrockenen Ugundo aus Leibesträften und ohne Gewehr gegen sich herankommen sah, gefolgt von dem alten Gorilla-Männchen, welches brummend mit den Zähnen knirschte, wutentbrannt schnaubte, und die weit entsfalteten muskulösen Arme schüttelnd wie ein Bär auf den Hinterläufen den kopflosen Ugundo verfolgte und ihn nahezu einholte.

Pojto hatte nur eben noch Zeit, sein Gewehr zu schließen und zu spannen und beiseite zu treten, als der Gorilla schon auf fünfzehn Schritte vor ihm stand und ihn verwundert anstarrte, während Ugundo an ihm vorüber eilte.

Einen kurzen Moment maßen sich die beiden neuen Gegner mit den Augen, allein Pojto, im vollen Bewußtsein der Gefahr, welche ihm drohte, erhob das Gewehr, zielte sicher und schoß in dem Augenblicke, wo der Gorilla sich wandte, um auf ihn einzubringen, demselben eine Kugel durch die Schläfe.

Das gewaltige Tier stürzte zusammen, wälzte sich krampfhaft hin und her, schleuderte, mit Händen und Füßen tief in den Boden eingreifend, große Stücke Erde umher, knirschte mit den Zähnen und stieß ein dumpfes Röcheln aus.

Pojto war inzwischen noch weiter beiseite getreten und hatte den abgeschossenen Lauf wieder geladen, aber ein Blick überzeugte ihn, daß der Gorilla tödlich getroffen war, denn seine Bewegungen wurden langsamer und minder krampfhaft, sein Knirschen und Röcheln verstummte, und die Hände und Füße zuckten nur noch leise wie von einem elektrischen Schläge erschüttert.

Ganz in Pojtos Nähe standen die beiden Commi-Neger förmlich verblüfft und ratlos, und Pojto mußte den einen bedenken, sein Gewehr wieder zu holen, den anderen sein

Gewehr wieder zu laden, dann ging er auf ihren Standort und ließ sich von ihnen beschreiben, wie und wohin sie geschossen hatten.

Ogundo hatte das Gorilla-Männchen hoch in die Brust getroffen und dadurch nur erbittert, so daß es ihn angenommen hatte; dann hatte er mit der abgeschossenen Muskete einen verzweifelden Schlag nach dem Gorilla geführt, welchen dieser mit seinem wuchtigen Arm so parierte, daß die Muskete beiseite flog.

Mobana hatte ebenfalls geschossen und behauptete sein Wild getroffen zu haben, und nach einigem Nachsuchen fand Pojko endlich Blutspuren in der Fährte der flüchtigen Gorillas. Er wartete bis Peter und seine beiden Jungen zur Stelle kamen, überantwortete den letztern die erlegten Gorillas und setzte nun mit Peter und gefolgt von einigen der Neger die Verfolgung des flüchtigen Rudels fort, welches auf einem Trupp geflohen war, wie die Fährte zeigte.

Es währte nicht lange, so kam Pojko auf feuchterem, fumpfigem Grunde an eine Stelle, wo die Fährten sich deutlicher abzeichneten, und hier machten er und seine Begleiter die Wahrnehmung, daß die Fährte des einen Tieres sich viel tiefer eindrückte, als diejenigen der anderen und offenbar frischer war und über die letzteren hinführte.

„Gorilla schwer getroffen, halb lahm,“ sagte Peter, nachdem er die Fährte eine Zeitlang aufmerksam betrachtet hatte. „Er weit hinter den anderen zurückgeblieben — wir ihn einholen.“ Und um diese Überzeugung noch lebhafter zu bekräftigen, schritt Peter alsbald so gewaltig auf der Fährte vorwärts, daß Pojko Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Gegen zwei Stunden lang arbeiteten die beiden Männer sich durch Busch und Dorn, um auf der Fährte zu bleiben, da bemerkten sie, daß die Schritte der flüchtigen Gorillas kleiner wurden, als ob diese nun eine ruhigere Gangart angenommen und sich von ihrem Schrecken erholt hätten.

Die beiden Jäger stießen auf Stellen, deren Spur ganz deutlich verriet, daß der angeschossene Gorilla hier gestürzt und sich niedergethan hatte, denn hier war der Boden mit kleinen Blutlachen bedeckt, und es schien, als ob die Kräfte das Tier bereits zu verlassen begonnen hätten, denn diese Halteplätze und Wundbetten rückten immer näher zusammen

und zuletzt blieb Peter am Rande einer kleinen fumpfigen Niederung stehen, winkte Pojto mit lebhaften Geberden heran und deutete vor sich hinaus.

Hier saß der Gorilla am Fuße eines mächtigen, von Rianen durchrankten Baumes in sich zusammen gesunken und offenbar rastend.

Pojto, das schußfertige Gewehr in der Hand, näherte sich langsam und vorsichtig bis auf etwa vierzig Schritte, ohne von dem Tiere bemerkt zu werden; dann wandte der Gorilla den Kopf um, ward der beiden Männer ansichtig, stieß ein heiseres zorniges Gebrüll aus, raffte sich auf und suchte, auf einen starken Baumast wie auf einen Stab gestützt, zu entfliehen.

Allein sein Gang verriet, daß er gelähmt sei, und noch hatte er nur wenige Schritte gemacht, als Pojto schoß und ihm eine wohlgezielte Büchsenkugel zwischen die beiden Schulterblätter jagte.

Der Gorilla zuckte zusammen, stieß einen Schrei aus und wandte sich dann gegen Pojto, der ihn ruhig mit angeschlagenem Gewehr erwartete. Aber schon nach wenigen Schritten schien das Tier sich eines anderen zu besinnen, ließ seinen Baumast fallen und wandte sich stöhnend wieder zur Flucht, worauf Peter ihm nacheilte und ihm aus einer Entfernung von wenigen Schritten einen Fangschuß in den Nacken gab, welcher es verendend vollends niederstreckte.

Das war der glücklichste Jagdtag Pojtos und als seine Gefährten zur Stelle kamen, vermochten sie ihm nicht lebhaft genug ihre Verwunderung auszudrücken und den „guten Zauber“ seines Fetisch anzustarren, denn für einen solchen hielten sie den kleinen Kompaß, den er an einer silbernen Kette um den Hals trug.

Das zuletzt erlegte Tier war ebenfalls ein erwachsenes hartes Gorilla-Weibchen, welches nun sogleich aufgehoben, an eine gehauene Stange gebunden und nach dem Lagerplatz zurückgetragen wurde, wohin die anderen Neger auch die beiden früher erlegten Tiere geschafft hatten.

Mobanas Kugel hatte das Tier unterhalb den kurzen Rippen in den Rückgrat getroffen und allmählich gelähmt, und Pojto war nun sehr froh, daß er dem angeschossenen Tiere gefolgt war und es nicht zur Beute der Hyänen und Nasgeier hatte werden lassen.

Wir wollen das wechselnde Jagdglück der weiteren zehn oder zwölf Tage, welche Pojto auf dieser Expedition verbrachte, nicht ausführlich schildern, sondern nur anführen, daß im ganzen elf Gorillas erlegt wurden, die meisten von Pojto, daß die angejagten Rudel der Gorillas immer spurlos verschwanden und sich verzogen, gleich als ob diese schlauen Tiere der ihnen drohenden Gefahr ausweichen wollten, und daß der König Olenga Zombi den heimkehrenden Jägern auf seiner Pflanzung ein großes Freudenfest gab, bei welchem der Palm- und Bananenwein in Strömen floß, bis die Zechenden schwer betrunken am Boden lagen und Pojto sich mit Ekel von diesem Anblick abwendete.

Auf seiner ganzen Reise an der afrikanischen Westküste hatte er keine Gegend kennen gelernt, welche reicher an Gorillas war, als dieses waldige Hügelland südlich von Anjambie zwischen dem Fernando-Vaz und dem Meere.

Pojto packte die Häute und Schädel der von ihm erlegten und der von ihm erkauften Gorillas nebst anderen gesammelten Naturalien in Kisten und sandte sie durch Leute von Olenga Zombi hinunter nach Salambos Dorf, damit sie dort für ihn aufbewahrt würden. Dann mietete er sich einen Kahn und fuhr mit seinen Leuten stromaufwärts nach dem Dorf Soumbe, wo er nach einer Abwesenheit von drei Wochen wohlbehalten wieder eintraf.

Pojto traf Herrn Heinemann beinahe ganz genesen und kräftig und voller Pläne. Während Pojtos Abwesenheit war der Händler Luis, der portugiesische Mulatte aus San Thomas, in Soumbe gewesen und hatte Heinemann aufgemuntert, eine Fahrt den Olobi Nabuna hinauf zu machen, dessen schöne Ufer er ihm nicht genug hatte rühmen können.

Nach Luis Aussagen war dieser Fluß weit hinauf schiffbar und nur durch ein Hügelland von etwa 25 Kilometer Breite von dem Anengue-See und Fluß getrennt. Der Anengue-Fluß aber mündete in den mächtigen Ogobai (Ogowé, Ogowah), welcher sich nur etwa 40 Kilometer weiter stromabwärts in zwei Arme teilte, deren einer, der Nazarethfluß, nordwärts vom Kap Lopez mündete, während der andere, der Apulunay, zwischen Mangaren- oder Mangroven-Wäldern in südwestlicher Richtung abfloß und sich ganz in der Nähe von dessen Mündung in den Fernando-Vaz ergoß.

Vom Nazarethflusse wie vom oberen Ogobai aus sollte man auch durch ein Wirrsal kleiner, unter einander zusammen-

hängenden Kanäle in den Gabunfluß und an dessen Mündung und die dortigen Ansiedelungen gelangen können.

Am Olobi Nabuna sollte es wahrhaft liebliche und paradiesische Fleckchen geben, wo die Ölpalme und der Butterbaum, die Gummi- und die Rothholz-Bäume in Menge wuchsen.

Am Oberlauf des Olobi war das Gebiet eines sehr angesehenen Bakalai-Häuptlings namens Kazembo, welcher den Weißen sehr gewogen sei und eine Oberherrschaft über die kleineren Bakalai-Stämme ausübe, die an den Ufern des Olobi hausten.

Luis Mittheilungen hatten offenbar bei Heinemann den lebhaftesten Wunsch erweckt, diesen Fluß zu besuchen, welcher damals von Europäern beinahe noch gar nicht besucht worden war und wenig besiedelt sein sollte, und Posko bemerkte, daß Heinemann nur auf seine Einwilligung wartete, um sogleich die Reise anzutreten.

Die Furcht vor den räuberischen Bakalai der kleinen Dörfer beirrte Posko nicht, denn er wußte, daß diese Regier gleich den anderen leicht durch Furcht oder Kitzel ihrer Eigenliebe und durch die Aussicht auf ihren Vorteil zu beeinflussen waren.

Er machte daher Heinemann den Vorschlag, Peter darüber zu befragen, welcher hiervon doch mehr wissen mußte als sie, und auf dessen Anhänglichkeit man bauen durfte, denn der Bakalai betrachtete es als eine große Ehre und Auszeichnung, der Diener und Gefährte zweier so reichen und angesehenen Weißen zu sein. Er befragte daher in Heinemanns Gegenwart den Peter, und dieser hielt ein großes Palaver (Rede), worin er seine beiden Herren in dem Vorhaben bestärkte, diese Reise zu machen.

Kazembo sei ein großer und mächtiger Herrscher und den Weißen sehr günstig, meinte er; die Gefahr von Seiten der kleineren Stämme der Bakalai und der Bewohner der einzelnen Dörfer am Flusse sei nicht groß, denn diese hüteten sich im allgemeinen sehr, die Weißen anzugreifen, seit Franzosen und Engländer auf den großen Strömen mit bewaffneten Schiffen erschienen seien, um das Land aufzunehmen und sich mit den mächtigeren Häuptlingen zu befreunden, und die Eingeborenen fürchteten im Grunde viel zu sehr die Rache der Weißen, um sich an einzelnen Händlern zu vergreifen und das gute Einvernehmen mit denselben zu gefährden.

Überdem sei gerade jetzt die Jahreszeit am günstigsten zu einer solchen Reise, denn der Olobi habe auch in der heißen Sommerszeit hinreichend Wasser, und man könne hoffen, gerade um den Beginn der Regenzeit nach dem Ogobai zu kommen, wo alle die kleinen Creeks und Nebenflüssen oder Kanäle voll Wasser sein würden, um eine Fahrt nach dem Gabun oder dem Kap Lopez hinaus zu erleichtern. Die Wälder im Innern aber seien sehr reich an wilden Tieren und dürften Posto eine reiche Ausbeute für die Jagd bieten.

Aus dem schwarzbraunen Burschen sprach offenbar der Wunsch, selber diese Reise zu seinen Landsleuten zu machen, und der alte Gang des Nomaden zum Umherschweifen, und es ward ihm nicht schwer, seine beiden weißen Herren zu dem Wagnis zu bereden.

Diese trafen daher ihre Vorbereitungen und nach einigen Tagen steuerten beide Kähne, trotz der Verwarnungen des Häuptlings von Soumbe, über den Rembo hinüber, bogen in den Olobi Nabuna ein und traten die Fahrt an. Die erste Tagereise ging durch ebene Niederung, welche sich über beide Ufer hindehnte.

Der Strand war sandig, aber hinter demselben stieg das Land wellenförmig an, teilweise in Grasfluren, teilweise mit Baumgruppen und Waldanflug bedeckt und nur von wenigen Dörfern besiedelt. Dann aber stieg das Land zu höheren Hügeln bis zu etwa hundert Meter Höhe an, welche auf beiden Ufern näher an den Fluß rückten und meist ganz bewaldet waren.

Aus dem grünen Dickicht, welches die Ufer selbst besäumte, erhoben sich Ölpalmen und stattliche Bäume, sowie dornige Datteln und breitstrunkige Weinpalmen. Der Fluß wimmelte von Fischen und Schildkröten und auch die Wälder schienen wildbreich zu sein, denn man sah hie und da in der Ferne Rudel des kurzhörnigen wilden Kindes im Wasser oder in den sumpfigen Niederungen stehen, welche das abziehende Wasser der Regenzeit gebildet hatte.

Am vierten Tage erreichte man die Gegend, wo Posto und Peter von König Jamba's Pflanzung aus auf der Wildschweinsjagd und in dem Batalai-Dorfe auf dem östlichen Ufer gewesen waren, das nach dem Angriff der Batalai auf Jamba's Verschanzung verlassen gefunden wurde und auch

jezt noch verlassen zu sein schien, denn nirgends war eine Spur von Menschen zu finden. Auch ein anderes Dorf, etwas weiter stromaufwärts hart am Ufer gelegen, schien verlassen zu sein.

Zwei Tage später lagerten unsere Reisenden gegen Abend an einem Teil des Ufers, welches alle Lobsprüche und Anpreisungen des Mulatten Quis zu verdienen schien.

Das Thal war hier etwas über zwei Kilometer breit und auf beiden Ufern von schönen Höhenzügen eingeschlossen. Die Ufer waren sanft anschwellend, wie ein Schwemmland, und auf der Höhe der Böschungen des rechten oder westlichen Ufers waren die Olpalmen so zahlreich, als ob sie hier durch Menschenhand angepflanzt worden wären, und neben ihnen wuchsen mancherlei Nutzpflanzen, während in den höher liegenden Waldstrichen die mächtigen Bäume ganz mit jener kletternden Ficusart durchrankt waren, aus deren Saft man ein vorzügliches Kautschuk gewinnt.

Während Peter fischen ging und die Ruderer einen Schuppen zum Übernachten aufschlugen und für die Abendmahlzeit sorgten, durchschweiften Heinemann und Posko die Umgebungen des rechten Ufers und erstiegen den höchsten der benachbarten, dem Flusse parallel ziehenden Hügel, von wo aus sie eine reizende Aussicht genossen.

Vögel und Affen belebten die Baumkronen, die sinkende Sonne hüllte die Gegend in eine ungemein warme Beleuchtung, stundenweit glänzte die Wasserfläche des Stromes, von dunklem Wald und Gebüsch eingefasst, herüber; kleine verdorrte Grasfluren, mit Gruppen schöner, alter Bäume besetzt, unterbrachen da und dort den Wald und liehen der Landschaft etwas Parkartiges, und das ganze Landschaftsbild trug neben dem Charakter der wuchernden tropischen Üppigkeit auch noch den einer ungemeinen Lieblichkeit.

Heinemann war ganz überrascht auf der Kuppe des Hügels stehen geblieben, um sich entzückt umzuschauen, und in gedankenvolles Schweigen versunken.

„Wie wunderschön ist dieser Fleck Erde und ganz dazu geschaffen, der Wohnsitz fleißiger Menschen zu werden!“ sagte er endlich. „Überall die reichste Vegetation, die Zeichen der üppigsten Fruchtbarkeit, und doch weit und breit keine Rauchfäule und kein Anzeichen, das auf das Vorhandensein einer menschlichen Bevölkerung deutet!“

„In der That, es ist wie ein verzaubertes Gelände,“ erwiderte Pojto, welcher sich ebenfalls allenthalben aufmerksam umgesehen hatte. „Und doch möchte ich darauf wetten, daß hier einst friedliche und nicht ganz wilde Menschen gehaust haben. Die vielen Ölpalmen, die Butterbäume und andere, welche so nahe bei einander stehen, und die Häufigkeit der wilden Bananen und Ananasse scheinen mir darauf hinzuweisen, daß hier in der Nähe einst ein Dorf von friedlichen, dem Feldbau ergebener Neger lag. Die Dichte dort am Fuß des Hügels und auf den Alluvionen des Flusses sehen ganz so aus, als seien dort früher wohlgepflegte Pflanzungen gewesen, an deren Stelle nun die wilde natürliche tropische Vegetation sich entfaltet hat. Und es ist ja gar keine allzu kühne Vermutung, anzunehmen, daß eine solche Niederlassung einst hier stand und in den Völkerwanderungen dieser Länder von einem Stamme barbarischer Eindringlinge überrumpelt und verheert wurde und wieder der Wildnis anheimfiel, der sie wieder entrisen zu werden verdienen würde. Wenn irgendwo, so würde es sich hier verlohnen, eine Faktorei und Pflanzung oder europäische Niederlassung anzulegen.“

„Sie sprechen da ganz meine eigenen Gedanken aus, mein Freund,“ sagte Heinemann gedankenvoll. „Ein Mann, welcher mit einem halben Hundert Neger, mit Ackergeräten, Ölpresen und Vieh sich hier niederlassen würde, müßte reich werden, denn der Boden scheint von unerschöpflicher Fruchtbarkeit zu sein — sehen Sie nur die Uppigkeit jener Gruppe von Bananen mit den fünf Meter langen Blättern und ungeheuren Blütenstengeln.“

„Und die prachtvollen Fruchttrauben jener Ölpalmen und die mächtigen Rotholzbäume,“ setzte Pojto hinzu, und so tauschten sie abwechselnd ihre begeisterten Bemerkungen aus, bis die zu Rüste gehende Sonne sie zum Aufbruch mahnte, um noch vor dem raschen Einbruch der Nacht zu ihrem Lager zurückzukommen.

Aber selbst am andern Tage vermochten sie sich nicht eher von diesem lieblichen Fleckchen Erde loszureißen, als bis sie es noch den ganzen Vormittag nach allen Richtungen durchstreift hatten.

„Ich möchte diesen Punkt in der That Valparaiso, Paradiesthal, nennen,“ sagte Heinemann, „und wenn es mir jemals einfallen sollte, mich unter diesem Himmelsstriche

niederzulassen, so möchte ich mir hier eine Pflanzung anlegen."

"Es wäre auch der Ort meiner Wahl, wenn mir mein Schicksal befehlen würde, in Afrika zu bleiben," erwiderte Pojto.

VII.

Am späten Nachmittage verließen die beiden Rähne dieses Valparaiso und ruderten den Fluß hinan. Die Hügel rückten bald wieder auseinander, das Thal ward breiter und wilder, denn es erschien ganz mit tropischem Urwald bedeckt und ohne alle Spur von menschlicher Ansiedelung.

So blieb es mehr als eine Tagereise lang, dann zeigten sich wieder sandige, mit Grasfluren und einzelnen Baumgruppen bedeckte Hügel auf dem rechten Ufer, welche dem Flusse näher rückten.

Dieser beschrieb große Krümmungen, und einmal glaubte Pojto über das Uferdickicht hinweg auf den hohen Böschungen des rechten Ufers einige schwarze Negergestalten zu sehen; als er aber genauer hinsah, bemerkte er nichts mehr und glaubte sich getäuscht zu haben.

Es ging schon gegen Abend, und unsere Reisenden fuhrten nun etwa noch eine Stunde weiter, um sich eine geeignete Stelle zum Nachtquartier auszusuchen. Diese fanden sie endlich an einer Stelle, wo auf dem sandigen Ufer einige hohe Bäume standen und alle Erfordernisse zu einem guten Nachtlager vorhanden zu sein schienen. Nach einigem Hin- und Herfahren, um zu sehen, ob man nicht eine noch passendere Stelle finden könne, steuerte Keinemann das vordere Boot dem Lande zu. Die Uferstelle war feicht, und als man den Boden des Wassers sah, sprangen Peter und ein anderer Neger ins Wasser, um den Rahn vollends ans Land zu schieben und zwar gerade auf die Baumgruppe zu, welche nur wenige Schritte vom Ufer stand.

Jetzt sprang Heinemann ebenfalls aus dem Kahn, die Fangleine desselben in der Hand, watete auf das Trockene und war soeben im Begriff, durch Ziehen an der Seile die Schiebenden zu unterstützen, als einige Schwarze mit geschwungenen Speeren und unter lautem Geschrei aus einem nahen Gebüsch hervorbrachen und die Landenden angriffen.

Der zweite Kahn, worin sich Pojto befand, schwamm noch im Fahrwasser des Flusses, als Pojto, durch das teuflische Geschrei der Wilden aufgeschreckt, emporblickte und sah, wie die Angreifer nach den Ruderern mit den Speeren stießen, wie einer der Wilden Herrn Heinemann die Fangleine aus der Hand gerissen hatte, wie er und ein anderer dann den Kahn vollends auf den Sand zu ziehen suchten, während ein dritter mit Heinemann rang und ihn zu Boden warf und mit seinem schweren gekrümmten happenartigen Schwert ihm den Kopf zu spalten im Begriff war.

Pojto sah, daß hier keine Zeit zu verlieren war, riß das Gewehr an die Wange, zielte und schoß dem riesigen schwarzen Kerl, welcher über Heinemann kniete, durch den Rücken, feuerte den Schrotschuß auf die beiden Neger ab, welche an der Fangleine zogen, und rief seinen erschrockenen Ruderern zu, sogleich aus Land zu steuern.

Der riesige Neger war mit einem Schrei über sein Opfer hinaus zu Boden gestürzt; die beiden anderen, von dem groben Hagel Getroffenen ließen die Fangleine los und tanzten unter Schmerzensgeschrei erschrocken herum, und auch die drei oder vier übrigen Angreifer stukten, namentlich als Peter, welcher den Kahn rasch wieder in das tiefere Wasser zurückgerissen hatte, nun in den Kahn hineingriff, sein Doppelgewehr erfaßte und auf die Angreifer anschlug, während er Heinemann zurief, er solle ins Wasser springen und sich nach dem Kahne retten.

Mittlerweile hatte Pojto seinen Hinterlader wieder geladen und schickte den Angreifern noch eine Ladung groben Hagels zu, während er sie mit dem geladenen Kugellauf im Schach hielt. Die Angreifer begnügten sich daher, noch einige Affageien in die Boote zu schleudern und einige Ruderer zu verwunden, dann aber wandten sie sich, eingeschüchtert von dem unerwarteten energischen Widerstand, zur Flucht und verschwanden im Gebüsch, wohin ihnen noch einige Schüsse nachgeschickt wurden.

Beide Kähne waren wieder in das tiefere Fahrwasser des Flusses zurückgekehrt und Heinemann, Pojto und Peter standen

mit den schußfertigen Gewehren in der Hand im Bug, um einen etwaigen neuen Angriff abzuwehren. Die Frage drängte sich ihnen auf, ob man umkehren oder weiter fahren sollte, und in Anbetracht, daß es einem Feinde gleichviel Mühe gemacht haben würde, die Kähne stromaufwärts wie stromabwärts zu verfolgen, entschlossen sich unsere beiden Reisenden, ihre Fahrt den Olobi hinan fortzusetzen, denn bei einem Fluchtversuch in der entgegengesetzten Richtung wäre es ja den Wilden ein Leichtes gewesen, ihnen den Rückweg abzuschneiden, da der Fluß hier viele Krümmungen machte. So ruderte man denn noch einige Kilometer weit den Fluß hinan und landete dann an einer sandigen Stelle des Ufers, welche man für ein Nachtlager passend fand.

Die Nacht hindurch wachten immer zwei Männer abwechselnd, um einer etwaigen Überrumpelung vorzubeugen, obgleich diese im Grunde bei der abergläubischen Furcht der Neger vor der Finsternis kaum zu befürchten war. Aber die Nacht verging ohne den geringsten Zwischenfall, und am Lagerfeuer erörterten die beiden Weißen mit Peter den abgewiesenen Angriff.

Peter wagte nicht zu leugnen, daß die Angreifer höchst wahrscheinlich Bakalai gewesen seien, welche vielleicht meilenweit den Kähnen am Lande gefolgt waren, um eine günstige Gelegenheit zu einem Überfall zu erspähen.

Bezüglich der Folgen des abgeschlagenen Angriffs waren die Ansichten geteilt, denn während Heinemann sich der Hoffnung hingab, die schwarzen Räuber werden an der erhaltenen Wühigung genug haben und sich nicht wieder heranwagen, zumal die Reisenden so gut mit Schießgewehren versehen waren, hegte Posko die Überzeugung, daß die Bakalai schon aus Rachgier und Habsucht die Feindseligkeiten wiederholen dürften, denn er wußte, daß bei ihnen, wie bei den meisten Wilden, das Gesetz der Blutrache gilt und daß der eine Bursche, welchen er durch den Rücken geschossen hatte, nicht davonkommen werde; er versah sich daher einer Verfolgung und eines erneuerten Angriffs von Seiten der Bakalai.

Als man Peter um seine Ansicht hierüber befragte, zuckte er die Achseln und wagte kein bestimmtes Urtheil darüber abzugeben. Er meinte, wenn die Angreifer nur ein Trupp herumstreifender Wilden gewesen seien, die auf einem Jagdausflug begriffen diese Gelegenheit wahrgenommen, die weißen

Händler zu überfallen, so sei nicht zu erwarten, daß sie noch einen Angriff wagen würden; wenn aber diese Burschen zu irgend einem in der Nähe befindlichen größeren Dorfe oder Stamme der Bakalai gehörten, so wolle er nicht behaupten, daß alle Gefahr vorüber sei.

„Die Gefahr ist nicht größer, als diejenige, welche uns jeden Tag unter solchen wilden Stämmen droht,“ sagte Pojto. „Wir müssen ihr unbedingt trohen und uns auf unsere eigenen Hülfquellen verlassen. Nur Mut und Behutsamkeit.“

Die beiden folgenden Tage verlief die Fahrt ohne jede Störung. Die beiden Rähne hielten sich dicht beisammen, durch einen starken Strid verbunden, und ruderten so viel wie möglich mitten im Fahrwasser des Flusses, von beiden Ufern so weit entfernt, daß sie außer Musketenschußweite waren. Am dritten Abend waren unsere Reisenden auf einem kleinen sandigen Eiland mitten im Flusse gelandet, um hier ihr Nachtquartier aufzuschlagen.

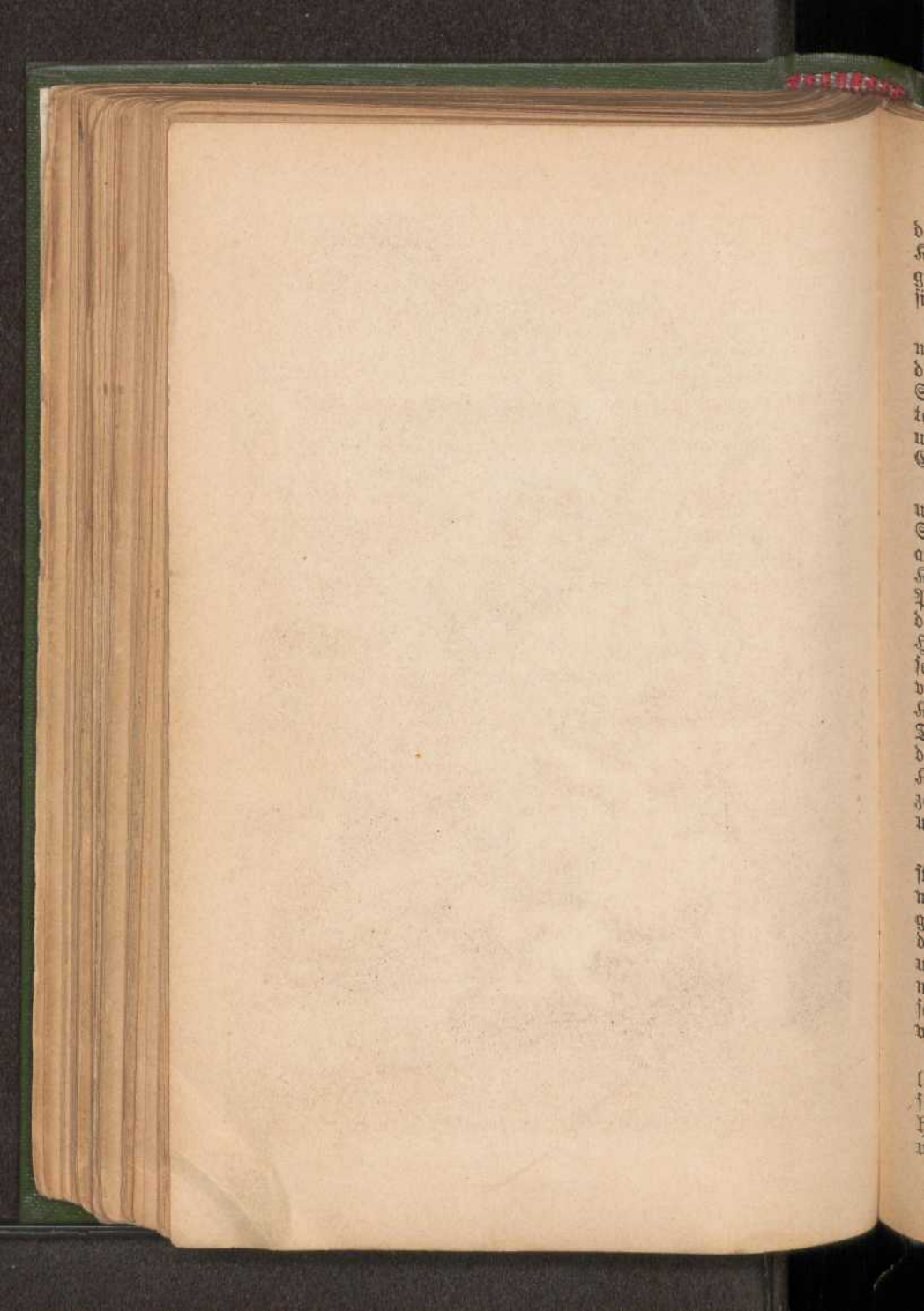
Das Eiland war nur mit Gras und niedrigem Gebüsch bewachsen, aus welchem sich einzelne junge Bäume erhoben. Es war kaum dreißig Meter breit und etwa hundertfünfzig Meter lang und erschien als ganz besonders passend zu einem Nachtlager, weil es beiderseits durch breite Arme des stark strömenden Dobi von dessen sanft ansteigenden waldigen Ufern geschieden war.

Wiederum wachten die beiden Reisenden abwechselnd die Nacht hindurch beim Lagerfeuer, bemerkten jedoch nichts Verdächtigtes. Unter den jungen Bäumen war ein Schuppen für Heineemann und Pojto errichtet, die beiden Rähne waren halb aufs Land gezogen worden, und unsere Reisenden begannen sich einigermaßen einem gewissen Gefühl von Sicherheit zu überlassen.

Am folgenden Morgen aber, als kaum die erste gelbe Färbung am östlichen Horizont den nahenden Sonnenaufgang verriet und die Wälder auf beiden Ufern noch in tiefem Frieden und in leichtem Dunst dalagen, ertönten Trommeln und Muschelhörner, Schüsse und teuflisches Geschrei, und als unsere beiden Reisenden und ihre Gefährten erschrocken aufsprangen, sahen sie sich auf allen Seiten von schwarzen Feinden umringt, welche unter dem Schutze der Morgenfrühe und der Dämmerung herangeschwommen waren und nun bereits auf



Er sah, daß hier keine Zeit zu verlieren war, riß das Gewehr empor und schoß den riesigen schwarzen Kerl, welcher im Begriff war, seinem Gefährten den Kopf zu spalten, durch den Rücken.



S
g
fi

n
d
e
t
u
e

u
e
a
h
p
d
f
i
v
h
z
d
f
a
u

fi
n
g
d
u
n
j
v

l
f
f
u

der Insel Fuß gefaßt hatten. Die beiden Neger, welche die Rähne hüteten, waren im Schlafe überrumpelt und niedergemacht worden, und die Rähne nebst der Ladung befanden sich bereits in den Händen des Feindes.

Mit einem einzigen Blick erkannten Pojto und Heinemann, daß jede Hoffnung sich durchzuschlagen vergeblich sei, denn die Übermacht war zu groß und ihre eigenen Leute vom Schrecken ganz gelähmt. Dennoch beschloßen sie ihr Leben teuer zu verkaufen, stellten sich mit Peter Rücken an Rücken und bedrohten die heranstürmenden Angreifer mit angeschlagenen Gewehren.

Alein dies fruchtete nicht viel, denn die Bakalai schossen und schleuderten Wurfspere auf sie und hieben die ersten Sklaven nieder, welche ihnen in die Hände fielen und darunter auch Makobo, einen der beiden Jungen, welche Pojto vom König Zambai zum Geschenke erhalten hatte. Zwar schoß Pojto den Mann nieder, welcher Makobo mit dem Speere durchrannte, und feuerte den anderen Lauf in den dichten Häufen der Angreifer ab, und Heinemann und Peter folgten seinem Beispiel, allein ehe sie wieder laden konnten, waren sie von den schnellfüßigen Bakalai niedgerissen, entwaffnet, ihrer Kleider beraubt und mißhandelt und verwundet. Nur das Dazwischentreten eines Negers, welchen ein alter Filzhut und den Rest eines Wollhemds sowie eine mehrfache Kette von Kauri-Muscheln um seinen Hals als eine Art Häuptling bezeichnete, hielt die erbitterten Räuber ab, den beiden Weißen und Peter den Garaus zu machen.

Pojto hatte einen Streifschuß am Arm und einen Lanzensich in die Schulter, Heinemann blutete aus einigen Kopfwunden, Peter aus einer Wunde am Oberarm. Sie waren gefangen und die beiden Weißen gaben sich nun verloren, denn die Bakalai, fünfzig bis sechzig Mann stark, schrieen unter drohenden Geberden über sie hinein und der Häuptling musterte sie mit finsternen Blicken und hielt eine lange, leidenschaftliche, von wilden Gestikulationen begleitete Rede an sie, von welcher sie kein Wort verstanden.

Sobald er aber endete, stand Peter auf und hielt ein langes Palaver, welches bald die Aufmerksamkeit der Bakalai so sehr fesselte, daß sie ihn wortlos zuhörten. Seinem lebhaften Geberdenspiel und seinem häufigen Deuten nach Süd und West und auf die beiden Weißen zufolge schilderte er

dem Häuptling, wer die beiden Weißen seien und woher sie kämen, wie sie in friedlicher Absicht gekommen seien, um mit den Bakalai Tauschhandel zu treiben, wie sie sich eines räuberischen Überfalls erwehrt haben u. dgl. m., und da er mehrmals auch die Namen Olenga Zombi, Jambai und Kazembo gebrauchte, so schloß Pojfo daraus, daß Peter sich auf diese angesehenen Häuptlinge als Beschützer berief.

Die Rede schien auch einigen Eindruck auf den Häuptling zu machen, denn dieser betrachtete nun die beiden Weißen mit etwas mehr Theilnahme, wies seine Leute zur Ruhe und richtete durch Peters Verdolmetschung verschiedene Fragen an sie, welche wahrscheinlich die von Peter gemachten Mittheilungen vervollständigen sollten.

Dann wurden Heinemann, Pojfo und Peter die Hände auf dem Rücken gebunden und der Obhut einiger mit Musketen bewaffneter Neger übergeben, während der Häuptling Ogango die Ladung der beiden Kähne ans Land schleppen ließ und musterte.

Bei Ankunft der beiden Kähne mit Musketen und der Vorräte an Pulver und Blei verzog ein wildes Lächeln der Befriedigung die schwarzen Züge Ogangos und er wehrte mit Macht die anderen schwarzen Burschen ab, welche sogleich über die Beute herfielen und sich in dieselbe theilen wollten. Seine Hoffnung aber, einen Vorrat von Brantwein zu finden, trog, denn es war nur eine einzige Flasche alten Cognaks vorhanden, welche Heinemann gleichsam als Medizin mit sich führte. Mittlerweile waren vom östlichen Ufer her fünf oder sechs große, von Weibern geruderte Kähne herangeschwommen, welche nun von den Bakalai bestiegen wurden.

Unsere beiden Freunde und Peter nebst den Sklaven und Ruderern wurden auf die verschiedenen Kähne verteilt, die beiden Kähne Heinemanns wieder beladen und flott gemacht und mit Ruderern versehen, und nun ging die Fahrt wieder stromabwärts.

Von der Strömung gefördert und unter dem Druck der vielen Ruder legten die Kähne überraschend schnell den Rückweg zurück bis an die Einmündung eines kleinen Nebenflusses, welche man am späten Abend erreichte.

Hier ward Halt gemacht und die Bakalai überließen sich einer wilden Siegesfreude, während ihre Gefangenen, an Bäume gebunden, hungrig zusehen und sich noch von den übermühtigen

Siegern verhöhnen lassen mußten. Das Gelage, bei dem es nicht am Tanz der Weiber und an Strömen von Palmwein fehlte, dauerte bis tief in die Nacht, und am andern Morgen ward auf einer kleinen Sandbank am Ufer die Teilung der Beute vorgenommen, welche die beiden weißen Freunde mit banger Furcht erfüllte, daß man sie trennen möchte. Allein es kam nicht dazu, denn Ogango behielt für sich die beiden Weissen und ihre Gabseligkeiten, sowie ein halbes Duzend Musteten und einen Vorrat von Schießpulver und Blei, und Peter, welchen die Bakalai offenbar nicht mehr als einen der Ihrigen betrachteten, fiel als Beuteanteil einem anderen angesehenen Bakalai zu.

Als sodann die Beute verteilt und der Rest des Palmweins vertrunken war, trennte sich der schwarze Haufen und zwei größere Kähne fuhren unter Ogangos Führung den kleinen Nebenfluß hinauf, nach einem Dorfe, welches inmitten einer weiten Grassflur lag, während die anderen Kähne sich nach anderen Dörfern auf den Weg machten.

Ogango's Dorf war, wie die meisten Niederlassungen der Bakalai ganz in der Weise gebaut, welche wir bereits geschildert haben. Zu beiden Seiten einer engen, an ihren Enden durch Thore verschlossene Gasse standen die niedrigen Lehmhütten, welche nach der Außenseite weder Thüren noch Fenster hatten und deren Thüren nur auf die Gasse mündeten. Jede dieser Lehmhütten war von einer Familie, ihren Hunden, Hühnern und Ziegen bewohnt, und nur Ogango besaß zwei solcher Hütten, wovon er die eine mit seinen Weibern und Kindern selber bewohnte, während in der andern seine Sklaven hausten.

Hier wurden auch Pojko und Heinemann untergebracht, welche von Seiten ihrer Mitsklaven vielfachem Hohn und Mißhandlungen ausgesetzt waren. In kurzer Entfernung von dem östlichen Thore des Dorfes stand ein großer offener Schuppen, worin die Gemeinde-Versammlungen und Palaver abgehalten wurden, und hierher wurden die drei Gefangenen einige Tage nach ihrer Ankunft geschleppt, damit man gewissermaßen Gericht über sie halte.

Ogango und einige der Ältesten des Dorfes saßen mit untergeschlagenen Beinen auf einer Bank, welcher gegenüber einerseits die drei Gefangenen aufgestellt wurden, andererseits sich einige Männer und Weiber aufstellten, welche gewissermaßen die Kläger bildeten. Diese waren die Witwen und Verwandten

von drei erschlagenen Batalai, als deren Mörder die drei Gefangenen gelten sollten. Nach den Gesetzen und Rechtsbegriffen dieser westafrikanischen Völker aber ist derjenige, welcher einen Menschen erschlägt, dessen Verwandten entweder ein bedeutendes Sühnegeld schuldig oder sein eigenes Leben ist der Rache der Verwandten des Erschlagenen verfallen.

Ogango hielt nun einen langen Palaver, worin er den drei Gefangenen vorhielt, daß sie drei angesehenen streitbare Männer seines Stammes erschlagen haben, deren Anverwandte nun ihr Leben forderten, und daß er es nun seinen Ältesten überlassen wolle, über dieses Verlangen der zu Entschädigenden zu entscheiden.

Peter verdolmetschte den wesentlichen Inhalt dieser Rede so gut wie möglich seinen beiden weißen Herren, setzte aber hinzu, sie sollten sich nur nicht einschüchtern lassen, denn dies alles sei nur „Mondschein und Verstellung“, da die Batalai viel zu habgütig und schlau seien, um nicht ein reichliches Lösegeld dem Blute der Gefangenen vorzuziehen.

Posko begriff augenblicklich die ganze Sachlage, stand auf und äußerte in kurzen, knappen Sätzen seine Ansicht: sie seien als friedliche Händler in diese Gegenden gekommen und haben nicht einmal die Dörfer und Pflanzungen der Batalai betreten; sie seien räuberisch überfallen worden und haben sich verteidigt, wie Männer — ganz so wie die tapferen Batalai auch thun würden, wenn die hündischen Aschira oder Apindshi sie heimlich überfallen würden. Die Räuber habe ihr verdientes Schicksal ereilt, und sie selber, als die Angegriffenen, sähen sich daher nicht verpflichtet, sich einem fremden Gesetz zu unterwerfen, denn in aller Welt gelte nur der Grundsatz: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Die Batalai seien im Irrtum und Unrecht, nur von ihrem Mitgefühl für ihre Brüder verblendet; sie haben kein Recht gehabt, die Reisenden zu überfallen und zu verwunden, ihre Sklaven zu töten und ihnen ihre Habe und ihre Kähne zu nehmen und so den Schutz zu mißachten, welchen verschiedene mächtige Häuptlinge der Schwarzen und Weißen ihnen, den Reisenden, angedeihen ließen. Er sei daher überzeugt, daß solch kluge und tapfere Leute wie die Batalai das Unrecht gegen ihre weißen Gefangenen nicht weiter treiben, sondern ihnen ihre Waffen, Waren, Kähne und Sklaven zurückgeben und sie weiter ziehen lassen würden, um sich nicht dem Zorn und der Rache der Könige der Commi und des Königs Razembo auszusetzen, und er

fordere daher die Ältesten auf, dies wohl zu bedenken, denn bereits nach dem ersten Angriff der Batalai haben die Weißen eine Flasche ins Wasser geworfen mit einem mächtigen Mondah, um die Könige der Commi wissen zu lassen, was ihnen auf dem Olobi Abuna zugestoßen sei, und die Kunde von ihrer Gefangennehmung werde ebenfalls zu den beiden Königen gelangen und sie zur Rache auffordern.

Peter verdolmetschte dies den Batalai ausführlich, denen dieser Trost eines Gefangenen nicht zu gefallen schien, weshalb Ogango auch die Ansicht Heinemanns zu hören verlangte, welcher sich nun in gleicher Weise äußerte und sich auf den Schutz und die Freundschaft der weißen Händler wie Sennor Affonso Pereira von San Thomas und anderer berief.

Peter hatte vielleicht noch aus eigener Machtvollkommenheit einiges hinzugefügt, was eines Eindrucks auf seine Landsleute nicht verfehlte; er hatte Pojto als einen großen Zauberer geschildert, dessen Zorn man nicht umsonst hervorrufe, und als nun die Kläger gehört wurden, welche ihren Vorteil nicht aus den Augen ließen, erklärte Ogango: der Umstand, daß die Weißen die Batalai in ihrer eigenen Verteidigung getötet haben, sei zwar ein Milderungsgrund, könne aber den Sitten und Bräuchen der Batalai keinen Abbruch thun, welche verlangen, daß der Mörder die Verwandten des Erschlagenen entschädige, denn es sei ja möglich, daß die Batalai nur die Fremden haben bange machen wollen, und er halte dafür, daß die Weißen den Beschädigten einen Ersatz leisten müßten, denn die Batalai seien arm, die Weißen aber reich, und den Weißen seien ihre Besitztümer nur genommen worden, um die Kosten der Verfolgung zu bezahlen, auch seien sie ohne Erlaubnis in sein, Ogangos, Gebiet eingedrungen, wodurch ihm ihr Leben und ihre Habe verfallen gewesen sei nach dem alten Brauche seines Volkes.

Allein auch hiergegen verteidigten sich die beiden Weißen gewandt, und nach einer Verhandlung von mehreren Stunden fällten die Ältesten den Spruch: die beiden Weißen und der abtrünnige Batalai seien verpflichtet, den Verwandten der Erschlagenen je den Wert von zwanzig Sklaven zu ersetzen, widrigenfalls sie den Beschädigten auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert werden sollten.

Mit diesem Spruch war Ogango einverstanden, weil er, wie Peter seinen Herren später erklärte, an diesen Lösegeldern selber einen Anteil haben würde.

Nun aber erhob Peter, ohne die Antwort seiner Herren abzuwarten, aus eigenem Antrieb seine Stimme und erklärte: es wäre ebenso ungerecht als unsinnig, wenn man die Gefangenen den Beschädigten überantworten würde, weil diese in der Trunkenheit oder im Irrtum und in der Aufregung dieselben erschlagen könnten, während die Freunde der Weißen sich noch zu ihrer Loskaufung vereinigten. Er verlange, daß man die Gefangenen zunächst der Obhut und Verpflegung des Häuptlings überweise, welcher dafür ein Kostgeld erhalten solle; ferner daß man ihnen Bedenkzeit gebe, um sich über die Vorschläge oder den Spruch des Gerichts zu äußern, und ihnen dann eine Frist von einigen Monaten einzuräumen, um ihren Freunden Nachricht zu geben und diese zu veranlassen, Schritte zu ihrer Loskaufung zu thun.

Diese Einwendungen wurden von Ogango und einigen der Ältesten unterstützt, obwohl die Kläger und die übrigen Ältesten sich nachdrücklich dagegen verwahrten. Schließlich wurden aber die letzteren überstimmt und Peters Vorschlag angenommen, und dieser selbst überfielste in das Haus des Häuptlings.

Pojko war mit diesem Ergebnis nicht ganz zufrieden, als er es von Peter erfuhr. Er hatte nämlich gehofft, durch die wechselnden Bitten, Drohungen und Schmeicheleien Ogango dazu zu bewegen, daß er seine Gefangenen freilasse und ihnen wenigstens ihre Kleider und Waffen, den einen Rahn und einen Teil der Ladung zurückgebe, und auf diesen Zweck hatte er hingearbeitet.

Peter mochte jedoch seine schlauen Landsleute genauer kennen und es für das beste halten, in ihnen die Hoffnung zu erwecken, daß die Gefangenen sich loskaufen würden und könnten, denn in diesem Falle würden die Batalai ihre Gefangenen milder und humaner behandeln, weil sie dabei ihren Vorteil fanden. Hätten dagegen die Batalai von vorn herein erfahren, daß die Gefangenen kein Lösegeld bezahlen konnten, so würden sie wohl kurzen Prozeß gemacht und wenigstens die beiden Weißen erschlagen haben.

Peter hatte daher alles aufgeboten, um einstweilen Zeit zu gewinnen, weil dann noch mancher unerwartete Zwischenfall eintreten konnte.

Pojko sah keine Möglichkeit voraus, sich durch ein Lösegeld aus der Gefangenschaft zu befreien, denn er kannte ja keine Seele in allen diesen Vändern, und wie sollte er einen

Brief nach Lagos an den Faktor des Herrn Weiffert gelangen lassen und diesen um Hülfe angehen? Lagos war in gerader Linie mindestens hundert deutsche Meilen weit von ihrem jetzigen Aufenthalt entfernt, und es war sehr fraglich, ob jener Faktor Lust oder Befugnis habe, auf eine so große Entfernung hin Schritte zur Befreiung der beiden Landsleute zu thun. Er ergab sich daher ziemlich gelassen in sein Schicksal und wollte sich nur auf seine eigenen Hülfsmittel verlassen, um sich aus dieser Lage herauszuhelfen. Er sagte sich, daß er ja die Möglichkeit einer solchen Wendung seines Schicksals habe voraussehen müssen.

Heinemann war etwas hoffnungsvoller, denn er glaubte, Sennor Affonso Pereira von San Thomas werde sich seiner kräftig annehmen, wenn derselbe sein Schicksal erfahre. Er war daher fest entschlossen, sowohl an diesen als an einige Adressen von Kaufleuten und amerikanischen Missionären in der Niederlassung am Gabun zu schreiben, welche er erhalten hatte. Er ließ dies durch Peter dem Häuptling Ogango erklären und diesen auffordern, daß er ihm und Pojto die Taschenbücher oder Brietaschen zurückverschaffe, welche die Batalai den beiden Weißen abgenommen hatten, und worin ihr einziges Schreibmaterial bestand.

Es dauerte lange, bis man Ogango begreiflich machen konnte, wozu die Gefangenen ihrer Brietaschen bedürften, weil er ohnedem in dem Schreiben einen gefährlichen Mondah oder Zauber sah.

Sobald Ogango aber begriffen hatte, daß solche Briefe das einzige Mittel seien, um den Gefangenen das Lösegeld zu verschaffen, so ließ er nicht nur die beiden Brietaschen mit den für ihre Besitzer so wichtigen Aufzeichnungen wieder herbeischaffen, sondern willigte auch, diese Briefe durch besondere Boten nach dem Rembo oder sogar nach der Küste befördern zu lassen.

So wurden denn diese Briefe geschrieben (auch Pojto schrieb an den Faktor des Herrn Weiffert in Lagos) und aufgerollt in einem Stückchen hohlen Rohrs abgeschickt, um wo möglich in Salambos Dorf dem ersten besten ankommenden portugiesischen Händler zur Beförderung übergeben zu werden.

Mittlerweile gestaltete sich die Lage der Gefangenen recht trostlos: die Batalai hatten sie aller ihrer Kleider beraubt und sich mit diesen behangen, und wenn Ogango ihnen nun

auch ihre Kleider hätte wieder zurückgeben wollen, so würden Pojko und Heinemann dieselben aus Eitel wohl kaum mehr getragen haben, nachdem die schmutzigen ölgesalbten Neger sich ihrer bedient hatten. So mußten sie denn ganz nackt umhergehen und an den Feldarbeiten der anderen Sklaven teilnehmen, welche eine wahre Wollust daran fanden, die beiden Weißen noch zu verhöhnen und zu mißhandeln.

Pojko und Heinemann erhielten dieselbe rohe und derbe Nahrung wie die anderen Sklaven, und hatten überhaupt nichts von denselben voraus; Peter dagegen schien von seinen Landsleuten besser gehalten zu werden, da namentlich die Weiber sich seiner einigermaßen erbarmten, und es muß zur Ehre dieses Vurschen gesagt werden, daß er alles, was er von seinen Landsleuten erhielt, mit den beiden Weißen theilte und diese noch immer gleichsam als seine Herren betrachtete und ihr Los so viel wie möglich zu erleichtern strebte.

Die Einwirkung der mächtigen tropischen Sonnenglut auf die zarte nackte weiße Haut rief bei Pojko und noch in höherem Grade bei Heinemann Sonnenstiche und Geschwüre hervor, welche ungemein schmerzhaft waren und sie beinahe krank machten.

Pojkos dauerhafte Gesundheit widerstand diesen Einwirkungen zwar ziemlich lange, litt dann aber auch darunter, selbst nachdem er für Heinemann und sich selber aus den großen Bananenblättern eine Art Kleidung verfertigt hatte.

Ogango hatte ihnen Matten zu diesem Behufe versagt und gab sich überhaupt immer vor seinen Landsleuten das Ansehen, als ob er die beiden Weißen sehr streng und feindselig behandle, obwohl er sie durch Peter jederzeit seiner Theilnahme und seines besondern Schutzes versichern ließ.

Um die Zeit, wo die Palmmüße und andere wilde Früchte des Waldes reiften, schickte Ogango seine Sklaven und somit natürlich auch Pojko, Heinemann und Peter, in die Wälder, um unter der Aufsicht einiger bewaffneten Bakalai diese Früchte zu sammeln. Das waren nun harte Zeiten, namentlich für Heinemann, welcher das Barfußgehen, der Mangel an geeigneter Kleidung und guter Nahrung und die Arbeit im Freien nicht auf die Dauer ertragen konnte und ernstlich erkrankte, so daß er ohne die treue Pflege Pojkos und Peters, welcher sich von den Weibern Kolanüsse und andere Hausmittel zu verschaffen wußte, wohl gestorben wäre.

Bei dieser Gelegenheit kamen unsere beiden Weißen auch hinunter nach dem wunderhübschen Gelände am Fluß, welchem Heinemann den Namen Valparaiso gegeben hatte, und heimten dort die Palmmüsse, Bananen und andere Früchte ein, welche sie dann auf Rähnen nach Ogangos Dorf schafften.

Bei dieser Gelegenheit hatte Pojko einen Fluchtversuch machen zu können gehofft, um nach König Jambas Gebiet zu entkommen; allein Peter wollte daran nicht teilnehmen, weil er denselben für ganz vergeblich hielt, und weil Heinemann zu schwach war, um die Flucht wagen zu können.

In der That wußte Ogango auch sehr gut, daß seine Gefangenen ihm nicht entinnen konnten, denn wohin hätten sie sich ohne Rähne, Waffen, Lebensmittel, Führer und Kompaß in einer solchen Wildnis wenden können, wo sie allwärts von wilden Menschen und reißenden Tieren umgeben waren?

Mit dem Eintritt der Gewitter, welche die Regenzeit einleiten, kehrten Pojko und seine Gefährten wieder nach Ogangos Dorf zurück, in der Hoffnung, dort vielleicht Nachrichten von Sennor Pereira vorzufinden, denn ihre Gefangenschaft dauerte nun schon fünfzehn volle Wochen, und die ausgesandten Boten mußten längst zurück sein.

Allein die Hoffnung trog, Ogango wußte nichts von seinen Boten, und ward ungeduldig und heftete finstere und unheilverheißende Blicke auf seine weißen Gefangenen, denen er durch Peter sagen ließ, daß er sie nun bald nicht mehr länger vor der Rachgier seiner Landsleute werde schützen können.

Während der Regenzeit stockten die Feldarbeiten, und die Sklaven Ogangos hatten einige Muße, die sie nun für sich verwenden konnten.

Pojko bediente sich derselben mit großer Umsicht: er hatte durch Peters Vermittelung von einem Bakalai ein Messer entlehnt und schnitzte nun aus Muscheln und kleinen Stücken Holz allerlei abenteuerliche Tier- und Menschengestalten, welche er durch Peter als zauberkräftige Mondahs oder Fetische an die Bakalai und ihre Weiber verhandelte. Er erhielt dafür Matten, selbstgewobene grobe Baumwollenzuge, Lebensmittel u. dgl., und setzte sich bei denselben bald in ein gewisses Ansehen als Tausendkünstler und halber Zauberer, und die Bakalai brachten ihre schadhaft gewordenen Musketen und sonstigen Waffen, damit er sie ausbessere, und erholten sich

bei ihm Rat in Krankheiten und anderen Nothfällen. Posto theilte brüderlich alles, was er erwarb, mit Heinemann und Peter; er tauschte Ziegenfelle ein, welche er auf eine besondere Art sämisch gerbte, und war überhaupt früh und spät thätig, um sich nützlich zu machen.

Während der Regenzeit war zwar der Aufenthalt in den Lehmhütten nichts weniger als angenehm, weil alle Arten von Ungeziefer: Schlangen, Spinnen, Skorpione, Taranteln, Kriechschaben, Ameisen, Käfer aller Art, von der Feuchtigkeit vertrieben, sich in die Häuser geblüthet hatten: allein die Temperatur war doch erträglicher und der Gesundheitszustand ein besserer, und auch Heinemanns Befinden wurde leidlicher, wenngleich ihn das Fieber niemals ganz verließ. Er hoffte noch immer auf ein vermittelndes Einschreiten oder eine Hilfe von Seiten Pereira's, aber Posto vermochte diese Ansicht nicht zu teilen und ergab sich nach und nach mit völliger Entsagung in sein Schicksal. Seine Urlaubszeit war nun abgelaufen, die Kisten mit seiner Ausbeute an Naturalien mußten längst in Europa angekommen sein, wo er wohl für verschollen galt, da er schon seit vielen Monaten nicht mehr geschrieben hatte.

In der That hatte er nur seine erste Sendung von Häuten und Skeletten von Gorillas, die er an Herrn Professor Schmidt nach Wien geschickt, mit einem hoffnungsvollen Briefe und einer kurzen Schilderung seiner Erlebnisse bis dahin begleitet und die Erwartung ausgesprochen, daß seine Reise, die er bis ins tiefe Innere auszudehnen gedente, wohl eine sehr lehrreiche und ergebnisreiche sein werde, obwohl er sich die Gefahren derselben nicht verhehlen könne. Jetzt war es eben anders gekommen, und Posto sagte sich: wie sein Los sich auch wenden möge, so müsse er eben sein Leben von neuem aufbauen.

Die Batalai betrachteten ihn wegen seiner Geschicklichkeit in allen möglichen Dingen und weil er ihnen schon mehrfach verschiedene kleine Taschenspieler-Kunststücke zum besten gegeben hatte, mit einer an Ehrfurcht grenzenden Scheu für einen großen Herrenmeister, während sie auf Heinemann mit einer Art Schadenfreude und Geringschätzung herabsehen. Posto hatte ihnen auch kein Hehl daraus gemacht, daß die drei erschossenen Batalai vermutlich von seiner Hand gefallen seien, und daß er sich darauf etwas zu Gute thue, denn er gedachte dadurch Heinemanns Schicksal zu erleichtern und dessen Freigebung zu ermöglichen, und wenn dieser ihm Vorwürfe machen wollte,

daß er sich feinetwegen einer Gefahr aussetze, so meinte Pojto mit ruhigem Lächeln:

„Lassen Sie mich nur gewähren! auf jede Nacht folgt ein Morgenrot, und mein Tag wird auch einmal kommen!“

Die Regenzeit war schon nahe zur Hälfte vorüber und Peter hatte in den jüngsten Wochen manchmal geheimnisvolle Andeutungen von einem wichtigen Schritte fallen lassen, den er thun wolle, als eines Morgens die Nachricht sich verbreitete, Peter werde vermißt und mit ihm ein Bakalai-Mädchen und ein Kahn und ein Gewehr ihres Vaters. Es blieb bald kein Zweifel mehr, daß Peter wirklich geflohen war. Ogango war sehr ergrimmt darüber und sandte sogleich einige Kähne aus, um den Flüchtling und seine Begleiterin auf dem Olobi Nabuna zu verfolgen; allein die Kähnekehrten nach einigen Tagen zurück, ohne stromauf- und stromabwärts eine Spur von Peter entdeckt zu haben. Ogango bedrohte nun seine beiden Gefangenen mit der Folter, wenn sie ihm nicht sagen würden, wohin sich die Flüchtlinge gewendet haben; allein Pojto, welcher mittlerweile einiges von der Bakalai-Sprache erlernt hatte, leugnete nicht nur jede Mitwissenschaft um Peters Schritte, sondern wagte sogar zu behaupten, Peter sei menschlings beiseite geschafft worden und die Bakalai müßten mehr von demselben wissen als er und Heinemann.

Die Unruhe und Aufregung, welche Peters räthelhaftes Verschwinden in Ogango's Dorfe hervorgerufen, hatte sich kaum einigermaßen gelegt, als eine neue Störung des friedlichen Lebens im Dorfe eintrat. Flüchtige Bakalai aus einem tiefer im Binnenlande gelegenen Dorfe meldeten, daß ein Stamm wandernder Jan von Nordosten her in das Gebiet der Bakalai eingebrochen sei und mehrere Dörfer derselben überfallen und zerstört habe. Der Schreck, welcher vor diesem wilden kriegerischen Räubervolk der Jan herging, war kein geringer, denn sie galten nicht nur für unversöhnlich blutdürstig, sondern stehen auch im Ruf, ihre erschlagenen Feinde aufzufressen. Ogango befürchtete daher ebenfalls einen Angriff auf sein Dorf und sandte nach den benachbarten Dörfern, um die Kunde zu verbreiten und die waffenfähige Mannschaft aufzubieten. In dieser Stunde drohender Gefahr schickte er nach Pojto und verlangte von ihm, er solle die drei Hinterlader-Doppelgewehre, welche die Bakalai Pojto und seinen Begleitern abgenommen hatten, in Steinischloßgewehre umwandeln, weil sich die Bakalai nur auf den Gebrauch von diesen verstehen und weil Ogango

weder genug Patronen für diese *Besaucheux*-Gewehre hatte, noch diese Patronen zu laborieren verstand. *Pojto* suchte ihm begreiflich zu machen, daß die gewünschte Umänderung der Gewehre ganz unmöglich sei, und erbot sich, mit gegen die *Fan* ausziehen, wenn man ihm sein Gewehr mit den entsprechenden Patronen wieder aushändige, was jedoch *Ogango* zu gefährlich dünken mochte; daher erklärte er nur mit dem Eigensinn eines Wilden, daß er *Pojto* den Kopf abschlagen werde, wenn dieser die gewünschte Änderung der Gewehre nicht vornehmen wolle.

Das war eine wirkliche Gefahr, denn *Pojto* wäre beim besten Willen nicht imstande gewesen, einem solchen Verlangen zu entsprechen, und er mußte befürchten, daß, wenn die dreitägige Frist, welche *Ogango* ihm dafür gegeben hatte, abgelaufen sein werde, der Häuptling seine blutige Drohung erfüllen werde, und *Pojto* ergab sich, wenn auch mit Anstehen, selbst in diese Notwendigkeit, als sein Schicksal unerwartet eine andere Wendung nahm. Am Abend des zweiten Tages landeten nämlich ganz unerwartet zwei Kähne mit *Bakalai*, und ein Ältester seines Volkes wünschte *Ogango* zu sprechen. Der Älteste brachte die Streitart, durch welche König *Kazembo* seine Vasallen zum Kriegsdienste aufbot, und verlangte zugleich im Namen des Königs die Herausgabe der beiden weißen Gefangenen und ihrer ganzen Habe.

Ogango hätte deren Vorhandensein am liebsten geleugnet, wenn dieselben nicht unter der Schar der Neugierigen gewesen wären, welche sich an der Anlande eingefunden hatte, um die Ankömmlinge zu betrachten, und *Pojto* hatte kaum erfahren, um was es sich handle, als er sich mit Heinemann unter den Schutz des Gesandten stellte und diesen bat, sie zum König *Kazembo* zu bringen. Der Älteste hielt nun einen großen Palaver an *Ogango*, dessen wesentlicher Inhalts dahin ging, daß der König erfahren habe, wie auf seinem Gebiet zwei friedliche Weiße räuberisch überfallen, gemißhandelt, beraubt und in Gefangenschaft geschleppt worden seien; der König sei darüber sehr ungehalten, da er mit den Weißen Freundschaft halten wolle, und er zürne daher *Ogango* umsomehr, als bereits ein Bote der weißen Männer von *San Thomas* bei ihm eingetroffen sei, um sich über diesen Vorfall zu beschweren und die Freigebung der Gefangenen zu verlangen. *Ogango* und seine Ältesten waren beschämt und suchten sich zu verteidigen, allein sie vermochten sich dem an sie ergangenen Befehle um

so weniger zu widersehen, als Ogango selbst an das Hoflager Kazembos entboten wurde, um sich für das Verfahren seiner Leute zu verantworten.

Pojko und Heinemann waren nun plötzlich so gut wie frei; sie, und insbesondere Pojko, wurden von dem alten Bakalai, der sich Matomo nannte und einer der Großwürdenträger Kazembos war, mit großer Auszeichnung behandelt und Matomo drang mit allem Ernste darauf, daß den beiden Weissen ihre Waffen und sonstigen Besitztümer, soweit dieselben noch vorhanden und aufzutreiben waren, unverweilt zurückgegeben wurden, widrigenfalls Ogangos Weiber und Kinder mit ihm und seinen Ältesten als Geiseln an das Hoflager abgeführt werden sollten.

Nun hatte das Blatt sich gewendet und Ogango hatte nichts Eiligeres zu thun, als Boten über Boten nach den benachbarten Dörfern zu schicken, um die verschiedenen Beutestücke zurückzuverlangen, und fühlte sich sehr gedemüthigt, als er nicht nur Pojko und Heinemann die drei Hinterlader-Gewehre samt Zubehör herausgeben mußte, sondern als ihm Pojko selber mit großer Kaltblütigkeit seinen silbernen Kompaß vom Halse nahm, welchen Ogango sich als einen großen und wirksamen Fetisch umgehängt hatte.

Zwei Tage reichten hin, um die beiden Kähne und diejenigen Teile ihrer Ladung, welche noch nicht verbraucht waren, zur Stelle zu schaffen, und nun schiffte sich Matomo mit seinen Schülern ein, um sie nach König Kazembos Hoflager zu bringen.

VIII.

Drei Tagereisen genügten, um dieses zu erreichen, das in einer weiten Ebene an dem östlichen der beiden Flüsse lag, welche durch ihren Zusammenlauf den Olobi Nabuna bilden.

Pojko und Heinemann wurden vom König Kazembo, einem riesigen Neger mit klugem, wohlgebildetem Gesicht, das

auffallend den Typus der hellfarbigen Kaffern trug, mit Auszeichnung empfangen, und die erste Person, welche ihnen bewillkommend entgegen eilte, war Peter, welcher sie nach der ihnen bestimmten Hütte führte, wo er und sein junges Weib sogleich die Sorge für ihre Verpflegung übernahmen und wo sie von einem jungen Portugiesen aus San Thomas besucht wurden, welcher ein Verwandter von Sennor Affonso Pereira und von diesem ausgesandt worden war, um die Befreiung der Gefangenen durchzusetzen.

Bojto und Heinemann erfuhren nun erst, wie sich dies alles zugetragen hatte.

Ogango's Boten waren den Olobi Nabuna hinabgefahren und in den Bereich von Jambai's Besitzungen gekommen, als sie einer Schar von Jambai's Commi-Leuten in die Hände fielen, für Spione angesehen und ins Innere geschafft wurden. Hier erfuhr Jambai das Loos seiner beiden weißen Freunde von den gefangenen Batalai und behielt diese als Geiseln zurück, wußte aber nicht, was er zu gunsten seiner weißen Schützlinge thun sollte, da er die Briefe nicht lesen konnte, welche die Boten in jenem Stückchen Rohr bei sich hatten.

Zum Glück kam in den nächsten Tagen ein britischer Marine-Offizier, welcher wegen Vermessungen diese Gegenden am Rembo bereiste, nach Jambai's Dorf, hörte von dem Vorfalle, las die Briefe und übernahm nicht nur deren Beförderung an Sennor Pereira in San Thomas, sondern verwendete sich auch bei den einzelnen Commi-Häuptlingen, bei den weißen Händlern an der Mündung des Fernando-Baj und bei den portugiesischen Behörden so nachdrücklich, daß sogleich die nötigen Veranstellungen getroffen wurden, um dem König Kazembo Nachricht von dem Vorfalle zu geben.

Man versprach sich hiervon mehr Erfolg, als wenn man einen Boten unmittelbar an Ogango abgeschickt hätte, weil es diesem sonst hätte einfallen können, die Gefangenen auf die Seite zu schaffen, um sich einer Verantwortung zu entziehen. Pereira sandte seinen Neffen Caetano mit einer außerlesenen Bootsmannschaft den Apulunay und Ogobai hinauf nach dem Dorfe Damagondai am Anengue-See und von da zu Lande über die Hügel südwärts nach König Kazembos Hoflager, und Caetano langte an letzterem an, nachdem einige Tage zuvor Peter daselbst angekommen war und den König im Namen seiner Herren um Schutz angegangen und denselben

die Geschichte von deren Ausplünderung und Gefangenschaft erzählt hatte.

Auf diese Weise von zwei Seiten gedrängt und durch die nahe Gefahr von Seiten der Jan noch dringender darauf hingewiesen, mit den Weißen in gutem Einvernehmen zu bleiben, hatte Kazembo sogleich einen Bevollmächtigten in der Person Makomos abgeschickt und Ogango zu sich entboten, und so hatten die beiden Weißen dem treuen Peter einen wesentlichen Theil der Wendung ihres Looses zu danken.

Caetano hatte unseren beiden Freunden wieder Kleider, Waffen, Munition und andere Lebensbedürfnisse gebracht; sie hatten ihre Waffen u. s. w. von den Bakalai zurückerhalten, freilich in einem sehr verwahrlosten Zustande, weil in diesem feuchtwarmen Klima alle Metallgegenstände ungemein schnell rosten, so daß Pojto mehrere Tage angestrengter Arbeit bedurfte, um die Gewehre wieder in diensttauglichen Zustand zu versetzen, und sie hatten jetzt alles im Überfluß, was zu ihrer Erholung dienen konnte, nur keine Ruhe, denn die umherstreifenden Scharen der räuberischen Jan rückten immer näher, und König Kazembo selbst war in steter Aufregung, um die Männer seiner verschiedenen Stämme und Dörfer zusammenzuziehen und dem gefürchteten Feind entgegen zu werfen. Beinahe täglich fielen Gefechte und Scharmügel vor, und in den meisten derselben zogen die Bakalai den kürzeren.

Über diesen Sorgen vergaß auch Kazembo die Bestrafung Ogangos, welche er Caetano zugesagt hatte, und als er sich derselben wieder erinnerte und die beiden Weißen befragte, welche Sühne sie von dem betreffenden kleinen Stamme und von Ogango wegen ihrer harten Gefangenschaft verlangten, da erklärten Heinemann und Pojto zu des Königs Erstaunen großmüthig, daß sie auf Ogangos Bestrafung verzichteten und in Betracht der erfreulichen Wendung, welche ihr Schicksal genommen habe, die erlittenen Unbilden gern vergessen wollten.

Kazembo war aber damit nicht einverstanden, sondern sandte Ogango mit seinen Leuten gegen die streifenden Jan aus, und die ganze Schar fiel in einen Hinterhalt der letzteren und ward bis auf wenige Mann niedergemacht, welche sich durch schnelle Flucht retteten und die Kunde von ihrer Niederlage nach dem Hofsager brachten.

Eines Tages saß Pojto in seiner Hütte auf einer Matte und laborirte Lesacheux = Patronen für sich, Heinemann und

Peter, denn alle drei wollten nicht umsonst die Gastfreundschaft des Königs genießen, sondern sich ebenfalls werththätig am Kampfe gegen die Fan beteiligen. Da trat Razembo in Begleitung von Makomo und anderen Ältesten und von Peter zu ihm in die Hütte.

„Was thust Du da?“ fragte er verwundert; „was für einen Mondah machst Du da?“ und Pojto erklärte und zeigte ihm nun die Patronen und ihren Gebrauch und wie schnell man damit laden und wie weit und sicher man damit schießen könne, und feuerte zum Beweis damit zwei Schüsse aus seiner Büchseflinte auf einen Baumstamm ab, welcher mindestens 250 Schritte von seiner Hütte stand.

Razembo war erstaunt und wagte kaum seinen Augen zu trauen, als er sah, wie beide Kugeln kaum eine Hand breit von einander eingeschlagen waren. Er hegte den lebhaften Wunsch, ein ähnliches Gewehr zu besitzen, und Pojto machte ihm dasjenige zum Geschenk, welches Peter früher geführt hatte, worüber der König sehr erfreut war und sich angelegentlich bedankte.

„Aber ich habe noch ein anderes Anliegen an Dich,“ sagte er; „dieser Mann da erzählt mir von einer Befestigung, welche Du für Jambai erbaut habest, um ihm die Verteidigung seiner Habe zu erleichtern; könntest Du mir ebenfalls eine solche Verchanzung erbauen?“

Pojto bejahte und erklärte sich hierzu bereit, und suchte sogleich dem König zu veranschaulichen, wie ein solches Werk in Angriff zu nehmen sei.

Die ersten Anfänge wurden sogleich gemacht und die Grenzen der Umwallung ausgesteckt und Männer und Weiber und Sklaven arbeiteten mit bestem Willen daran; allein kaum war man einige Tage damit beschäftigt, als Späher die Nachricht brachten, daß die Fan in einem hellen Haufen, mindestens dreihundert Mann stark, heranzögen. Pojto gab dem König den Rat, ihnen entgegen zu ziehen, um sie wo möglich zurückzuwerfen und von einem Angriff auf sein Dorf abzuhalten, und Razembo war damit einverstanden, denn dadurch waren wenigstens seine Weiber und Kinder vor der dringendsten Gefahr geschützt.

Er schickte eine Anzahl Streifschützen und Späher, worunter auch Peter, voraus, um die Bewegungen der Fan zu beobachten, und zog dann mit seiner ganzen waffenfähigen

Mannschaft nach, wobei er auf Pojto's Rat die Vorsicht gebrauchte, Lebensmittel für vier oder fünf Tage mitzunehmen. Schon nach dem ersten Tagemarsch stieß man auf die Plänkler und Späher, welche in einem kleinen Gefecht von den Fan zurückgeworfen worden waren, und man fand bald die Fan auf einem kleinen Hügel gelagert, wo sie sich mit einem Berghau umgeben hatten.

Da sie den Batalai an Kopfszahl überlegen waren und der Abend da war, so war an einen Angriff ihres Lagers nicht zu denken, und Pojto schlug dem Könige vor, auf einem benachbarten Hügel zu lagern, aber in der Weise, daß nur ungefähr die Hälfte seiner Krieger sich zeigte, während die andere Hälfte in einer Thalsenkung hinter dem Hügel versteckt blieb.

Die Batalai zündeten ihr Lagerfeuer angesichts der Fan an, von denen nur eine Strecke von etwa zwei Kilometern sie trennte, und die Fan jubelten über das kleine Häuflein, das ihnen gegenüberstand, und beglückwünschten sich schon zu einem leichten Siege.

Alein sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn noch unter dem Schutze der Abenddämmerung in den ersten Nachtstunden ließ Pojto hinter den Lagerfeuern die oberste Kuppe des Hügel's mit Schützengräben umgeben, deren Gebrauch er den Batalai erklärte, und die andere Hälfte von deren Mannschaft unter dem Schutze der Dunkelheit nach einem andern Hügel führen, wo sie sich in einen Hinterhalt legen und ruhig verhalten sollten, ohne Feuer anzumachen.

Peter ward dem Ältesten Makomo, welcher diese Schar führte, als Ratgeber beigegeben und mit deutlichen Instruktionen versehen, und so verging die Nacht.

Die Batalai auf ihrem Hügel unter dem König Kazembo verhielten sich ganz ruhig unter ihren wenigen Lagerfeuern und vollendeten in aller Stille ihre Schützengräben hinter kleinen Gebüsch, während in dem Lager der Fan ein wilder Jubel herrschte, da diese, durch ihre bisherigen Siege verwöhnt und mit Geringschätzung auf die schwächere Schar der Batalai herabblickend, sich beinahe dem Vorgefühle eines leichten Sieges überließen und ihre Späher ungehindert bis ganz in die Nähe der Batalai vordringen konnten.

Endlich brach der Morgen an, und man sah die Fan in hellen Haufen unter wildem Geschrei und Lärmen heranziehen

und drohend ihre Musketen und Speere und Streitärte schwenken und nach Landesfitt die Gegner herausfordern. Die Bakalai aber blieben ruhig und zeigten sich nur einzeln an ihren Lagerfeuern, ohne das bramarbasirende Gebahren des Feindes zu erwidern.

Raum hatte dies eine halbe Stunde gedauert, so ward dies Wortgeplänkel und Geschrei und Geberdenspiel den Jan entleidet und ein Teil von ihnen griff die Bakalai auf ihrem Hügel von vorne an, während einige kleinere Haufen den Hügel zu umgehen und dem Gegner in den Rücken zu fallen suchten.

Die Bakalai zogen sich langsam sechtend nach der Spitze des Hügels zurück und waren plötzlich wie verschwunden. Als nun aber die Jan von vorn, von hinten und von den Seiten mit wüthendem Geschrei heranstürzten, wurden sie aus den Schützengräben mit einem wohlgezielten und ruhigen Feuer empfangen, welches manchen Jan tot oder schwer verwundet niederwarf.

Jetzt erst merkten sie, daß die Bakalai sie überlistet und mit verdoppelter Wut und Mordlust wiederholten sie zweimal, dreimal den Angriff, der aber jedesmal durch das Feuer aus den Schützengräben zurückgewiesen wurde. Plötzlich tauchten hinter ihnen aus den Büschen und dem Gestrüpp, womit die Hügelhänge bewachsen waren, bemalte Bakalai mit lautem Kriegsgeschrei auf und fielen ihnen unter einem Hagel von Kugeln und Speeren in den Rücken. Die Jan standen nun zwischen zwei Feuern, zogen sich zusammen und versuchten sich durchzuschlagen; als sie aber, von dem Hügel vertrieben und hart bedrängt, sich nach ihrem Lager zurückziehen wollten, wurden sie auch dort mit einem lebhaften Feuer empfangen, denn hier hatte sich Peter mit einer kleinen Schar festgesetzt und die wenigen Insassen des Lagers niedergemacht und schoß nun auf die zurückkehrenden Jan, deren Rückzug bald in eine wilde Flucht ausartete.

Mehr als zwei Drittel der Jan waren getödet oder verwundet worden, und die Bakalai erschlugen jeden Verwundeten. Sie hatten ihr Lager und ihre Lebensmittel verloren und aufsteigende Flammen und Rauchsäulen zeigten ihnen, daß ihr Verhau in Brand gesteckt war. Sie flohen nach den Wäldern, hartnäckig verfolgt von den Bakalai, bis die glühende Mittagshitze und die düsteren Wälder die Flucht erschwerten, und die

Verfolger sich niederlegten, um auszuruhen. Der Sieg war vollständig, die Hauptmacht der Jan gebrochen, und König Kazembo wußte nicht lebhaft genug Pofko zu danken, durch dessen umsichtige Anordnung dieser Erfolg errungen worden war. Im Laufe des Nachmittags rückten Kazembo und die beiden Weißen mit ihrer Schar den anderen nach und vereinigten sich mit ihnen zur Verfolgung der Jan. Da aber mehrere Häuptlinge der Jan gefallen waren, so mochte sich ein panischer Schrecken der Angreifer bemächtigt haben, denn wenn sie auch unterwegs noch auf einige frische Haufen von ihren eigenen Leuten stießen, so versuchten sie doch keinen Widerstand mehr, sondern zerstoben nach allen Seiten und zogen sich nordöstlich nach ihren eigenen Dörfern zurück.

Die zu Ende gehenden Lebensmittel aber zwangen bald die Batalalai zur Umkehr und sie zogen nach König Kazembos Dorf zurück, um dort ihren mit verhältnißmäßig geringen Opfern erkaufen Sieg durch Belage zu feiern. Sie hatten etwas in der Kriegskunst gelernt, was ihnen für die Zukunft sehr zu statten kam, und starzten daher die beiden Weißen, deren wirksamsten Zauber sie diesen Sieg besonders zuschrieben, mit abergläubischem Staunen an.

Die wilden trunkenen Belage, mit welchen die Batalalai ihren Sieg feierten, waren nicht nach dem Geschmade Pofkos und Heinemanns und diese brachen nun auf, um unter der Führung von einigen Batalalai nach dem Dorfe Gouaibiri aufzubrechen, welches an der Einmündung des aus dem gleichnamigen See kommenden Anengué-Flusses in einen Arm des Ogobai liegt.

Hier wollten sie mit Caetano zusammentreffen, welcher schon einige Tage vor dem Kampfe mit seinen Leuten auf dem Landwege nach dem Anengué-See aufgebrochen war, da er keine Lust hatte, sich als friedlicher Händler in die Fehden der Eingeborenen zu mischen.

Nach einem herzlichen Abschiede von König Kazembo und seinen Leuten traten Pofko und Heinemann mit einer Schar Träger die Reise an, und Peter und sein Weib schlossen sich ihnen an, denn Peter zog es vor, unter Europäern anstatt unter seinen halbwilden Landsleuten zu leben. Die beiden Rähne hatte Heinemann dem König Kazembo geschenkt, da er sie nicht zu Lande mitnehmen konnte.

Die Reise ging gerade westwärts durch waldiges Hügel-land, wo Pofko noch einen Schimpanse und einige andere

feltene Affen schoß und immer Gelegenheit zum Jagen fand, und nach einigen mühseligen Marschtagen ward Gouaibiri erreicht, wo Gaetano mit seinen Leuten noch nicht angekommen war, unsere Reisenden daher Halt machen mußten. Das Dorf hatte eine gemischte Bevölkerung von Commi, Mpongwe und Batalai, der jeweilige Häuptling aber war ein Batalai, welcher ebenfalls die Oberherrschaft Kazembos anerkannte und daher die von diesem kommenden Fremdlinge gastfreundlich aufnahm. Das Dorf war ein Handelsposten für die benachbarten Stämme, welche ihre Ausbeute an Palmöl, Palmnüssen, Butternüssen, Gummi, Kautschuk u. s. w. hierherbrachten und an die Händler vertauschten, und hatte daher schon einen etwas civilisierteren Anstrich.

Die ganze Gegend war nieder und theils sandig, theils sumpfig, reich an Wald und Wild. Verschiedene große und kleinere Inseln lagen hier im Strome, dessen südliche Ufer von Röhricht und Schilf bedeckt waren, hinter welchen dann Dünen aufstiegen, und in welliges Hügelland übergingen. Keinemann hatte mit Fieber und Schwäche zu kämpfen, den Nachwehen der Mühsalen, welche er unter den Batalai ausgestanden hatte, und mußte die meiste Zeit in seiner Hütte zubringen, wo ihn Peters Weib versorgte, während Jojo und Peter in der Gegend jagten und manchen seltenen Vogel erlegten.

Als Jojo eines Abends von der Jagd heimkehrte, fand er das ganze Dorf in Aufregung, denn von dem nördlichen Ufer des Ogobai war ein Mpongwe oder Pongo herübergekommen und hatte die Kunde gebracht, eine Herde wilder Elefanten sei in die Pflanzungen seines Dorfes gefallen und habe die Bananen- und Zuckerrohr-Felder sehr verwüstet; er erbat sich daher die freundschaftliche Hilfe der Bewohner von Gouaibiri, um auf die Elefanten Jagd zu machen, weil die Eingeborenen nur in großen Haufen den Mut haben, es mit einem solch mächtigen Wild aufzunehmen.

Nun waren aber die meisten Bewohner von Gouaibiri friedliche Leute und hatten wenig Lust, an einer solchen Jagd sich zu betheiligen, und nur etwa ein halbes Duzend Batalai zeigte sich erbötig, der Jagdeinladung zu folgen, falls Jojo mitgehe. Dieser war mit Vergnügen bereit, traf alsbald seine Vorbereitungen und fuhr am andern Morgen mit Peter und den anderen Batalai nach dem Dorfe auf dem nördlichen Ufer, wo sie freundlich aufgenommen wurden, obwohl die Bewohner

desselben den Mut sinken ließen, als sie das kleine Häuflein sahen.

Der Dorfälteste wollte noch nach einigen weiteren Dörfern schicken und Mannschaften werben lassen, allein Pojko wollte dieses nicht abwarten, weil er befürchtete, das Rudel Elefanten, welches ohnedem offenbar nur Wechselwild war, könnte sich verziehen, und er entschloß sich daher, einstweilen im kleinen Haufen auf sie zu pirschen.

Seine Begleiter, die Bafalai, ließen sich zwar nur ungern dazu herbei, mochten aber doch nicht zurückbleiben, und so ward denn alsbald nach dem Orte aufgebrochen, wo die Elefanten zuletzt gesehen worden waren. Es sollten fünf Stück sein, worunter ein Junges. Zu Wasser erreichte man bald im Rahne die bezeichnete Örtlichkeit und der Dorfälteste selbst mit einigen seiner Leute und einem Vorrath von Lebensmitteln gab den Jägern das Geleite.

Nun sind die Fährten eines Rudels Elefanten so groß und unverkennbar, daß Pojko und Peter keine Mühe hatten, dieselben zu entdecken und zu verfolgen, denn da wo diese Thiere durch den Wald gebrochen waren, hatten sie eine förmliche Bahn von mindestens vier Meter Breite getreten, zu deren Seiten armsdicke Zweige wie Rohr abgebrochen waren und auf deren Sohle die niedergetretenen Zweige und Äste lagen.

Noch ehe der Abend dunkelte, waren Pojko und seine Begleiter auf ganz frische Fährten der Elefanten und ganz in deren Nähe gelangt, so daß sie deren Getrappel und gelegentliches Schnauben und Rufen hörten. Es war aber zu spät, um noch einen Angriff auf sie zu wagen, denn das Rudel stand in einer waldigen feuchten Niederung, wo es wahrscheinlich an wilden Bananen oder anderen saftigen Pflanzen sich äßte. Pojko und seine Begleiter wählten sich also ein Nachtlager an einem kleinen Plätzchen, welches aus dieser Waldniederung hervortam und legten sich hier nieder, ohne Feuer anzumachen, um ja das Wild nicht zu verschrecken.

Noch vor Tage war Pojko munter und umkreiste die Niederung mit gutem Winde, gefolgt von Peter. Sie kamen dem Rudel bald so nahe, daß sie dessen Schnauben und Reizen in den Zweigen hörten, und nun galt es, sich behutjam anzuschleichen.

Pojko pochte das Herz beinahe hörbar vor gespannter Erwartung, aber sein Kopf blieb kühl und besonnen und seine

Hand ruhig. Beinahe auf Händen und Füßen kriechend drang er durch das Dickicht vor, und stand auf einmal wie angewurzelt, denn kaum zweihundert Schritte vor ihm ragten die massigen Gestalten von vier großen Elefanten über die Büsche und er sah, daß sie damit beschäftigt waren von einzelnen stehenden Bäumen mit den Rüsseln die zarten Zweigspitzen abzubrechen und zu verzehren.

Das Leittier des Rudels war ein sehr starkes altes Männchen mit einer dunkelgrauen rissigen Haut wie alte Baumrinde und sehr großen Stoßzähnen. Außer diesem war noch ein altes und ein junges Weibchen da, welches ein halbwüchsiges Junge bei sich hatte, und ein junges Männchen. Das Junge war von hellerer, lichtgrauer Farbe und hatte kaum fingerlange Stoßzähne.

Die Tiere waren ganz vertraut und schienen keine Ahnung zu haben, daß irgend ein Gegner in der Nähe sei. Sie bewegten fortwährend die großen Ohren, wie um sich der Insekten zu erwehren und fraßen ruhig.

Pojko war fest entschlossen, das alte Männchen zu erlegen, und er kroch mit gutem Winde vorsichtig näher, bis er etwa noch achtzig Schritte von dem Elefanten-Männchen entfernt war, das ihm die Hinterseite darbot. Pojko wartete nun einen passenden Moment ab, wo das Tier den Kopf etwas erhob und drehte, zielte dann rasch und gut und schoß ihm eine Büchsentugel zwischen Licht und Losen (Auge und Ohr) durch den Kopf.

Das Tier stieß einen dumpfen Ton aus und drehte sich um, da es aber den Schützen nicht sah und den Knall nicht fürchtete, so trollte es nur einige Ruten weiter und blieb dann stehen; die übrigen Tiere schienen ebenfalls von dem scharfen Büchsentknall nicht erschreckt, sondern drängten sich nur instinktmäßig näher um das Leittier.

Pojko rückte vorsichtig weiter vor und ersah sich die Gelegenheit zu einem zweiten sicheren Schuß, welchen er dem Elefanten dicht hinter das Schulterblatt und tief gab. Peter schoß nun ebenfalls und auf das Junge, das er über dem Auge in den Kopf traf. Das Tier warf mit einem Schmerzenslaut den Rüssel in die Höhe, drehte sich einige Male im Kreise, wie wenn es betäubt wäre, blieb dann ruhig stehen und wimmerte, so daß seine Mutter, das jüngere Weibchen, sich voll zärtlicher Fürsorge an das Junge herandrängte, und dasselbe mit seinem Rüssel an sich drückte.

Peter schoß nun zum zweiten Male dem Jungen eine Kugel durch den Kopf, und diesmal mochten die Elefanten den Blitz des Schusses gesehen haben, denn sie warfen plötzlich die Rüssel in die Höhe, stieß durch denselben dröhnende Laute aus und wandten sich zur Flucht. Aber das Junge wartete bereits auf seinen stämmigen Beinen, wimmerte kläglich, blieb hinter den anderen zurück und brach endlich zusammen. Seine Mutter aber blieb bei ihm und suchte es mit liebevollen Gebärden mittelst des Rüssels wieder aufzurichten und warf, als ob es endlich den Zusammenhang ahnte, aus seinen kleinen Augen zornfunkelnde Blicke um sich, die es mit einem drohenden Brüllen begleitete.

Sobald das alte Männchen sich zur Flucht wandte, folgte ihm Pojto, aber so vorsichtig, daß die Elefanten seiner wo möglich nicht ansichtig wurden. Er wollte sich seine Beute nicht entgehen lassen, denn er wußte, daß seine beiden Kugeln das Tier schwer getroffen hatten.

Es kostete ihm Mühe, den fliehenden Elefanten zu folgen, aber die großen Blutspuren, welche er in der Fährte fand, gaben ihm Hoffnung, selbst als ihm die Elefanten aus dem Gesicht gekommen waren, und er schritt unverdrossen auf der Fährte weiter, ohne sich um das lebhaftes Schießen hinter sich zu bekümmern, denn die Bakalai, von den Schüssen ihrer beiden Gefährten herangelockt, waren inzwischen zu Peter gestoßen und hatten auf das Weibchen geschossen, welches treulich bei seinem toten Jungen aushielt.

Nach Verlauf von einer guten halben Stunde eiligen Mariches sah Pojto in kurzer Entfernung vor sich das alte Männchen bis an die Kniee in einen Wassertümpfel stehen und sich mittelst des Rüssels mit Wasser überspritzen. Wohl wissend, daß der verwundete Elefant ihn alsbald angreifen würde, wenn er sich ihm zeigte, schlich Pojto verdeckt vorwärts, bis er dem Tiere auf etwa fünfzig Schritt nahe war, dann zielte er vorsichtig und gab ihm noch zwei Kugelschüsse in den Kopf.

Das Tier stöhnte, lief im Kreise herum und blieb dann stehen, allein Pojto glaubte zu bemerken, daß es bereits auf den Beinen wankte.

Jedenfalls hatte es genug, denn es dachte nicht mehr an Flucht, und nach etwa zehn Minuten schwankte der mächtige Rumpf des Tieres wie der Körper eines Betrunknen, neigte

sich dann seitwärts und fiel mit einem mächtigen Plumps ins Wasser, um daselbst zu verenden.

Pojto warf das Gewehr auf den Rücken und kehrte um, weil er seiner Gefährten bedürftig war, um die gewaltige Beute abzustreifen, denn er hatte beschlossen, den Schädel mit den Stoßzähnen und die Haut des Elefanten mitzunehmen und zum Ausstopfen zu präparieren.

Als er auf den ersten Anschuß zurückkam, fand er auch das Weibchen erlegt und die Bakalai damit beschäftigt, schon große Stücke aus der Haut des Weibchens herauszuschneiden, um sie zu Schilde u. dergl. zu verwenden. Er verbot ihnen, das Junge anzuschneiden, und schickte einen der Bakalai zurück, um den Dorfältesten und dessen Begleiter zu holen, damit man die erlegten Tiere streifen und wenden konnte, denn er hatte auch das Junge zum Ausstopfen bestimmt.

Währenddem hatten die Bakalai das erlegte Weibchen aufgebrochen und verzehrten begierig Stücke von dessen Eingeweiden. Pojto aber und Peter machten sich daran, das Junge einstweilen abzuziehen, dessen Wildpret sie den Dorfbewohnern preisgeben wollten.

Auf die Nachricht von der Erlegung der drei Elefanten machte sich die ganze Einwohnerschaft des Dorfes auf die Beine, um die Beute zu sehen und sich an dem Fleisch und Fett und den Eingeweiden der Tiere gütlich zu thun.

Pojto mußte einen Boten nach Gouaibiri hinübersenden, um sich den Rest seiner Arsenikseife und das Material zur Bereitung eines weiteren Quantums von solcher Seife aus seinem Gepäck holen zu lassen, indem er dem Boten einige Zeilen an Heinemann mitgab, und dem mit diesen Stoffen zurückkehrenden Boten schlossen sich vielleicht hundert Personen aus Gouaibiri an, welche ebenfalls an dem Schmause von Elefantenfleisch teilnehmen wollten, so daß an den paar nächsten Tagen die beiden Örtlichkeiten, wo die erlegten Tiere lagen, von Schwarzen wimmelten, welche hier Feuer aufmachten, sich Stücke Fleisch und Fett brieten und nachdem sie sich bis zur Übersättigung daran gelabt hatten, noch mit ungeheuren Fleischstücken auf dem Kopfe den Heimweg antraten.

Als beide Tiere abgestreift und die Häute derselben von Fleischteilen befreit und auf der Innenseite mit Arsenikseife getränkt waren, was Pojtos ganzen Vorrat an Arsenik aufzehrete, packte er die Häute und Schädel zusammen und ließ

sie von Eingeborenen dahin tragen, wo man dieselben per Kahn nach Gouaibiri hinüberschaffen konnte.

An eine weitere Verfolgung der beiden andern Elefanten war nicht zu denken, denn diese waren mittlerweile wer weiß wie weit geflohen. Pojto war mit seiner Ausbeute zufrieden, der Dorfälteste nicht minder, weil er und seine Nachbarn dadurch der Räuber ihrer Felder ledig geworden waren, und Pojto kehrte nun, von den Eingeborenen angestaunt, mit seiner Beute nach Gouaibiri zurück.

Einige Tage darauf traf Gaetano Pereira mit seinen Kähnen in Gouaibiri ein; er hatte in den Dörfern am Anengue-See so gute Geschäfte gemacht, daß seine Kähne beinahe ganz gefüllt waren und er direkt nach der Mündung des Fernando-Vaz zurückkehren wollte, wohin Heinemann ihn zu begleiten gedachte, denn er litt noch immer am Fieber und wollte nach San Thomas, um sich zu kurieren.

Pojto hatte keine große Lust, den Ogobai und den von Manglaren (Mangrovenwäldern) und Sümpfen eingefassten P'ulunay hinabzufahren, wo sich ihm wenige Gelegenheit zum Jagen und Sammeln geboten haben würde.

Als er daher hörte, daß sich ein portugiesischer Mulatte namens Pedro anschickte, eine Reise als Händler den Ogobai hinauf und durch die verschiedenen Wasserläufe und Kanäle nordwärts von diesem nach dem Gabun zu machen, entschloß er sich diesen zu begleiten, und Peter wollte sich ihm ebenfalls anschließen.

Pedro war gern damit einverstanden, zwei so wehrhafte Männer mitzunehmen, und so trennten sich Heinemann und Pojto auf das Bärtlichste mit dem Versprechen, einander entweder in den Ansiedelungen am Gabun oder auf der Insel San Thomas wieder zu treffen.

Heinemann ging der Abschied von Pojto nahe, denn er verdankte diesem mehrfach die Rettung seines Lebens, aber beider Zwecke gingen so weit auseinander, daß er eine Notwendigkeit der Trennung begriff. Er drängte Pojto noch einen Teil seiner Warenvorräte auf, damit dieser auf seiner Reise ebenfalls mit den Eingeborenen Handel treiben könne, und versprach die beiden Elefantenhäute und die Kisten mit den von Pojto gesammelten Naturalien an den Faktor des Herrn Weiffert nach Lagos zu senden. Dann schieden sie, und Heinemann schwamm mit Gaetano den Strom hinab.

Einige Tage darauf brach Pojto mit Pedro auf, um den Ogobai hinauszufahren. Sie hatten drei Kähne, wovon einer Pojto gehörte und von einigen gemieteten Pongos gerudert wurde; Peter war der Steuermann, sein Weib Elena die Köchin. Die beiden anderen Kähne waren groß und lang, jeder aus einem einzigen gewaltigen Baumstamm mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, von geringem Tiefgang, weil man viele leichte Stellen im Fahrwasser passieren mußte, nicht einmal plump oder schwer, und zu jedem derselben gehörten elf Ruderer, lauter Neger von verschiedenen Stämmen und Völkern, so daß beinahe keiner den andern verstand und das portugiesische Kommando ihnen erst eingelehrt werden mußte, was manche Schwierigkeiten herbeiführte.

Beide Kähne waren reich beladen mit Tauschwaren aller Art, und gingen bis auf eine Spanne vom Bord im Wasser und waren mit einem Zeltdach von Segeltuch überspannt, so daß sie einigen Schutz vor der tropischen Sonnenglut gewährten, allein das Zeltdach mußte häufig abgenommen werden, wo die dichten dornigen Äste der Bäume so tief über das Fahrwasser hereinhängen, daß sie das Segeltuch des Zeltdaches zu zerreißen drohten.

Die Fahrt den Ogobai hinauf war eine sehr angenehme. Sandige Dünenhügel begleiteten den Strom auf beiden Ufern, und erst hinter diesen begann der prächtige Urwald, besäimt mit Kokos-, Wein-, Öl- und anderen Palmen. Die ganze Gegend wartiefgründendes Schwemmland von üppigster Fruchtbarkeit, durchzogen von zahllosen kleinen Kanälen und Wasserläufen, in deren leichten langsam strömenden Gewässer oft eine solche Menge Wasserpflanzen wuchsen, daß die Kähne kaum durch dasselbe fortgerudert werden konnten.

Diese weite Niederung zwischen dem Gabun und dem Ogobai ist von verschiedenen Völkern und Stämmen bewohnt, welche hier eingewandert sind und nun in kleinen Gemeinden ziemlich friedfertig unter einander leben und noch immer wechseln, weil die Einwanderung von Norden und Osten her fort dauert. Da sind z. B. die menschenfressenden wilden Fan oder Fanti, die wie die Mpongwe oder Pongos ein kräftiger hochgewachsener Menschenjag sind und sich durch Körperschönheit und anmutige Gesichtsbildung auszeichnen; da sind ferner die Commi oder Kamma, welche wir schon kennen gelernt haben, und einzelne Gruppen oder Stämme

von Bakalai und Eketiani, welche je einen gewissen Bezirk inne hatten.

Alle diese halbwilden Stämme leben von etwas Ackerbau, Jagd und Fischfang, treiben aber auch gelegentlich Sklavenhandel, indem sie die ihnen aus dem Innern zugeführten Neger an die portugiesischen Sklavenhändler verkaufen, welche dieselben nach der Insel San Thomas oder Thomé und nach der Prinzeninsel schicken, wo sie beklings von brasilianischen Sklavenschiffen abgeholt und auf die dortigen Märkte verführt wurden.

Posko ward bald inne, daß auch Pedro sich vorwiegend mit dem Sklavenhandel befaßte und diese Ware am liebsten eintauschte, denn er fragte, wenn man an irgend einem Dorfe anlegte, zuerst nach Sklaven und machte aus seinem Geschäfte auch gar kein Hehl. Die von ihm gekauften Sklaven wurden dann sogleich an eine gemeinsame Kette gefesselt und wenn er etwa ein Duzend davon beisammen hatte, so schickte er sie unter der Aufsicht eines Mulatten und einiger Sklaven zu Lande oder zu Wasser nach gewissen Niederlassungen, wo sie einstweilen verwahrt wurden, bis man sie in Rähnen nach der Küste befördern konnte.

Dabei mußten die an die Kette angefesselten Sklaven, — Männer, Weiber und Kinder, — noch die zu ihrer Verpflegung dienenden Lebensmittel oder eingetauschten Waren auf dem Kopfe tragen, denn merkwürdigerweise kennt man an diesem ganzen ungeheuren Striche der Westküste den Gebrauch von Lasttieren gar nicht, hat auch außer Ziegen, Schafen und Hunden keine Haustiere, und transportiert alle Waren und Lasten zu Lande nur auf dem Kopfe und Rücken von Menschen.

Posko hatte zwar keine sonderliche Freude an dieser Genossenschaft von Sklavenhändlern, war aber einmal durch die Notwendigkeit auf diese angewiesen und konnte andererseits mancherlei von Pedro und dessen Gefährten lernen und erfahren, sowohl was die eingeborenen Stämme als was die Tierwelt dieser Regionen anlangt.

Pedro und seine mulattischen Diener und Genossen hatten ihr Leben lang diese Gegenden bereist, kannten ohne Landkarte beinahe jeden Wasserlauf und jedes Dorf, waren mit den Sitten und Bräuchen der Bewohner vertraut und wußten dieselben zu behandeln. Und es waren seltsame Dinge, welche Posko auf diese Weise erfuhr und kennen lernte.

Die Jan z. B., welche ihren dünnen Bart am Kinn in zwei kleine Böpfchen oder Locken wie Pflöpfzieher drehen und auch das Haar im Nacken in einen dünnen Zopf vereinigen, der ihnen über den Rücken hinunterhängt, verzehrten nicht nur ihre erschlagenen Feinde, sondern kauften sogar Sklaven und namentlich franke oder fufmarode zu diesem Zweck, um sie zu schlachten und zu verzehren.

Pojto sah selbst in mehreren Jan-Dörfern, welche er mit Pedro besuchte, auf dem ziemlich sauber gehaltenen Boden der einzigen breiten Hauptstraße, welche diese Jan-Dörfer bildet, die abgenagten Menschenknochen herumliegen und in der Sonne bleichen, — für einen Europäer ein ekelhafter und abstoßender, für einen Jan aber ein sehr lieblicher Anblick.

Die sonst sehr anstelligen und gelehrigen Mpongwe dagegen, welche sogar eine Art Adel haben und sich auf ihr reines Blut viel zu Gute thun, haben die Gewohnheit, wenn in einem Dorfe jemand stirbt, diese Leiche an die Bewohner eines Nachbardorfes von Mpongwe zu verkaufen und von diesen Nachbarn ihre Toten einzutauschen, welche dann zerstückt und verzehrt werden, selbst wenn die Leichen noch Spuren von schweren Krankheiten an sich tragen.

Aber auch außerdem war die Reise am Ogobai hinauf für Pojto ebenso interessant als genufreich. Die Ufer des Stromes hinter den Sanddünen sind zum Theil wohl angebaut und die Dörfer häufig, und da Pedro an jedem derselben anhielt, um Tauschhandel zu treiben, so hatte Pojto Zeit genug, mit Peter auf die Jagd zu gehen, die überall ungemein ergiebig war.

Der Reichthum an Vögeln aller Art von den kleinen Nectarinen oder Honigvögeln, welche hier die Stelle der Kolibri vertreten, bis hinauf zu den stolzen Flamingos, den mächtigen Marabus und Sattelsittichen und den großen Geiern, war geradezu überraschend, und da Pojto nicht nur ein vorzüglicher Flugschütze war, sondern auch aus Haaren, Draht und Schnüren eine Menge Schlingen, Fallen und Sprengel zu verfertigen wußte, so erlegte er eine Menge der schönstbefiederten und seltensten Vögel, worunter noch manche ganz neue Art.

Von Säugetieren bot diese Zone eine beinahe ebenso große Auswahl. Die früher hier ziemlich häufigen Elefanten, welche eine eigene Spielart des afrikanischen zu bilden scheinen, waren zwar etwas seltener geworden, weil die Jan, Mpongwe und Balalai sowohl des Elfenbeins wie des Fleisches wegen

geflissentlich und eifrig Jagd auf sie machen (das geräucherte Elefantenfleisch nämlich, welches für europäische Gaumen so widerlich schmeckt, ist ein Leckerbissen für diese Völker), allein gelegentlich nahm Pojko doch noch an einer Elefantenjagd der Eingeborenen Theil und hatte meist das Glück, die wirksamsten Schüsse auf diese Tiere abzugeben. Dagegen waren Flußpferde und Krokodile sehr häufig, und erstere kamen oft bis auf fünfzig Schritte an die Rähne heran, zum großen Schrecken der Ruderer, und Pojko und Peter erlegten deren mehrere und verkauften Haut und Fleisch mit Vorteil an die Eingeborenen.

Die Zahl der hier vorkommenden Affenarten von jeder Größe war sehr bedeutend. Der Löwe fehlt zwar, weil es hier keine eigentlichen Steppen oder Wüsten giebt; dagegen war der Leopard und eine kleinere Tigerkatze sehr häufig und beide von den Einheimischen sehr gefürchtet, weil sie den Ziegen sehr nachstellten. Von Wildschweinen gab es hier drei oder vier Arten, worunter auch das seltene weißstirnige Parvenschwein, das *Phacocholrus albifrons* der Naturforscher.

Von Antilopen schoß Pojko hier verschiedene Exemplare von mindestens sechs Arten, von der winzig kleinen an, welche nicht größer als ein Zicklein ist, bis hinauf zu der Bongo, welche die Größe eines Damhirsches hat, und bei den Naturforschern Antilope euryceros oder *Tragelaphus alborvirgalus* heißt und an den Seiten von der Schulter bis zum Kreuz äußerst ziemlich weiß und dunkelbraun gestreift ist. Weiter landeinwärts gab es auch ganze Herden des Nairo oder einheimischen wilden Ochsen oder kurzhörnigen Büffels (*Bos brachyceros*), welchen Pojko schon am Kembo getroffen hatte dazu Stachelschweine, äthiopische Moschustiere, Pangoline und eine Menge anderer kleiner Vierfüßler. Außerdem fanden sich im Flusse und in dessen Nebengewässern zweierlei Arten von Krokodile, worunter riesige Exemplare von 6—6½ Meter Länge, zahlreiche schmachthafte Fische, zweierlei Arten von Süßwasserschildkröten und mehrere giftige Wasserichlangen. Wenn die Rähne so an den trockenen Schlammhängen der Ufer entlang fuhren, auf denen diese großen Krokodile sich in träger Ruhe sonnten, machte es Pojko und Peter den größten Spaß, diesen gepanzerten Reptilien eine wohlgezielte Büchsenkugel hinter den Vorderbeinen oder auf den Kopf zu schließen, worauf sie emporfuhren, mit dem Schwanz um sich schlagen und dann mit einem schweren Plump ins Wasser stürzten. blieb aber

ein kleineres Protobil im Feuer liegen, wenn es durch den Rückgrat oder den Kopf getroffen war, so suchten einige Neger zu landen und es mit Speeren und Arten vollends zu töten und ihm den Schwanz abzuhaueu, welchen sie brieren und mit besonderem Appetit verzehrten, obwohl das weiße zarte Fleisch einen widerlich starken moichusähnlichen Geruch hatte.

Pedro war mit der Reisegenossenschaft der beiden Jäger wohl zufrieden, deren Gewehre ihn immer mit frischem Fleisch für seine Negerruderer und Sklaven versahen, deren sonstige Kost nur aus Reis und Kassawabrod bestanden haben würde, die aber die Fleischkost sehr der blos vegetabilischen vorzogen. Wo daher den beiden Jägern das Jagdglück besonders zu lächeln schien, da verweilte Pedro nötigenfalls auch etwas länger, und nahm an der gewonnenen Ausbeute innigen Anteil.

So war Pojto denn in steter Aufregung und beinahe täglich in dieser Gluthitze auf der Jagd. Seither war er beinahe immer gesund gewesen und hatte außer gelegentlichen Fieberanfällen, denen ja auch die Eingeborenen nicht entgehen, keinerlei Krankheiten verspürt. Nun aber stellten sich bei ihm oft heftige Fieber und Schwächen ein, und er nahm manchen Tag 30 bis 36 Gran Chinin in drei Gaben ein, ohne sonderliche Erleichterung zu verspüren. Er litt an Mangel an Appetit und an Schwindel und magerte so zusehends ab, daß er selber darüber erschrak und besorgt wurde.

„O Herr,“ sagte Peter eines Tages mit ernstlicher Unruhe zu ihm, „Du übertreibst die Anstrengung und stürmst auf Deine Gesundheit ein. Du mußt Dich mäßigen, denn Du thust mehr als die eifrigsten Jäger unter meinen Landsleuten, den Batalai. Wenn diese einen Tag gesagt haben, dann ruhen sie den folgenden Tag aus. Wenn sie drei Tage gejagt haben, so machen sie darnach volle acht Tage Raht, um wieder zu Kräften zu kommen. Das mußt Du ebenfalls thun, oder Du wirst Dich selbst zu Grunde richten. Peter meint es gut mit Dir; folge seinem Rathe!“

Auch Pedro warnte unsern jungen Jäger, sich nicht zu viel Anstrengungen im Freien zuzumuten und sich namentlich nicht zu sehr der Mittagssonne auszusetzen, und Pojto schonte sich jezt mehr, aber es war schon zu spät: verschiedene schmerzhafteste, mit heftigen Fiebern verbundene Hautausschläge stellten sich bei Pojto ein, und die Füße schwellen ihm an und erschwerten ihm das Gehen. Er hielt jezt seinen Zustand selber

für bedenklich und überlegte bei sich, ob er nicht umkehren solle. Die Kähne hatten den Ogobai bereits verlassen und waren in dessen bedeutendsten von Süden kommenden Zufluß, den Ngouay, eingebogen, als zunehmende Schwäche und Fieber Pojto endlich zur Umkehr zwangen.

Er trennte sich von Pedro, fuhr den Ngouay und den Ogobai wieder hinab bis zu einem Dorfe der Mpongwe, in dessen Nähe die Wasserläufe mündeten, auf deren zusammenhängendem Netz man angeblich nach dem Gabünstrome gelangen konnte.

Hier entließ Pojto einen Teil seiner Ruderer und mietete sich vier Mpongwe samt einem Führer, welcher den Wasserweg nach dem Gabün kannte.

Peter und sein Weib wollten nicht von Pojto weichen und bestanden darauf, ihn nach dem Gabün zu begleiten, anstatt an die Mündung des Fernando-Vaz oder nach San Thomé zurückzukehren, und so trat Pojto, krank und schwach, die Reise in nördlicher Richtung an, welche jedenfalls um ein Bedeutendes kürzer war als die den Ogobai und N'pulanay hinab nach der Mündung des Fernando-Vaz.

Der Weg führte auf kleinen schmalen Kanälen durch sumpfigen Urwald hindurch, welcher die fast strömungslosen Wasserläufe oft mit einem soch dichten Laubwerke überwölbte, daß man stellenweise vom Himmel nichts mehr sah.

Nach einigen Tagen erreichte man eine weite sumpfige Lagune, aus welcher jetzt, in der trockenen Jahreszeit viele inselartige Schlammbanken und trockene Flächen lagen, auf welchen die Mpongwe nun Bananen-, Bataten- und Kaffawafelder angelegt hatten, die aber in der Regenzeit, im Juni bis September, ganz von Wasser bedeckt sein mußten.

Zwischen diesen Inseln und Schlammbanken hindurch, auf deren höheren einige Dörfer und Niederlassungen lagen, steuerte der Führer den Kahn mit einer Sicherheit, wie sie nur der seine und lebenslang geübte Ortsinn des Eingeborenen bekommen kann; dann bog man in einen kleinen Fluß ein, dessen Gefälle allmählich zunahm, und auf dessen breiter werdenden Gewässern die Ruderer ihre Kraft besser entfalten konnten.

Dann erreichte man den Punkt, wo dieser kleine Fluß in den breiten Gabünstrom einbog, und man fuhr dessen südlichen Ufern entlang der breiten Bucht zu, welche die Mün-

bung des Gabün bildet. Bald erschienen an den Ufern die dichten Mangrovenwälder mit ihrem undurchdringlichen Wurzelgeflecht und ihrer tiefen Stille und verrieten, daß man sich bereits im Brackwasser befände.

Pojto war mittlerweile so schwach geworden, daß er sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte, und meist am Boden des Rahnes auf weichen Matten und Fellen lag. Er war ziemlich teilnahmslos geworden und sehnte sich nach dem Augenblick, wo er eine europäische Niederlassung erreichen konnte, um sich von da aus nach den Niederlassungen amerikanischer Methodistens-Missionare oder nach dem Fort Napoleon und dem dabei liegenden, von europäischen Faktoreien gebildeten *Clapton* zu begeben, welche sämtlich an der nördlichen Seite der Bucht der Gabünmündung liegen.

Da meldete ihm eines Nachmittags Peter, man habe ein Segelboot von europäischer Bauart in Sicht, welches dem Lande zusteure, und Pojto gab den Befehl, auf dasselbe zuzuhalten. Eine Viertelstunde später waren der Rahn und die leichte Schaluppe einander auf Rußweite nahe und Pojto rief nun hinüber: „Schip ahoy!“

„Ahoy!“ tönte es zurück und ein Weißer in europäischer Tracht zeigte sich im Bug der Schaluppe und sah sich nach dem Anrufer um.

So sehr Pojto auch von der tropischen Sonne Afrikas verbrannt und von Krankheit entsetzt war, so erkannte der andere Europäer doch in ihm einen Weißen und staunte nicht wenig, denselben in einem solch ursprünglichen Rahn den Strom herabkommen zu sehen; er ließ daher beilegen, fuhr heran und richtete erst in englischer, dann in französischer Sprache einige Fragen an Pojto, welcher sich zu erkennen gab und mit wenigen Worten beschrieb, woher er kam.

„Du lieber Himmel, Sie sind also ein Deutscher?“ rief der Fremde mit einem Male hoch erfreut in deutscher Sprache. „Sie sehen in mir einen Landsmann, welcher hoch erfreut ist, hier in dem fernen Afrika einen Deutschen zu treffen. Ich heiße Heinrich Leo und bin Verwalter einer benachbarten Pflanzung auf dem südlichen Ufer des Gabün. Aber Sie sind krank, Sie haben offenbar das Guineafieber und müssen eilen, ans Land zu kommen. Bitte folgen Sie mir und genießen Sie meine Gastfreundschaft, bis Sie sich wieder erholt haben!“

Und er drang so herzlich in Pojto, daß dieser, schon gewonnen von der offenen Physiognomie und dem einnehmenden Wesen seines so unerwartet gefundenen Landsmannes, dessen Anerbieten gern annahm.

Von Peter und Leo unterstützt, kletterte er an Bord der Schaluppe, die den Kahn ins Schlepptau nahm und nun unter dem Druck der Segel und Ruder einem kleinen Vorgebirge zusteuerte, an dessen Fuß ein kleiner durch das Manglar gehauener Kanal ans Land führte.

Hier stand eine hölzerne Anlande und ein Boothaus, und die beiden Fahrzeuge landeten. Eine Anzahl Neger kamen auf einem Pfade den Hügel herab, um die Ladung der Schaluppe löschen und ans Land schaffen zu helfen.

Auf Leos Weisung nahm ein riesiger Neger den abgemagerten Pojto auf die Schultern und trug ihn den Hügel hinan, und eine Viertelstunde später erreichte dieser eine von Wall und Graben und Palissaden umgebene Pflanzung, Belle-site genannt, den Wohnsitz Leos, welcher seinem Gaste sogleich ein paar lustige Zimmer in einem hölzernen Hause von europäischer Bauart anwies und ihm Erfrischungen vorsezen ließ mit dem Versprechen, daß er ihm sein Gepäck und seine Diener alsbald heraufschicken werde.

Mit einem an Nährung grenzenden eigenthümlichen Gefühl sah sich Pojto nach so langer Zeit wieder von europäischen Behaglichkeiten umgeben und in einem europäischen Bett mit Mustito-Negen, und ihm war, als fühle er sich jetzt schon besser.

Die frische Luft, welche durch die offenen Fenster von der See hereinwehte, erschien ihm ordentlich labend und mit einem innigen Dankgefühl gegen Gott warf er einen ersten Rückblick auf die hinter ihm liegenden Gefahren und Strapazen, über welche ihm die Vorsehung so mächtig hinweggeholfen hatte. Es dauerte nicht lange, so kamen auch Peter und sein Weib Elena, brachten ihm seine Habseligkeiten und Waffen und staunten die behagliche Einrichtung des Zimmers und des Hauses an, welche ihnen so fremd und neu war.

Nach einigen Stunden kam auch Herr Leo, nachdem die beiden Fahrzeuge ausgeladen und die Ladung in die Faktorei heraufgeschafft war.

Er brachte seine Hausapotheke mit und reichte Pojto sogleich einige zweckmäßige Arzneimitteln wie Eisenchlorid-Lösung

und Chinin und ähnliches, nachdem er dessen Zustand genauer untersucht hatte.

„Sie leiden nicht nur am Guineafieber, sondern auch noch an Blutmangel, der gewöhnlichen Folge dieser aufreibenden Fieber und der Ursache ihrer Erschlaffung,“ sagte Leo. „Hoffentlich werden einige Wochen der Ruhe hinreichen, um Sie wieder zu kräftigen, und das beste Mittel hierzu ist reichlicher Genuß von frischer Milch und von Früchten, die ich Ihnen hier verschaffen kann, denn wir haben einige Milchkühe hier auf Belle-site“.

Und nun wurden Posto sogleich einige Töpfe voll süßer und saurer Milch vorgelegt, welche ihm nach der langen Entbehrung derselben wie der köstlichste Lederbissen erschienen.

Dann kam der Austausch der gegenseitigen persönlichen Mittheilungen beider, welcher ganz rückhaltlos geschah. Heinrich Leo erzählte, daß er Medizin studiert, aber das Unglück gehabt habe, in einem Duell einen Gegner so schwer zu verwunden, daß derselbe seinen Wunden erlag.

Um sich der gesetzlichen Strafe zu entziehen, war Leo dann geflohen und Schiffschirurg an Bord eines nach Unter-guinea bestimmten Kauffahrteischiffes geworden, war damit nach dem Camerun und Gabun gekommen und erkrankt, ans Land gebracht und zurückgelassen worden, wo dann einige europäische Kaufleute sich seiner angenommen und ihm die Stelle eines Maschinisten auf der Pflanzung Belle-site verschafft hatten, welche, wie ihr Name verrät, von einem französischen Handelshause in Bordeaux gegründet worden war. Hier verbrachte er einige Jahre, machte sich genau mit den Geschäften einer solchen Pflanzung vertraut und fand Geschmack an diesem friedlichen aber auch eintönigen Dasein. Er war gut bezahlt und hatte vielen Sinn für Naturkunde und reichliche Muße, um die Pflanzen- und Thierwelt dieser Gegenden zu studieren, und hatte in der Heimat keinerlei Anknüpfungspunkte mehr, denn seine Eltern waren tot und zwei seiner Geschwister in Amerika.

Als die Pflanzung in das Eigentum eines amerikanischen Handelshauses überging, ward Leo zu dem Posten eines Verwalters oder Faktors befördert und ihm neben unumschränktem Schalten und Walten noch ein Gewinnanteil eingeräumt, und so hatte er hier eine zweite Heimat gefunden, wiewohl nicht für immer, denn dieses erschlaffende Klima, beinahe unter dem

Äquator, erträgt kein Europäer auf die Dauer, und Leo gedachte nur so lange zu bleiben, bis er sich ein kleines Vermögen erspart haben würde, und dann zu seinen Geschwistern nach Baltimore zu gehen.

Er war eben auf dem Rückwege von Glastown, wohin ihn Geschäfte gerufen hatten, nach seiner Pflanzung begriffen gewesen, als ihm ein günstiger Zufall den Kahn und in diesem einen Landsmann entgegen geführt hatte, und dieses Wiedersehen eines Deutschen und der Austausch mit demselben nach so langer Entbehrung war für Leo ein Genuß, den er gar nicht hoch genug anschlagen konnte.

Doppelt aber interessierte sich Leo für seinen Gast, als dieser ihm seine eigene Lebensgeschichte und seine jüngsten Erlebnisse auf dieser Forschungsreise in den Comma- oder Gamma-Ländern mittheilte und er fand, wie viele Berührungspunkte er mit Posko gemeinsam hatte.

Er bestand nun doppelt dringend darauf, daß Posko so lange wie möglich bei ihm in Belle-site bleibe. Er riet demselben, jeden Gedanken an weitere Reisen im Innern aufzugeben, weil diese sein Tod sein würden, indem jeder Europäer, dessen Organismus einmal einen solchen Stoß erlitten habe, wie ihn das Guineafieber und die Blutarmut in dessen Gefolge hervorbringen, erfahrungsmäßig unfehlbar der Ruhr und dadurch einem mehr oder minder langsamen Tode verfallen würden, und er redete ihm zu, lieber eine Erholungsreise nach Europa zu machen, bevor er daran denke, seine Forschungen in dem verderblichen Klima von West-Afrika weiter auszu dehnen. Er riet ihm vor allem, seine Leute zu entlassen und sich ganz frei zu machen, damit er ohne Sorgen und Geschäfte sich um so eher erholen könne.

Posko war für diese Ratschläge ebenso dankbar als zugänglich, denn er fühlte selbst, wie sehr dieselben gegründet seien. Er überlegte sich daher die Sache noch einmal genau, lohnte am anderen Morgen seine Mpongwe-Ruderer ab und entließ sie reich beschenkt; selbst den Kahn schenkte er ihnen noch, da derselbe für ihn selbst von keinem Werte mehr war.

Dann theilte er Peter mit, daß er hier seine Genesung abwarten und dann nach Europa zurückkehren wolle, und daß er sich von ihm trennen müsse, daß er aber bereits von Herrn Leo die Zusage habe, daß dieser den Bakalai und sein

Weib als bezahlte Arbeiter auf der Pflanzung anstellen wolle.

Peter schien aber hierzu keine große Lust zu haben, denn in ihm regte sich die alte Nomadennatur, und als ehrlicher Bursche erklärte er, er möchte lieber nach San Thomas gehen, Herrn Heinemann auffuchen und sich diesem oder einem der portugiesischen Händler anschließen, welche mit den westafrikanischen Stämmen Handel trieben. Pojko wußte ihm auch hierzu Mittel und Gelegenheit durch Herrn Leo zu verschaffen, welcher Peter und sein Weib einige Wochen später in einer Nacht nach Glasstown hinüberschickte und ihm Empfehlungen an sein dortiges Haus mitgab, damit dieses ihm die Reisegelegenheit auf dem ersten besten nach San Thomas abgehenden Schiffe verschaffe.

Pojko ging der Abschied von dem treuen Burschen sehr nahe und er entließ ihn reich beschenkt und mit dem Versprechen, ihn auffuchen zu wollen, wenn er je wieder nach dem Fernando-Vaz oder Ogobai zurückkehre.

Jetzt war Pojko allein und gewissermaßen von allen afrikanischen Beziehungen los und ledig. In der Ruhe und Muße dieser einsamen stillen Niederlassung und im Umgang mit Herrn Leo erholte er sich bald wieder. Warme Bäder, Milchkur und die frische Seeluft trugen wesentlich dazu bei, ihn zu kräftigen, und er fühlte sich bald stark genug, um in den kühleren Morgen- und Abendstunden ins Freie zu gehen und die Niederlassung selber näher kennen zu lernen. Diese lag auf einem kleinen Höhenzuge hinter den Alluvionen des Ufers, auf einer ziemlich ebenen Fläche, und umfaßte einen Raum von vier bis fünf Hektaren, welcher mit Wall, Graben und starken Palissaden umgeben war.

Innerhalb dieser Umfriedigung stand das Wohngebäude des Verwalters nebst dem Comptoir, dann einige Oekonomie-Gebäude und große Magazine weiterhin die dampfgetriebene Ölmühle und hydraulische Presse und am südlichen Ende eine Reihe von Hegerhütten für die Arbeiter der Pflanzung, welche zum Teil Sklaven waren.

Eine Stallung nebst Viehhof und ein großer Gemüsegarten lagen noch innerhalb der Umfriedigung, und außerhalb derselben dehnten sich die Pflanzungen selber hin, die langen Alleen von Olpalmen und Butterbäumen, die unabsehbaren Reihen von Bananen- und Ananas-Pflanzungen, die Felder

mit Tabak und Zuckerrohr, mit Maniot- oder Kaffawa-Pflanzen (*Jatropha Manihot*, einem strauchartigen Wolfsmilch-Gewächse mit großen fleischig-mehligen Knollen, welche zerstampft und gemahlen und dann ausgepresst werden, um den giftigen Saft derselben zu entfernen, worauf der Rückstand in Laiben von etwa 33 Centimeter Länge und 10 bis 15 Centimeter Breite über dem Kohlenfeuer gebacken wird, die Stelle von Brot vertritt und sich ziemlich lange hält), mit Yamswurzeln, Bataten und anderen Nahrungspflanzen.

Der Anbau all dieser Gewächse und das Einsammeln des Saftes von mehreren in den Wäldern dieser Zone wildwachsenden Schlinggewächsen, welche das Kautschuk liefern, war das Geschäft der auf dieser Pflanzung beschäftigten Arbeiter, welche keineswegs über Gebühr angestrengt wurden. Die meisten dieser schwarzen Arbeiter waren verheiratet und jeder hatte sein eigenes halboffenes Häuschen aus Flechtwerk mit einem Dach und Vordach von Baumrinde, und sein eigenes Gartengrundstück oder seinen „Kostacker“ (wie man dies mit einem holländischen Worte bezeichnet) außerhalb der Umwallung. Außerdem hatten diese Neger, welche verschiedenen Stämmen angehörten, noch ihre Hühner, Ziegen und Hunde, welche letztere von ihnen gemästet und verspeist werden und für einen wahren Vederbissen gelten.

Auf der Pflanzung Belle-site herrschte die größte Reinlichkeit und Ordnung, und einige Aufseher, Mulatten oder Batalai, erhielten unter den Schwarzen die nötige Disziplin, unter gelegentlicher Anwendung der gedrehten Peitsche aus Flußpferdebaut, ohne welche man leider diese Neger nicht im Zaume halten kann.

Aber außerdem wurden sie weder mißhandelt noch mit Arbeit überbürdet und waren gut und reichlich genährt, weil dies allein sie arbeitsfähig und gesund erhält. Auch sie waren häufigen Fiebern und andern Krankheiten unterworfen und wurden dann von Herrn Leo ärztlich gepflegt.

Sie hatten meist einige halbe Tage in der Woche für sich, um auf ihren Kostäckern zu arbeiten, deren Ertrag ihnen allein gehörte, und sie mußten, wenn es auf der Pflanzung selbst nichts zu jäten, zu graben oder zu ernten gab, mit Axt und Hacke und Feuer weitere Waldstrecken abholzen und urbar machen und für die künftige Anpflanzung von Olpalmen, Kaffee u. s. w. vorbereiten, denn es war Grundsatz, die

Pflanzung jedes Jahr um einige Hektaren Flächenraum zu vergrößern.

Wenn dann am Ende der trockenen Jahreszeit die Ölnüsse ausgepreßt waren, wurden die entöhlten Treber auf die neu urbar gemachten Felder gebracht und in den Boden gebracht und nach der Regenzeit, im Dezember und Januar, keimten dann die in den Trebern befindlichen Keimlinge und erzeugten eine Menge junger Palmen, welche man, wenn sie erst manns- hoch geworden waren, wieder auf frische Acker verpflanzte, um in dieser Weise den größtmöglichen Nachwuchs der so ergiebigen Ölpalmen zu sichern.

Nebstdem tauschte Leo auch von den in den benachbarten Dörfern lebenden Mpongwe Ölnüsse, Gummi, Kautschuk, Rotholz und andere Landesprodukte ein, um die Nüsse zu Öl zu verwenden und dieses nebst den anderen Boden-Erzeugnissen über Glastown nach den Vereinigten Staaten zu versenden.

Der Betrieb einer derartigen Pflanzung war allerdings für den Anfang mit großen Unkosten verbunden, wie Herr Leo erklärte, warf dann von Jahr zu Jahr einen größeren Ertrag ab, welcher zu jener Zeit für Velle-rite mindestens dreißig Prozent des Anlage-Kapitals betragen sollte.

Sobald Pojto sich kräftiger fühlte, ordnete und verpackte er seine Sammlungen und machte sich allerlei im Hause zu thun; dann ordnete und sichtete er auch die von Herrn Leo angelegten nicht unbeträchtlichen Sammlungen und verpackte sie, um sie an den großen Tier- und Naturalien-Händler Samrach zu senden, welcher sie für Herrn Leo verwerten sollte.

Als Pojto sodann sich so kräftig fühlte, daß er sich wieder ins Freie wagen konnte, besuchte er die Felder der Pflanzung oder machte mit Herrn Leo kleine Jagdausflüge in der Umgebung, von welchen er immer eine kleine Ausbeute an interessanten Vögeln oder Tieren mitbrachte.

Eines Tages machte Herr Leo mit seinem Gaste zu Wasser auch einen Ausflug nach einem nahen Mpongwe-Dorfe, mit dessen Häuptling, dem sogenannten König Nikolas, er gut bekannt war.

Dieses Dorf lag an einem kleinen Flußarm auf den Alluvionen hinter den Mangrovenwäldern und bestand, wie beinahe alle Dörfer dieses Negerstammes, aus einer einzigen

geraden Straße von ungefähr hundertundfünfzig Schritten Länge und zwanzig Schritten Breite, welche zu beiden Seiten mit den Häusern oder Hütten besetzt war.

Diese waren viereckig, aus Bambusgeflecht erbaut, mit Matten bedeckt und hatten ein reinliches schmales Aussehen. Die größeren derselben waren in der Fronte vielleicht hundert Fuß lang und gegen zwanzig Fuß tief und an ihrer ganzen Front mit einem breiten Vordach versehen. Der Boden in dem Innern derselben war ein Estrich von festgeschlagenem Lehm und sehr reinlich gehalten, wie auch die Straße selber, und man sah in den Hütten und unter den Vordächern verschiedene Hausgeräte: Lehnstühle, Hängematten, Schemel, hübsch geflochtene Matten und eine Art Kanapees aus Rohrgeflecht.

Die Männer und Weiber, welche Posto auf der Straße und vor den Häusern saß, erschienen weit zivilisierter, als diejenigen, welche er in den Dörfern des Innern gesehen hatte, und sehr artig und manierlich; sie bildeten einen kräftigen, hochgewachsenen und hübschen Menschenschlag, welcher wenig von dem gewöhnlichen Negertypus hatte.

Alle, mit Ausnahme der Kinder, waren bekleidet, was schon einen Fortschritt in der Kultur bekundete; die Männer trugen ein Kattunhemd und darüber ein Stück viereckigen Zeugs, das bis zum Knöchel herabreicht, und als Kopfbedeckung einen Strohhut.

Die Tracht der Frauen bestand nur in einem Lententuch oder in einer Schürze, welche bis unter die Kniee herabreichte, und einer Menge von messingenen Röhren an Armen und Beinen, welche sie mittelst Zitronensaftes blank erhalten, und in eben solchen großen Ohrringen. Ihr Haar ist in einem hohen Chignon oder Knäuel über dem Scheitel aufgesteckt, der einen sehr künstlichen und mühsamen Aufbau verrät und den Kopf außerordentlich, ja unförmlich groß erscheinen läßt.

Da Herr Leo den Bewohnern des Dorfes genau bekannt war, so erfuhr König Nikolas alsbald dessen Ankunft mit einem andern Weißen und ging denselben entgegen, denn der Besuch eines Weißen gilt dem Mpongwé für eine besondere Ehre.

König Nikolas empfing daher seine Gäste auch mit der größten Zuborkommenheit und führte sie in seine Behausung, eine der größten Hütten des Dorfes, vor welcher als Aus-

zeichnung ein Flaggenstöß stand. Er war ein großer, stattlicher, nur vielleicht etwas zu fetter Mann von etwa vierzig Jahren und erschien in einem höchst sonderbaren Aufzug, nämlich dem Waffenrock eines französischen Stabstrompeters von einem Kürassier-Regiment, der auf der Brust und den Ärmeln ganz mit Treffen besetzt war, dazu eine Art Weiberrock aus buntem Kattun, einem weißledernen Wehrgehäng oder Säbelschuppel um den Leib und einen etwas abgetragenen schwarzen Seidenhut oder Cylinder auf dem Kopf und einem großen Rohrstock mit einem silbernen Knopfe in der Hand. Er sprach etwas Französisch und Englisch und legte in der Begrüßung seiner Gäste viel natürliche Anmut und Ungezwungenheit an den Tag, wie denn überhaupt diese Mpongwe in ihrem Verhalten einen auffallenden Schluß verrieten.

Unter der Thür seiner Hütte wurden Leo und Pojto von den sechs Weibern des Königs empfangen, welche sich rasch in ihre besten Röcke und Schürze geworfen und mit Palmöl gesalbt hatten, und Pojto war nicht wenig überrascht, im Innern der Hütte einige Stühle und Tische, einen Spiegel, ein Porträt Napoleons III. und eins des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, an den Wänden zu bemerken, sowie mehrere andere Erzeugnisse europäischen oder amerikanischen Gewerbefleißes.

König Nikolas bot den Gästen Stühle an und hielt ihnen eine sehr lange Anrede voll blumenreicher Artigkeiten, worauf seine Weiber einen gedeckten und mit den mannigfachsten Speisen bedeckten Tisch herantrugen und die Gäste einluden, tüchtig zuzugreifen.

Pojto aber vermochte es nicht über sich, etwas von den gekochten Fischen und Fleischspeisen zu essen, weil er mit Ekel und Grauen daran dachte, dieselben könnten in denselben Gefäßen gekocht worden sein, worin die Mpongwe auch das Menschenfleisch kochen. Er aß daher nur einige Bananen und andere Früchte und genoß etwas Ziegenmilch und ließ Cognak und Brantwein unberührt.

Der Besuch dauerte nur etwa eine Stunde, und König Nikolas mit zwei seiner Frauen und drei Söhnen erwiderte einige Tage später denselben in Velle-site, wo die braunen Gäste ebenfalls reichlich bewirtet wurden und in sehr angeheiteter Stimmung Abschied nahmen.

Etwa eine Woche später hörte Pojto, daß in König Nikolas Dorf ein Trupp Jäger angekommen sei, welche einen lebenden jungen Gorilla mitgebracht, den sie aus einem Rudel von acht Stück gefangen hatten. Ein großer Hund, welchen sie bei sich gehabt, hatte diesen jungen Gorilla gepackt und festgehalten, bis ihn die Jäger an Händen und Füßen gebunden hatten.

Pojto ließ sich sogleich nach dem Dorfe hinüberfahren und kaufte das Tier, das etwa zwei Jahre alt und ziemlich zahm und ruhig war, und nahm es mit nach der Pflanzung, um es nach Europa zu bringen. Da er aber wußte, daß diese Tiere in der Gefangenschaft ungemein schwer zu ernähren sind und sich nur mit Mühe an Brot u. s. w. gewöhnen, sondern immer Früchte und Grünfutter haben wollen, so kaufte er von den Negern der Pflanzung mehrere Centner reifer Bananen, trocknete diese und schlug sie sorgfältig in Fässer ein, um damit das Tier auf der Reise zu füttern; ebenso that er sich einen großen Vorrat von saftigen Zuckrohrstengeln ein.

Der Gorilla, nur mit einer Kette um den Leib gefesselt, betrug sich in der Gefangenschaft ganz ordentlich und ward sogar etwas zutraulich gegen Pojto, der ihn selber fütterte und ihm freundlich und liebevoll zusprach und von Ungeziefer, namentlich von den in den Handknöcheln und Fußsohlen gelegten Larven von Sandflöhen reinigte, was das Tier sich gefallen ließ, ohne einen Versuch zum Beißen zu machen. Es ging auf allen Vieren, nämlich auf den platten Fußsohlen und den Knöcheln der einwärts gebogenen Finger; es hockte sich gern nieder, aber immer so, daß es mit dem Rücken sich an eine Wand oder einen Baum lehnte, und es war sehr dankbar, wenn man ihm den Herztrieb oder die Basis des saftigen Blüthenstands von Bananen reichete.

Ganz unversehens waren Pojto volle acht Wochen vergangen, welche er als Gast von Herrn Leo verbracht hatte. Er war nun ziemlich erholt, wenn auch noch nicht ganz genesen, und da nun die Zeit kam, wo französische und andere Schiffe im Gabün eintrafen, um Ladungen einzunehmen, so sehnte er sich, die Heimreise nach Europa mit einem derselben anzutreten.

Herr Leo war ihm auch hierzu behülflich; er brachte in seinem Fahrzeug Pojto und dessen ganze Bagage samt dem

jungen Gorilla hinüber nach Glastown und half ihm eine Reisegelegenheit mit einem englischen Schiffe nach Southampton verschaffen.

Der „Sir Robert Peel“ war ein guter Segler und lag schon in Ladung; er wollte auf dem Rückwege sogar auf der Rhede von Lagos, in Ebmina und Frentown (Sierra Leone) anlegen, was Pojko doppelt erwünscht war, weil es ihm Gelegenheit gab, frische Nahrungsmittel für seinen Gorilla einzukaufen. Er nahm also zärtlichsten und dankbarsten Abschied von Herrn Leo, dem er für seine Gastfreundschaft so hoch verpflichtet war, und schiffte sich an Bord des „Sir Robert Peel“ ein.

Die Fahrt ging glücklich von Statten und der junge Gorilla, welchem Pojko den Namen Peter gegeben hatte, gewöhnte sich mit Hülfe des Zuckerrohrs auch an die getrockneten Bananen und an Brot.

Als das Schiff auf der Rhede von Lagos anlegte, um hier einen Teil seiner Ladung einzulegen, machte Pojko einen Besuch bei dem Faktor des Herrn Weiffert und hatte die Genußung zu erfahren, daß, Dank der Fürsorge Heinemanns, alle seine Kisten aus St. Thomé und von der Mündung des Fernando-Vaz richtig eingetroffen und an die Naturalienhändler Jamrach in London und Hagenbeck in Hamburg abgeschickt worden waren, und Herr Hellbeck, der Faktor, freute sich doppelt, Pojko noch lebend wieder zu begegnen, da er wegen des Ausbleibens aller Nachrichten von ihm ihn bereits tot geglaubt hatte.

Pojko fand nur wenige von den jungen Deutschen mehr vor, welche er vor einundzwanzig Monaten hier getroffen hatte, einige waren tot, andere krank nach Madeira gereist oder nach Europa zurückgekehrt, und er verabschiedete sich von den übrigen mit den besten Wünschen. Dann ging er wieder an Bord des „Sir Robert Peel“ und landete nach einer günstigen Fahrt genau siebenzig Tage später in Southampton, wohin er seinen jungen Gorilla noch lebend und gesund brachte.

Nachdem Pojko seine verschiedenen Kisten zur Beförderung nach London aufgegeben, machte er sich selber auf den Weg dahin und suchte sogleich Herrn Jamrach auf, welcher ihn auf das Freundlichste aufnahm und ihm sogleich den jungen Gorilla abkaufte — den ersten, welcher lebend nach Europa kam. Jamrach hatte bereits einen großen Teil der Naturalien

verkauft, welche Posto ihm geschickt hatte, und diesen erwartete nun ein kleines Vermögen.

Posto mietete sich eine angenehme stille Wohnung in St. Johns Wood, weil dieser Stadtteil so nahe an dem Zoologischen Garten des Regents Park liegt, und wollte hier seine Sammlungen ordnen und sich erholen.

Zunächst besuchte er das britische Museum mit seinen Sammlungen und stellte sich den Konservatoren derselben vor; dann besichtigte er die beiden Tiergärten und den Krystallpallast zu Sydenham, und machte sich nun daran, verschiedene Briefe zu schreiben — in erster Linie an Eduard Heinemann und Heinrich Leo, dann an seinen wackern Gönner, den Professor Schmidt in Wien, um diesen die glückliche Heimkehr nach Europa anzuzeigen.

Die erste Antwort, welche er auf diese Briefe erhielt, war ein Schreiben des Professor Schmidt, welcher ihn zu seiner Rückkehr herzlich beglückwünschte und die glückliche Ankunft der Naturalien meldete, welche Posto dorthin gesandt hatte.

„Ich lege Ihnen hier einen Wechsel über den Betrag der Note bei und danke Ihnen sehr, daß Sie uns so billig gehalten haben. Die beiden Gorilla-Bälge und das Skelett sind unverfehrt angekommen, und ich hätte nur gewünscht, Sie hätten uns diese beiden Tiere auch als Gruppe ausstopfen können. Da aber die Herren vom Comité sehr darauf preßierten, daß die beiden Stücke unserer Sammlung einverleibt würden, so mußte ich sie durch ihre Leute ausstopfen lassen. Das Geld liegt schon lange zu Ihrer Verfügung, denn ich wußte nicht, wohin ich es Ihnen schicken sollte. Ich war sehr in Sorgen um Sie, weil wir so ganz ohne Nachrichten von Ihnen waren, und ich hatte Sie schon im Stillen als tot betrauert, als dem türkischen Klima erlegen oder von den wilden Stämmen der westafrikanischen Küste umgebracht. Ihre lange Gefangenschaft bei den Bakalai erklärt mir nun freilich genugsam, warum Sie Ihren Urlaub überschritten haben und uns keine Nachricht geben konnten. Da ich aber auch weder von Hagenbeck noch von Zamrah etwas über Ihr Verbleiben erfahren konnte, so mußte ich wohl oder übel dem Andringen meiner Kollegen nachgeben, welche nach dem Ablauf Ihres Urlaubs Ihre Stelle wieder zu besetzen wünschten. Die Wahl zu Ihrem Erfsatz fiel auf Ihren früheren ersten Gehülfen B. und war vielleicht nicht die geeignetste, allein

derselbe hat sich während Ihrer Abwesenheit in Gunst zu setzen und einigermaßen unentbehrlich zu machen gewußt. Ich beklage von ganzem Herzen, daß wir Sie auf diese Weise verloren haben, denn ich bin überzeugt, daß die auf Ihrer Reise gesammelten Erfahrungen und die lebendige Anschauung der afrikanischen Tierwelt Sie in Ihrer Kunst mächtig gefördert haben wird. Allein wenn Sie wieder bei uns eintreten wollen, werde ich meinen ganzen Einfluß aufbieten, daß Sie nach Ihrer Heimkehr unter den früheren Bedingungen wenigstens neben B. angestellt werden."

Pojto lächelte anfangs bitter, als er dies las; allein bald nahm sein Gesicht den Ausdruck ruhiger Ergebung an. Er konnte es den Herren in Wien nicht verdenken, daß sie ihm einen Ersatzmann gegeben hatten, denn ein Institut wie die kaiserlich-königliche Naturalien-Sammlung konnte nicht ohne einen Vorstand bleiben.

Zudem gab ihm ja sein Gewissen daß Zeugnis, daß er den Verlust seines Amtes nicht mutwillig und absichtlich verschuldet habe, und so war sein Gemüt ruhig und er beschwichtigte sich mit dem Gedanken: wer weiß, wozu dies gut ist!?

Sobald er sich einigermaßen gekräftigt und gesund fühlte, schaffte er sich die nötigen Werkzeuge und eine kleine Werkstätte an und begann einige der schönsten Exemplare von Tieren und Vögeln, welche er mitgebracht hatte, in sinnigen und malerischen Gruppen auszustopfen, z. B.: eine Gruppe Gorillas, aus Männchen, Weibchen und einem Jungen bestehend, wie sie, durch Menschen überrascht, sich zur Flucht anschicken; eine Vongo-Antilope von einem Leopard angegriffen; einen Baum mit Nestern von Webervögeln, mit Jungen und Alten; eine Gruppe Frankolina und anderer Hühnerarten mit ihren jungen Bruten.

Er warf sich mit vollem Eifer auf diese Arbeit, welche ihm nach der langen gezwungenen Muße ordentlich lieb ward, und er fand in der Arbeit selbst das Glück des Vergessens, wenn in ihm ein Arger über den Verlust seiner Stellung aufsteigen wollte.

Als Herr Jamrach diese Arbeiten sah, ward er ganz entzückt von denselben, erbot sich dieselben auf der Stelle anzukaufen und bat Pojto dringend für ihn eine Reihe ähnlicher Gruppen auf Bestellung auszuführen. Er sprach auch anderwärts davon, sorgte dafür, daß Pojtos Name als Kühner

Reisender, glücklicher Sammler und genialer Ausstopfer in den Zeitungen erwähnt wurde, und ehe Pojko hiervon nur eine Ahnung hatte, erhielt er in seiner bescheidenen Wohnung in St. Johns Wood die Besuche von mehreren der angesehensten Gelehrten Londons, welche den anspruchlosen und doch so interessanten Mann kennen lernen wollten.

Da waren der Vorstand und mehrere Mitglieder der Zoologischen Gesellschaft, welche sich Pojkos Arbeiten beschauten und denselben den bewunderndsten Beifall zollten.

Da war Waterton, der erste Ausstopfer des britischen Museums, welcher neidlos die Vorzüge von Pojkos Darstellung und die ungemeine Naturwahrheit seiner Arbeiten, die Richtigkeit und Treue seiner Naturbeobachtung anerkannte. Da war ferner der Vorstand der Königlichen Geographischen Gesellschaft, der berühmte Reisende und Altertums-Forscher Sir Henry Creswicke Rawlinson, welcher Pojko besuchte und ihm die Aufforderung überbrachte, einen Vortrag über seine Reisen in einer der öffentlichen Sitzungen der Geographischen Gesellschaft zu halten.

Und außerdem kamen noch viele andere angesehene und vornehme Leute, Liebhaber des Waidwerks oder Freunde der Naturwissenschaften, welche alle den merkwürdigen Fremdling und dessen Werke und Sammlungen kennen zu lernen wünschten und von dem ruhigen, bescheidenen und gediegenen Wesen dieses schlichten fähnen Mannes sehr befriedigt waren.

Pojko gelangte mit einem Male zu einer gewissen Berühmtheit, denn alle die großen Zeitungen sprachen von seinen Reisen, seiner reichen Sammlung und seinen künstlerisch vollendeten Arbeiten mit Auszeichnung. Er ward gewissermaßen ein öffentlicher Charakter und kam in die Mode in London, während früher in Wien keine Zeitung von ihm gesprochen und nur ein kleiner Kreis von Kennern seine Verdienste als Ausstopfer anerkannt hatte, denn was war er, der arme Böhme, den reichen und vornehmen Wienern? Er mußte an sich die Wahrheit des Sprüchwortes erfahren, daß der Prophet nirgends weniger gilt als in seinem Vaterlande.

Allein dieser Erfolg verdrehte ihm den Kopf nicht, denn wie ein wahres Talent und ein echter Künstler blieb Pojko bescheiden und lehnte alles Lob als übertrieben ab, denn er mißtraute noch seiner eigenen Kraft und strebte nur sich selbst genug zu thun; er sah in jedem neuen Erfolg nur einen Sporn zu neuer Anstrengung und gewissenhafter Pflichttreue.

Von allen Seiten kamen ihm Aufträge zu und die aus Indien, Südafrika und anderen Ländern heimkehrenden reichen und vornehmen britischen Jagdliebhaber baten ihn förmlich darum, daß er ihre Jagdbeute ausstopfe, daß sie damit ihre Schlösser und Jagdzimmer schmücken konnten.

Ehe ein Jahr verging, hatte Pojko seine Werkstätte vergrößern und mehrere Gehülfen annehmen müssen, und vermochte kaum den an ihn ergehenden Anforderungen und Aufträgen zu genügen.

Er kam in Wohlstand und in den Genuß einer ehrenvollen Unabhängigkeit; er ward ein rühmliches Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und die Ansichten und Urtheile, welche er in denselben auf Verlangen abgab, waren geachtet.

Mit großem Danke gegen die Vorsehung erkannte er nun die segensvolle Führung, deren er sich zu erfreuen gehabt und die ihn aus Leid und Gefahr zu einem neuen und umfassenderen Wirkungskreise verholten hatte.

Er ließ sich dauernd in London nieder und lebte seinem Berufe; den Gedanken an neue Forschungsreisen gab er auf, denn er hatte eine gebildete junge Deutsche kennen gelernt und geheiratet und lebt noch mit derselben in der glücklichsten und zufriedensten Ehe.

Professor Schmidt besuchte ihn einstmals in London, war verwundert und entzückt ob der ungemeinen Fortschritte, welche Pojko in seiner Kunst gemacht hatte, und wünschte ihm von Herzen Glück dazu, daß damals seine Stelle in Wien wegen seines Ausbleibens über die Urlaubszeit durch einen andern besetzt worden sei; denn sonst hätte ja Pojko wohl schwerlich sich diese neue und weit dankbarere und unabhängigere Laufbahn eröffnet.

Mit seinen Freunden Heinemann und Leo blieb Pojko in angelegentlichem Briefwechsel. Heinemanns Gesundheitsumstände hatten sich, wie es scheint, während seines Aufenthaltes auf San Thomas gebessert und er war auf das Festland zurückgekehrt, um dem König Jambai jenen reizenden Fleck Erde abzutauschen, welchen er selber Valparaiso, Paradiesthal, getauft hatte.

Unter dem Schutz von Jambai, Kazembo und anderen Häuptlingen benachbarter Stämme und unter dem Protektorat der portugiesischen Behörden von San Thomas und der Prinzeninsel legte Heinemann dort eine Pflanzung und Faktorei an,

mietete zu diesem Behufe von den benachbarten Häuptlingen deren Sklaven als Arbeiter und trieb zugleich Handel mit den umliegenden Stämmen und Dörfern am Olobi Nabuna. Die Ansiedelung gedieh unter seiner umsichtigen Leitung und warf bald einigen Ertrag ab, und nachdem Heinemann sie etwa sechs Jahre lang selber verwaltet hatte und durch den Tod seines Vaters nach Deutschland zurückgerufen wurde, setzte er einen zuverlässigen Deutschen als Verwalter und unseren alten Bekannten, Peter, den Bakalai, als Aufseher ein, denn dieser hatte nun das unstete herumichweisende Leben als Diener der Händler ebenfalls satt bekommen und für sich und seine Familie einen festen Wohnsitz und ein Unterkommen gesucht.

Diese neuesten Nachrichten über Peter hatte Herr Heinemann unserem Posto mündlich überbracht, als er ihn auf der Heimreise nach Bremen in London besuchte.

Seither blieben die beiden Freunde in stetem Austausch und Briefwechsel zwischen London und Bremen, denn Herr Heinemann hat nun die Leitung seines väterlichen Geschäfts in letzterer Stadt übernommen und überwacht von dort aus die Führung seiner gedeihlich emporblühenden Faktorei am Olobi.

Auch von seinem Freunde Heinrich Leo hatte Posto immer nur gute Nachrichten.

Leo hatte die Verwaltung der Pflanzung Belle-site noch weitere fünf Jahre fortgeführt, bis auch ihn seine kranke Leber und wankende Gesundheit daran erinnerten, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle und daß unter dem Äquator kein passender und dauernder Aufenthalt für Deutsche sei.

Er hatte dann seine Entlassung genommen und sich mit seinen Ersparnissen nach den Vereinigten Staaten begeben, wo er bei seinen Geschwistern die freundlichste Aufnahme und die Gelegenheit fand, seine angegriffene Gesundheit bald wieder zu kräftigen.

Nach seiner Genesung trat er zu Baltimore als Associé in eine Seifenfabrik, mit welcher er von Belle-site und Glasstown aus schon seither in Verbindung gestanden hatte und welche alljährlich große Mengen von Palmöl in Seife verwandelt, und er erfreut sich ebenfalls einer ehrenvollen Unabhängigkeit.

Posto aber lebt noch in London, ist ein nützlich und eifriges Mitglied des Deutschen Vereins, ein in seinem Fache

angesehener Künstler und heißt bei seinen zahlreichen Freunden im vertraulichen Verkehr immer nur

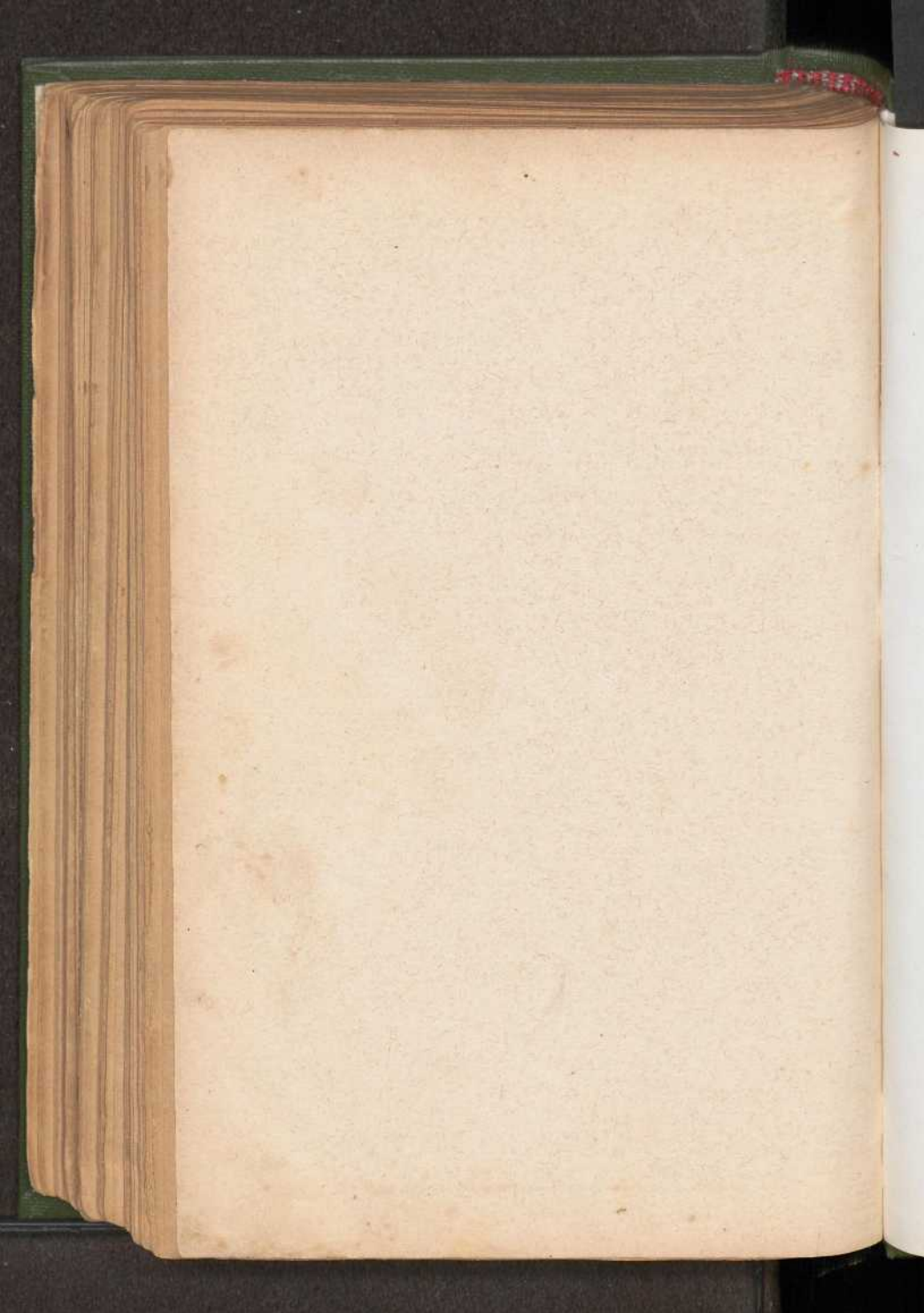
„Der Gorilla-Jäger“.

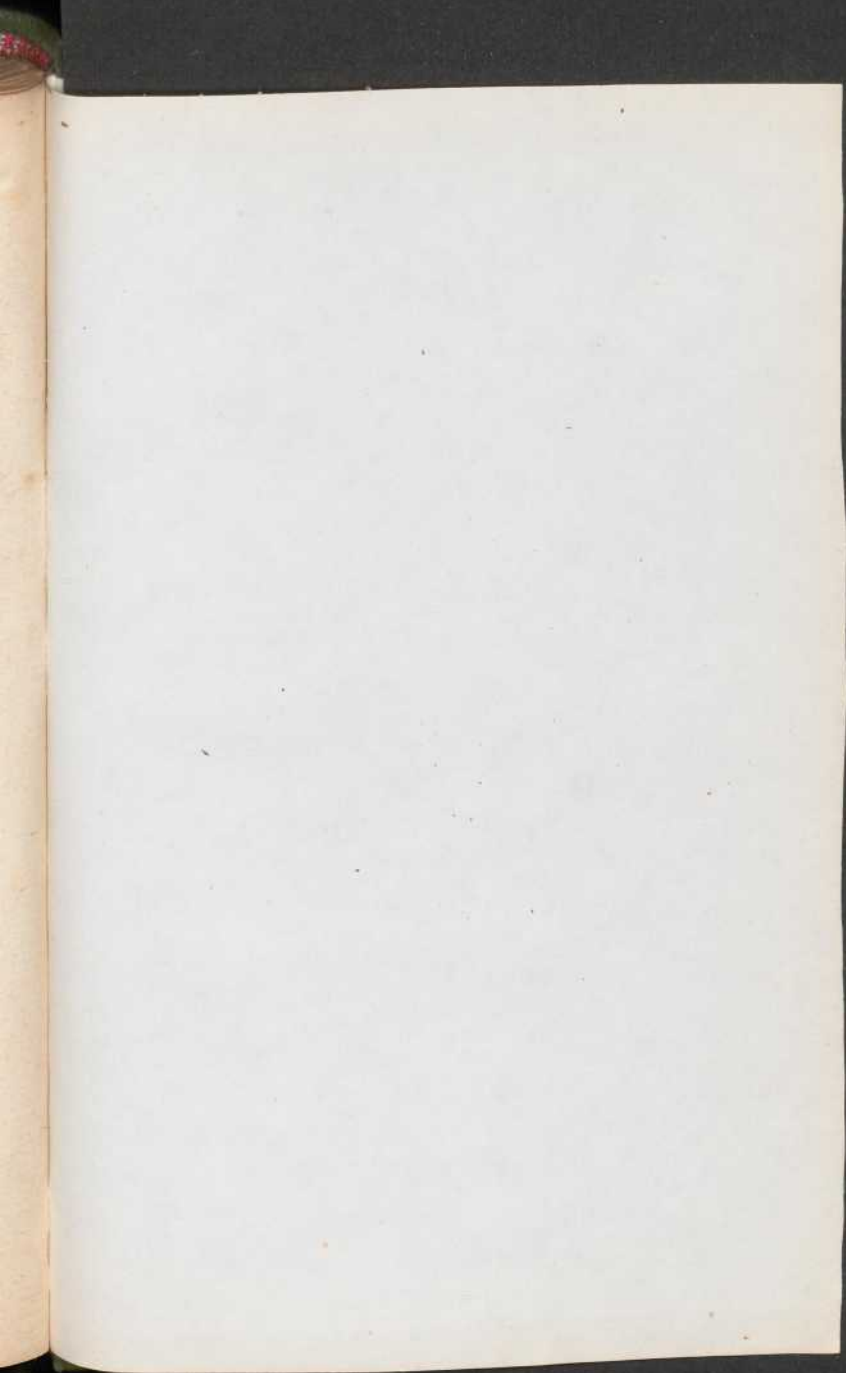
Seine Erlebnisse und Abenteuer auf jener Forschungsreise im tropischen Afrika bilden für ihn lebenslang die Quelle der angenehmsten und dankbarsten Erinnerungen, in welche er sich in freien Stunden gern versenkt.

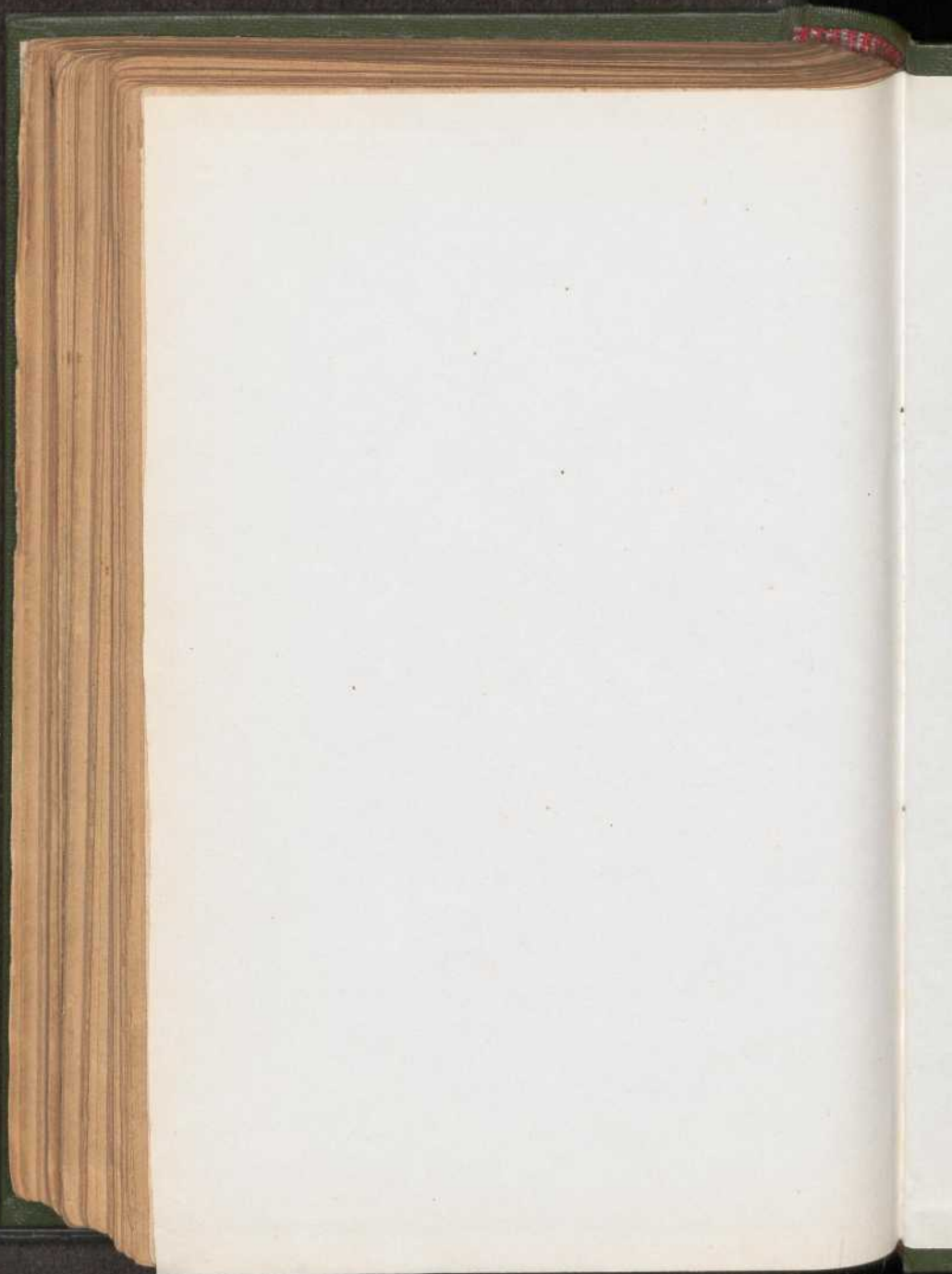
Ende.

ben

3=
lle
er





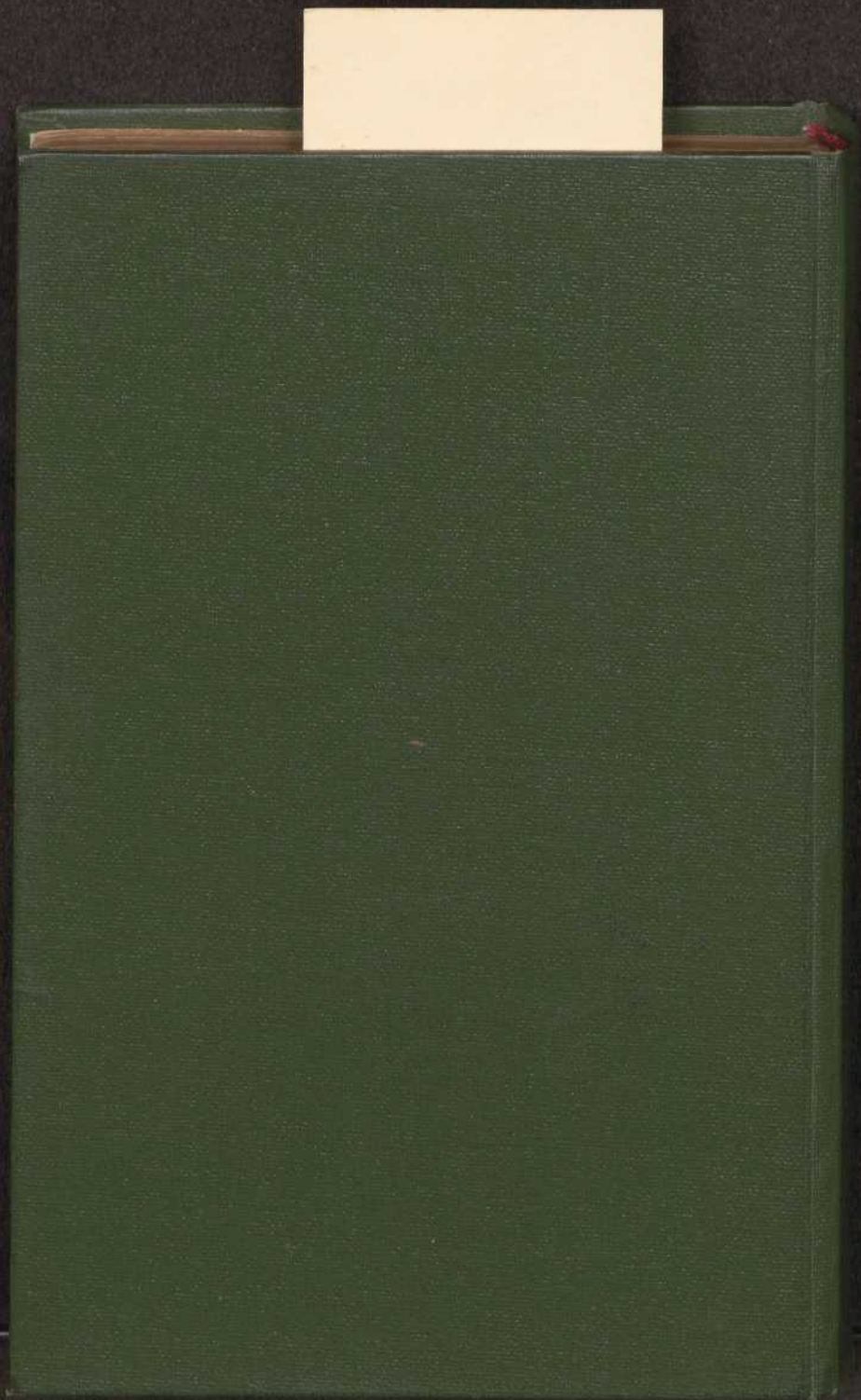


H/S 450 475

Internationale Jugendbibliothek



047002131858



Dr. Wylius.

